This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

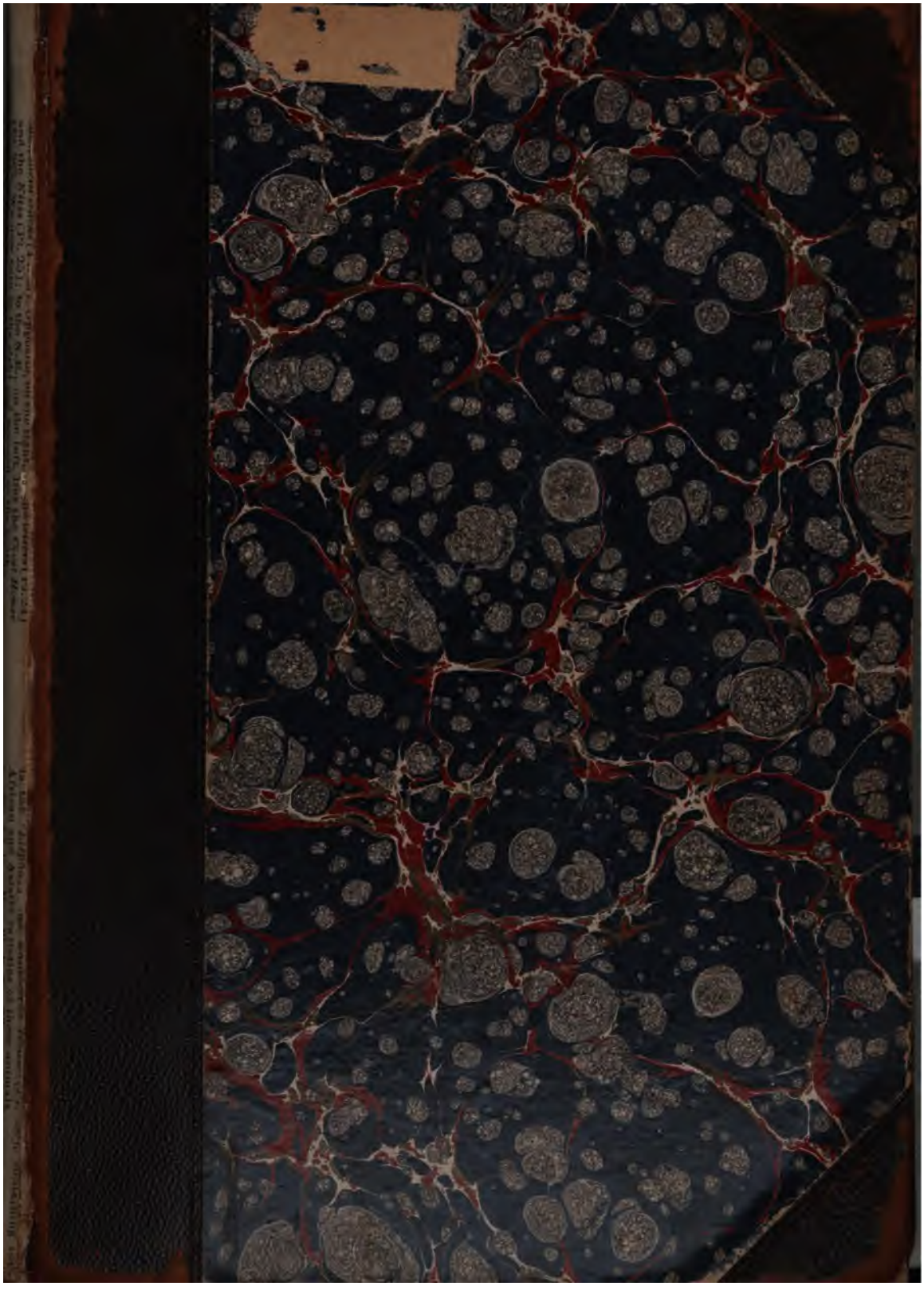
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



10 36

יהוה

INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX. 169.
כדברך חביבני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος σος αληθεια ἐστι.
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

VOLKSLEBEN
im Lande der Bibel

Volksleben

im

Lande der Bibel

von

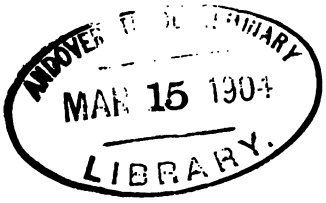
Leonhard Bauer.

Zweite Auflage.

Leipzig
Kommissionsverlag von H. G. Wallmann
1903.

342
Bauer
1913b

Alle Rechte vorbehalten.



54.17

Seinem teuren Vater

Johann Bauer

in Niederstetten

in kindlicher Liebe und Dankbarkeit gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede zur ersten Auflage.

Je mehr in unsern Tagen das Interesse der abendländischen Christenheit für das H. Land erwacht und je größer von Jahr zu Jahr die Zahl derer wird, die den Pilgerstab zu einer Reise in das Morgenland ergreifen, um so wünschenswerter dürfte es sein, zuverlässige Aufzeichnungen zu besitzen, die uns in der Kenntnis Palästinas und seiner Bewohner fördern.

Es muß ja zugegeben werden, daß an Beschreibungen und Schilderungen der hl. Stätten kein Mangel ist, und daß auch die fachwissenschaftliche Literatur in manchen Zweigen schon beträchtlich angewachsen ist. Nichtsdestoweniger scheint uns nach einer andern Seite hin noch eine Lücke vorhanden zu sein. Wir vermissen nämlich ein Werk, welches uns den Palästiner[1] von der Wiege bis zum Grabe in seinem Tun und Lassen zu Hause, im Felde und in der Gesellschaft, in seinen Sitten und Unsitten, seinen Tugenden und Fehlern vor Augen stellt, ein Werk, von dem aus wir Rückschlüsse auf die biblische Vergangenheit des Landes machen können, ein Werk, das nicht nur einzelne Bilder aus dem Volksleben herausgreift, weil es nicht seinen Ursprung einer flüchtigen

[1] nach dem Ursprung des Wortes Palästina „bilâd il-filißṭîn“ das heißt „Land der Philister“ gebildet und nicht nach dem lateinischen palaestinensis, deshalb Palästiner nicht Palästinenser.

Reise und ihren oft irreleitenden Eindrücken verdankt, sondern ein Werk, daß auf alle Gebiete des Lebens eingeht und nichts aufnimmt, was sich nicht durch langjährige Beobachtungen, eigene Erfahrungen und stete, vielseitige Nachfrage des Verfassers als wahrheitsgetreu erwiesen hat.

Diese Lücke auszufüllen oder wenigstens in sie zu treten, ist der Zweck des vorliegenden Buches. In 32 Kapiteln schildert es Arbeit und Ruhe, Freud und Leid, Denken, Reden und Handeln des palästinischen Volkes und hofft, daß die verschiedenartigsten Leser, der Theologe, Pädagoge, Ethnograph, Naturwissenschaftler, Arzt, Poet, Musiker und Arabist, der Landwirt, Imker und Handwerker nnd nicht zum letzten die freundlichen Leserinnen etwas finden werden, was jedes von ihnen besonders interessieren dürfte. Die zahlreichen biblischen Rückweise[1] mögen ein Beleg dafür sein, wie sehr man in Palästina trotz der mannigfachen Völkerschiebungen und des mächtigen Eindringens europäischen Wesens noch auf biblischen Pfaden wandelt. Die häufige Beiziehung arabischer Ausdrücke und Redewendungen schien uns um derjenigen Leser willen geboten, die sich näher mit dem Land und seiner Sprache beschäftigen wollen, ohne daß sie die übrigen Leser stören dürfte, weil sie meist auf die Fußnoten beschränkt ist.

Den Bildern liegen fast durchweg Originalphotographien und -zeichnungen zu grunde.

Von den wenigen mir zur Verfügung stehenden Quellen sind es besonders die „Mitteilungen über Leben und Sitten der Fellachen in Palästina“ von KLEIN in der ZDVP, Bd. III, IV und VI, denen ich mich, wie Kundige sofort sehen werden, in mehreren Stellen (vgl. Kap. 8) eng an-

---

[1] die wörtlich anzuführen ich der Raumersparnis wegen fast durchweg unterlassen habe, die aber in einer aus dem Urtext übersetzten Bibel nachzulesen ich den Leser freundlichst bitten möge.

geschlossen habe. Die übrigen Hilfsmittel wie der „Bote aus Zion“ und der 13. Jahrgang der „Neuesten Nachrichten aus dem Morgenland“ dienten hauptsächlich als Fingerzeig für eine möglichst allseitige Behandlung des Stoffes.

Kapitel 31 bringt in drei fragmentarisch gegebenen Reiseschilderungen noch eine Reihe selbständiger Züge und Notizen über palästinische Verhältnisse.

Kapitel 32 ist inhaltlich nicht mehr zum Buch zu rechnen. In der Hoffnung aber, daß manchem Freund der „hochgebauten Stadt“ eine kurze Chronik derselben aus dem letzten Jahrhundert willkommen sein dürfte, habe ich eine solche beigegeben.

In bezug auf Umschrift und Aussprache der in diesem Buche enthaltenen arabischen Wörter und Sätze verweise ich auf das in meinem „Lehrbuch zur praktischen Erlernung der arabischen Sprache (Schrift- und Vulgärarabisch)“ angewandte System.

Eine Zusammenstellung der häufigsten Münzen und Gewichte findet sich im „Anhang“.

Möge die Lektüre dieses Buches alle Leser veranlassen, nicht nur bei den hier geschilderten Verhältnissen des Lebens im H. Lande stehen zu bleiben, sondern vielmehr von ihnen als der Schale auf den Kern, auf die großen Gedanken und Taten Gottes zu dringen, wie sie die Bibel Alten und Neuen Testaments berichtet!

Im **Zeltlager** an der Mündung des
Rubinflusses, den 16. Sept. 1902.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende Auflage, die gegen meine Erwartungen schon nach wenigen Monaten notwendig geworden ist — die erste ist erst im Mai zur Ausgabe gelangt —, ist im wesentlichen ein unveränderter Abdruck der ersten.

Bad Bocklet, Ende Juli 1903.

L. Bauer.

Kapitel 1.

Bevölkerung. Religion. Religiosität.

Die eingeborne Bevölkerung Palästinas ist ein buntes Gemisch von Teilen verschiedener Völker, die seit den frühesten Zeiten das Land überflutet haben. Kanaaniter, Israeliten, Ägypter, Assyrer, Chaldäer, Perser, Makedonier, Syrer, Parther, Römer, Seleukiden, Araber, Seldschuken, abendländische Christen, Türken — sie alle haben es kürzere oder längere Zeit in Besitz gehabt. Wenn es auch für viele nichts anderes als Schlachtfeld und Totenacker gewesen war, so dürften doch von jeder Invasion mehr oder minder bedeutende Reste sich mit den Ansässigen vermischt haben. Dafür sprechen nicht nur Rassenmerkmale wie blonde Haare, blaue Augen, helle Gesichtsfarbe, sondern auch Familiennamen wie „Es-ṣalībi der Kreuzfahrer". Es läßt sich freilich nicht mehr feststellen, wie zahlreich bei diesem Prozeß der Vermischung die alten Kanaaniter und Philister vertreten sind, welches die Nachkommen der Zuzüge aus den Euphratländern sind, oder wer von den Römern der ersten Jahrhunderte abstammt usw. Der Islam hat alle diese und die mit ihm hinzugekommenen Volksteile zu einer arabisch redenden Bevölkerung verschmolzen.

Den Grundstock derselben bilden die seßhaften „Kinder der Araber[1]", die in zwei Klassen zerfallen: 1) die **Städter**[2] und 2) die **Bauern**[3] oder die ackerbautreibenden Dörfler.

[1] aulād il-'arab. [2] mādāni Pl. mādānīje. [3] fellāḥ Pl. fellāḥīn.

Ihnen reiht sich eine Klasse umherziehender Bevölkerung an, nämlich 3) die **Beduinen**[1] oder die „Söhne der Wüste[2]", die augenscheinlich ismaelitischer und midianitischer Abkunft sind. In ihnen hat sich die arabische Rasse ziemlich rein erhalten; sie nennen sich darum auch mit Stolz „il-'arab" und sehen sich als „die Araber" par excellence an. Sie streifen in der Ebene Jesreel, bei Cäsarea, Gaza, in der Wüste Juda, im Jordantal, südlich vom Toten Meer und in den Distrikten des Ostjordanlandes umher.

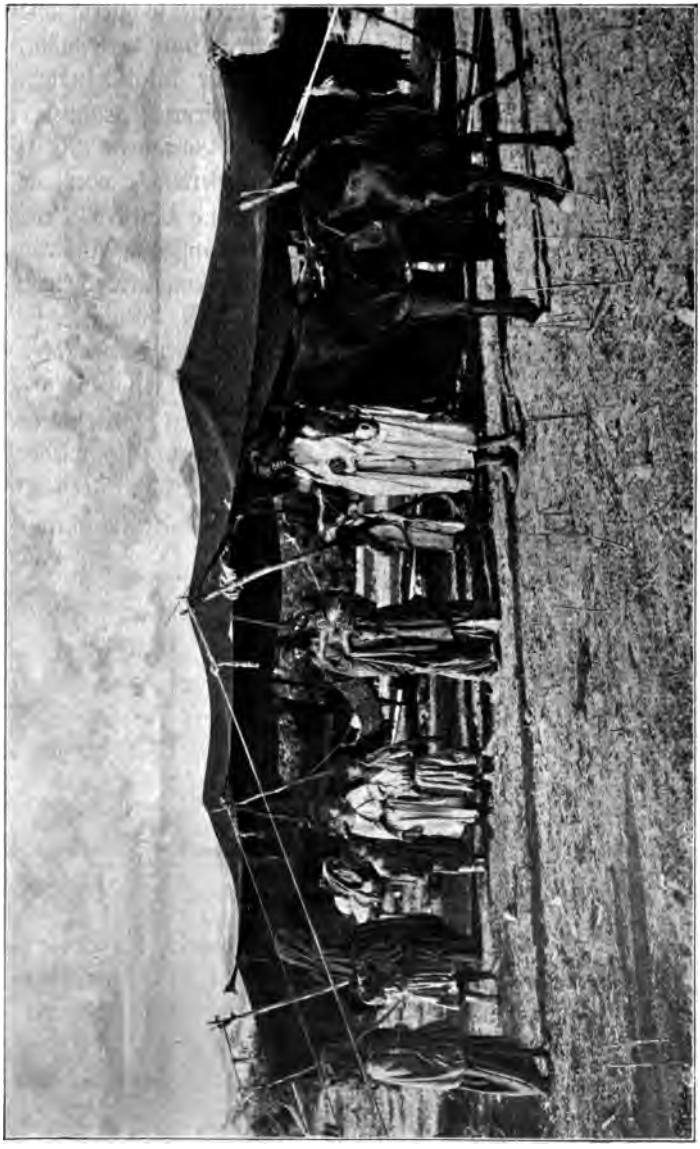
Ein so viel umworbener Fleck Erde wie das H. Land beherbergt natürlich auch Angehörige fremder Völker. Wir erwähnen in erster Linie die meist christlichen **Syrer**. Sie sind Nachkommen der im Syrien der Römer wohnenden Aramäer und sind vorzugsweise in den Städten wohnhaft. Einen weiteren Bruchteil bilden die **Franken**[3] oder **Europäer** und zwar Deutsche, Österreicher, Engländer, Franzosen, Italiener, Griechen, Russen. Die **Türken** sind als Volksstamm nur sparsam verteilt, aber durch ihre Stellung als Beamte und Offiziere von Bedeutung. Die **Juden** sind weniger Nachkommen der ursprünglichen israelitischen Bevölkerung als vielmehr aus Europa Eingewanderte. Mehr oder weniger Inder, Perser, Ägypter, Abessinier, Maghrebiner vervollständigen das bunte Völkergemisch Palästinas.

Die oben erwähnten drei Klassen werden schlechtweg **Araber** genannt. Sie unterscheiden sich aber ziemlich scharf in Bau und Einrichtung der Wohnungen, in Kleidung, Sitten und Lebensweise, in Charakter und Sprache.

Die **nomadisierenden Araber** wohnen in Zelten, die von den Weibern aus schwarzem Ziegenhaar (Hohesl 1,5) gewoben und durch ein Tuch in einen Raum für die Männer und einen solchen für die Weiber abgeteilt sind. Freiheit und Unabhängigkeit ist des Beduinen höchstes Gut. In der Stadt

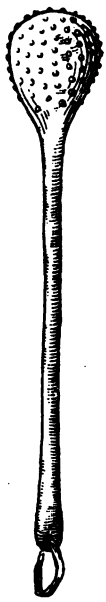
---

[1] badaui Pl. bidu. [2] aulād il-barrīje. [3] frängi Pl. fräng.



Beduinenlager

so zahm wie ein Lamm ist er in der Wüste so gierig wie ein Wolf. An Stelle des Ackerbaus, den er stolz verschmäht, treibt er Viehzucht. Da diese ihn aber nur kärglich nährt, so muß ihm der Raub als Erwerbsquelle dienen. Entweder fallen die Beduinen wie ihre midianitischen Vorfahren (Ri 6) in das Jordantal ein und rauben das Getreide, oder sie streiten sich untereinander um Weideplätze und Quellen. Bei Stammesfehden, die durch einen offenen Kampf zum Austrag gebracht werden, reiten die Männer einander entgegen, lärmen und schießen viel, strecken aber verhältnismäßig wenig Leute zu Boden. Nach vollendetem Streit errichten die Verwandten an den Stellen, „wo des Gefallenen Herzblut geflossen" — nicht wo er begraben liegt — einen Steinhaufen (vgl. 2 Sa 18,17; Jos 7,26) und ziehen sich wieder in ihre Lager zurück (ZDPV 1900 S. 70). Treffend schildert eine poetische Stimme dies Leben in folgenden Worten:


Keule

„In Stämme vereint,
der Arbeit feind,
an Herden reich,
dem Winde gleich,
auf schnellem Roß,
in der Hand das Geschoß,
bald hier bald dort,
kein fester Ort,
kein Haus uns engt,
kein Feind uns zwängt —
so leben wir frei
in der Wüstenei."

An Waffen tragen die Beduinen die Vorderladerflinte[1], nicht selten noch mit Feuerschloß versehen, einen krummen Säbel[2], manchmal auch Revolver und Dolch[3], eine Lanze[4], eine 60—70 cm lange Keule[5], deren birnförmiger, bisweilen auch

[1] bārūde. [2] jatagān. [3] changar. [4] rumḥ. [5] dābbūš.

ovaler Kopf mit Nägeln gespickt ist und eine Schleuder[1] aus Wolle geflochten, die doppelt zusammen gelegt etwa 80 cm lang ist und meist mit erstaunlicher Sicherheit gehandhabt wird. Der Schleuderer führt durch das eine durchlöcherte Ende den Zeigefinger der rechten Hand, das andere Ende wird, während einige Kreisschwingungen ausgeführt werden, zwischen Mittel- und Ringfinger gehalten und plötzlich losgelassen, worauf der Stein mit voller Wucht aus der Kappe fliegt. Mehr oder weniger ähnlich ist die Bewaffnung der Fellachen, nur die Lanze fällt bei ihnen weg. Da und dort sieht man auch ein in der Mitte leicht geknietes Hartholzschwert[2].

Schleuder

Einer der bezeichnendsten Züge der orientalischen Völker ist das ausgeprägte Bewußtsein der Stammes- oder Familienzugehörigkeit und der damit verbundenen Pflichten und Rechte. Daß der Stamm (ḳabīle) oder die Famlienſippe (ḥamūle) ein solidarisch verbundenes Ganzes bildet, für dessen Ehre und Wohlergehen jeder einzelne einstehen muß, wie es ebenso dessen Schande und Not zu tragen hat — das ist auch dem einfachsten Beduinen und Fellachen klar. Der biblische Ausdruck „Haus“ im Sinn von „Familie und deren Verwandtschaft“ (1 Mo 18,19; 1 Sa 3,14; 22,1) ist noch heute gebräuchlich, vgl. die in Kap. 3 erwähnten Namen der Dorfgemeinschaften von Ramallah und Lifta.

---

[1] muḳlā‘. [2] ḥanfe.

Bei den Beduinen hat jeder Stamm seine Grenzen, die er nur ungern und in Fehdezeiten gar nicht überschreitet. Auch bei den Fellachen ist es häufig so, daß jede Sippe ihr bestimmtes Dorfquartier inne hat. Mit großem Eifer hält man an den Familientraditionen fest und ist stolz auf den Nachweis der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sippe. Diese Erscheinung erklärt die Wichtigkeit und Genauigkeit der Geschlechtsregister, welche die biblischen Schriftsteller mit sichtlicher Liebe in ihre Schriften aufnahmen. So seltsam diese Stammbäume unserer Anschauung vorkommen, so sind sie nichtsdestoweniger von hohem Wert und Interesse. An der Spitze eines Stammes steht ein Fürst (emīr) oder Häuptling (schēch), und das Oberhaupt einer Dorfgemeinschaft ist der Schulze (muchtār = Erwählter). Ein solches Stamm- oder Familienhaupt besitzt eine weitgehende Macht und genießt großes Ansehen. In seiner Person vereinigen sich alle Würden und Ämter der stammväterlichen Verfassung. Er ist — wenigstens was den Fürsten und Häuptling betrifft — das kriegerische, richterliche, väterliche und teilweise auch priesterliche Oberhaupt des Familienbundes und der Vertreter im Verkehr mit der Regierung, kurz gesagt: Patriarch, Vater und Fürst in Einer Person. Nirgends kommt die Stammes- und Sippenzugehörigkeit so sehr zum Ausdruck als bei der Blutrache, bei sonstigen Übeltaten und in der Beilegung von Rechtsstreitigkeiten. Die Blutrache ist nicht auf den Totschläger beschränkt, sondern kann, namentlich wenn dieser nicht zu ermitteln ist, ebensowohl ein beliebiges Glied der Sippe treffen als auch, je nach der Schwere des Vergehens, wenn der Getötete z. B. im Schlaf oder meuchelmörderisch überfallen worden ist, den Tod von zwei bis vier Männern als Sühne erfordern. Bei den Beduinen packt der schuldige Familienbund seine Habe zusammen, lädt sie auf Kamele und wandert über Nacht in die Wüste zwischen Gaza und dem Sinai aus, während die Fellachen des Gebirges gewöhnlich ins Ostjordanland fliehen,

wohin sich kein Bluträcher wagt. Was an Hab und Gut zurückgelassen wird, plündert die Ḥamūle des Gemordeten, auch bebaut sie die Felder der Geflüchteten.

Nach mehreren Jahren beginnen die Vorunterhandlungen zur Schließung des Friedens. In denselben wird man auf ungefähr 50 Lira Sühnegeld und Übergabe einer Anzahl Schafe, neuer Mäntel, einer Quantität Reis, Zucker und Kaffee einig; manchmal wird noch die unentgeltliche Verheiratung einiger Mädchen an Jünglinge der geschädigten Sippe zur Bedingung gemacht. Am Tage der Stiftung des Freundschaftsbundes und der Annahme der Bruderschaft oder Verwandtschaft versammeln sich die Männer beider Familienverbände auf einem großen freien Raum. Nach Niederlegung der zu entrichtenden Kleider und Viktualien wird der Mörder, der zum Zeichen der Unterwerfung die Kopfschnur samt Turban um den Hals gehängt trägt, von seinen Leuten dem Schech der Ḥamūle des Ermordeten ausgeliefert mit den Worten: „Hier habt ihr euren Gegner, tut mit ihm, was ihr wollt! Schlachtet ihn oder hängt ihn auf! Wir haben ihn euch übergeben, und ihr habt keine Forderung mehr an uns". Darauf antwortet der Schech, den Übeltäter bei der Hand fassend: „Wir haben unsern Feind in den Händen, wollen ihn aber um Gottes willen begnadigen und loslassen und haben nun nichts mehr gegen euch!" Zugleich setzt er ihm die Kopfbedeckung wieder auf und befiehlt, daß die Schafe geschlachtet und das Versöhnungsmahl zugerichtet werde. Sodann findet die „Knüpfung des Banners"[1] statt. Es tritt dabei ein Zug im orientalischen Volkscharakter hervor: Die ausgesprochene Neigung zu zeremonieller Feierlichkeit und bildlicher Ausdrucksform, die sich in Symbolen des Akts wie des Worts gefällt. Um eine Stange, die in die Erde gesteckt und an der ein breites, langes Stück dünnen, weißen Baumwollenstoffes[2]

[1] ʿaḳd er-rāje. [2] baft.

gebunden ist, werden 30 Knoten geschürzt, welche 30000 Piaster Sühnegeld bedeuten sollen. Nun wird vom Schech oder dem Bluträcher ein Knoten um den andern gelöst, bis es noch 20, 15 oder 10, entsprechend den Tausenden der vereinbarten Summe, sind. Bei der Lösung des ersten Knotens lautet der Spruch des Schechs: „Ich löse diesen Knoten um Gottes des Allbarmherzigen willen (sc. und erlasse dir dadurch 1000 Piaster).“ Den zweiten Knoten löst er „um unseres Propheten Muhammed willen“, den dritten „um des Schechs willen“ und die noch (bis 20, 15 oder 10) übrigen zu Ehren der angesehensten Männer seiner Ḥamūle. Nach jeder Lösung eines Knotens danken die Männer der Ḥamūle des Mörders. „Gott[1] ersetze es dir und vermehre dein Gut!“ Das Sühnegeld wird erst später bezahlt. Ein großes Versöhnungsmahl schließt den feierlichen Akt und besiegelt den Friedens- und Freundschaftsbund.

Ein ähnliches Verhalten beobachtet die gerichtliche Behörde bei Freveltaten, wenn man den Täter nicht ausliefern kann oder will. Sie macht die Familiengenossenschaft, in der man den Missetäter vermutet oder das ganze Dorf, in dessen Mitte oder Nähe der Fall vorkam, haftbar und setzt eine Anzahl Leute gefangen, eine Justiz, die dem Orient von altersher eigen war (Ri 19 und 20).

Der **Bauernstand** liegt aufs tiefste darnieder. Er steht beständig unter dem Druck irgend einer Not, gewöhnlich der Geldnot, deren Hauptursachen die zu leistenden Abgaben und die Verheiratung sind. Mancher Fellache ist von seiner eigenen Verheiratung an solange in Geldschulden, bis er eine Tochter zu verheiraten hat. Da der Fellache selten bares Geld hat und doch zahlen soll, so muß er borgen. Er geht in die Stadt zum Kaufmann oder zum Juden, die ihm Geld gegen 20—100% vorstrecken. So schrecklich dieser Zinsfuß dem

[1] chalaf Allāh ʿalēk u kâtter Allāh chērak!

freundlichen Leser erscheinen mag, so bleibt dem Gläubiger doch kaum etwas anderes übrig, weil die Wiedererlangung des Geliehenen nicht nur alle erdenkliche Mühe und Unkosten sondern auch jahrelanges Warten verursacht. Übrigens haben die Schulden auch ihr Gutes für den Fellachen, ja sie sind ein notwendiges Übel. Ohne sie wäre er, wie das Eingeborne bestätigt haben, träg, stolz, unbotmäßig und verschwenderisch.

Der **Städter** betrachtet sich als das non plus ultra der Civilisation und blickt mitleidig auf den ungehobelten Fellachen. „Jā fellāḥ o du Fellach" ist ein häufiger Schimpf zur Bezeichnung eines dummen, ungebildeten Menschen (vgl. Klein in ZDPV). Die Städter sind Handwerks- Handels- und „Geld"leute. Sie suchen gewöhnlich durch Kauf, Verkauf und Unterhändlergeschäfte ihr Geld zu verdienen. Durch die Berührung mit den Europäern haben sie sich einiges europäische Wesen, vorerst nur äußerlich, angeeignet.

Wie zwischen den einzelnen Volksklassen im ganzen, so machen sich auch unter den einzelnen Städten, Dörfern und Beduinenstämmen Unterschiede bemerkbar, und man kann wohl sagen, daß jede Stadt, jedes Dorf und jeder Beduinenstamm seine Eigentümlichkeiten hat.

Die Ramleer Frauen sind anders gekleidet als die Jaffaner und die Ramallah-Frauen wiederum anders als die der umliegenden Dörfer. Ebenso unterscheiden sich die Bethlehemitinnen von ihren Volksgenossinnen landauf, landab durch ihre malerische, turmartige Kopfbedeckung (Kap. 4). Die Hebroner gelten als fanatische Leute und auch die Bewohner von Nablus haben einen unruhigen Charakter der an den Ausspruch des alten Sirach (50,28) vom „tollen Pöbel zu Sichem" erinnert. In beiden Städten muß der Fremde Steinwürfen von seiten der Jugend gewärtig sein. Die Nabluser gelten daneben als der Typus eines läppischen Menschen, was sich schon in ihrer Sprache verrät, in der Verwechselung des sch mit ß, z. B. ßemß Sonne statt schemß — eine frap-

pante und beredte Übereinstimmung mit dem schibbolet in Ri 12,6 — und in der gedehnten Art, mit der die Endsilbe eines Satzes ausgesprochen wird: anī mā ßuftôôôß statt ana mā schuftôsch. Die Jaffaner stecken mit Leib und Seele im Handel und die Jerusalemer gelten im besondern Sinn als da'uagīje d. h. für den Sultan und des Reiches Gedeihen Betende (vgl. Klein in ZDPV).

Unter den Dorfbewohnern sind manche durch ihr diebisches und betrügerisches Wesen sprichwörtlich geworden, andere gelten als händelsüchtige Menschen, wogegen wieder andere wie die in Dschifna im Rufe ruhiger, arbeitsamer Leutchen stehen. Die Bethlehemiten sind ein gewandter, intelligenter Menschenschlag. Über die Nazarener hört man noch immer wie zu Christi Zeiten das Wort Nathanaels: „Was kann von Nazareth Gutes kommen" (Joh 1,46)? Beiden Geschlechtern sagt man ein starkes Unabhängigkeitsgefühl nach, und im Volksmund heißt es von solchen, die sich verheiraten wollen, geradezu: Wen Gott strafen will, dem gibt er einen Mann bzw. eine Frau aus Nazareth. In der Philisterebene sind die Bauern von Jebna, dem alten Jabneel (Josua 15,11; 2 Chron 26,6), als Honigesser bekannt, die von El-ḳubēbe ibn schahīn heißen „Milzkranke"[1], und der Bewohner von Sarnūḳa muß sich den wenig schmeichelhaften Zunamen „Hahn der Misthaufen"[2] gefallen lassen. Bei den Beduinen z. B. sieht der Stamm der Beni ṣachr mit souveräner Verachtung auf die Ta'āmre oder gar auf die Ṛauārne im Jordantal herab, weil sie diesen an Mut und würdigem Benehmen überlegen sind und auch nicht wie diese sich mit Ackerbau befassen (vgl. Klein in ZDPV).

Bei allem Gegensatz der drei Volksklassen sind auch vermittelnde Elemente vorhanden. Es gibt Städte wie Gaza, deren Bewohner neben städtischem Wesen auch viel Dörfliches

[1] aṣfar mṭōḥil. [2] dīk il-māsābil.

angenommen haben. Die Frauen der Ortschaften des Ostjordanlandes sind in ihrer äußeren Erscheinung kaum von den Frauen der Beduinen zu unterscheiden. Wiederum leben viele christliche Bewohner Keraks den Sommer über in Zelten wie die Beduinen.

* * *

Palästina, die Wiege des Judentums und Christentums und Nachbarin der Heimat des Islam, ist das Land der **Religionen** und auch der Ort, wo fast alle konfessionellen Schattierungen dieser Glaubensparteien vertreten sind. Die 700 000 Einwohner verteilen sich auf etwa 520 000 Muslimen, 100—120 000 Juden und 60 000 Christen. Auf die Hauptstadt Jerusalem mit ihren 70 000 Einwohnern (vgl. Kap. 32) entfallen etwa 8000 Muslimen, 45 000 Juden, 15 000 Christen (nämlich 6500 orthodoxe Griechen, 4500 Lateiner, 1500 Protestanten, 1000 Armenier, 250 unierte Griechen, 150 Kopten, 100 Abessinier, 100 syrianische Christen und 50 unierte Armenier).

Die Muslimen sind, mit Ausnahme der Metāuile in einigen Dörfern Nordpalästinas, orthodoxe Sunniten, die in vier Schulen[1] zerfallen und sich in Hinsicht auf Fragen des Ceremoniells, der Glaubenslehre und Gesetzesauslegung unterscheiden: Ḥanafi[2], Mālki[3], Schāf'i[4] und Ḥanbali[5]. Die oberste geistliche Autorität im Muhammedanismus ist der Sultan, der den Scheichu ̯l-iślām als Ratgeber zur Seite hat. Für den Vollzug der Befehle dieser Oberbehörde hat der Mufti einer Stadt zu sorgen. Das übrige Kultuspersonal bilden die „'Ulama Gelehrten", welche den Titel „Scheich Doktor der Theologie" oder „Chaṭīb Prediger und Vorleser" führen und die „Imām Vorsteher", welche als „Imām i. e. Sinn

[1] mädhäb Pl. mädähib. [2] nach abu ḥanīfa en-nu'mān ibn baschar, 80—150 der hegra. [3] nach mālik ibn anīß, 90—170. [4] nach muḥammed ibn idrīß esch-schāf'i, 150—204. [5] nach aḥmed ibn ḥanbal, 164—241.

Prieſter einer Moſchee“ vorbeten oder auch predigen und als „Mu'essin“ die Gebetszeiten ausrufen. Eine beſondere Stellung nehmen die Derwiſche[1] ein. Sie ſind ſozuſagen muhammedaniſche Bettelmönche, ſtehen im Rufe von Heiligen und ſpielen bei Prozeſſionen[2], bei religiöſen Wallfahrten und im Leben der Dörfler eine große Rolle als Wundertäter, Heilkünſtler, Geiſter- und Feuerbanner und Verfertiger von Amuletten. Die Derwiſche zerfallen in vier Rangſtufen oder Orden[3], deren Namen nach den Stiftern folgende ſind: 1) ßulṭān 'abd el-ḳādir, 2) aḥmed el-badaui, 3) aḥmed rfā'i, 4) ibrahīm ed-dßūḳi. Jede hat beſondere Kräfte und Obliegenheiten und kennzeichnet ſich auch äußerlich durch die Farbe des Turban. Es verſtehen ſich z. B. die Derwiſche des Ordens ßulṭān 'abd el-ḳādir aufs Feuerbannen, diejenigen von Nummer 3 aufs Schlangenbändigen und Heilen von Gebiſſenen und Kranken. Dabei geben ſie Medizin, behaupten aber, daß die eigentliche Wirkung in der Kraft ihrer Perſönlichkeit beruhe. Gleichſam als Beweis hiefür hauchen ſie dem Kranken ihren Atem in den Mund, ſprechen religiöſe Sprüche über ihm aus oder ſchreiben ſie auf Papier, verbrennen dieſes und geben die Aſche dem Kranken zu trinken. Mancher Schech habe zur Geneſung eines Kranken nur nötig, über ihn wegzuſchreiten oder die Hände aufzulegen. Auf dem Glauben der Leute, daß von dieſen Heiligen Segenskräfte ausſtrömen, beruht die Gepflogenheit muhammedaniſcher Mütter, durchreiſenden Derwiſchen ihre Kinder zu bringen, damit ſie die Hände auf ſie legen und ſie ſegnen.

Im Faſtenmonat Ramadan pflegen die Derwiſche von Dorf zu Dorf zu ziehen, um mit den Fellachen über Religionsfragen zu reden. Wenn der Derwiſch ſein Amt bezw. ſeine Gaben auf einen andern übergehen laſſen will, ſo befeuchtet er ein Stück Zucker mit Speichel, gibt es dem von ihm

---

[1] darūisch Pl. darāuisch. [2] siāra Pl. siārāt. [3] ṭarīḳat.

erkorenen Nachfolger, der mit geschlossenen Augen dasteht, zu genießen und bläst ihm seinen Odem in den offenen Mund. Man ist geneigt, in all' diesen Gebräuchen an eine Nachäffung der Tätigkeit Jesu zu denken.

Nirgends dürfte das religiöse Moment eine das politische und gesellschaftliche Leben so bestimmende Rolle ausüben wie im H. Land. Der Orientale, der Muslim wie der Christ, ist religiös, ja er ist in seiner Weise frömmer als der Abendländer. Sein ganzes Leben durchzieht ein religiöser Hauch. Eines Tages zog unweit Jaffa ein alter Muhammedaner Wasser aus dem tiefen Brunnen. In der Hitze des Mittags war das keine leichte Arbeit; dennoch klagte der Greis nicht, sondern pries von Zeit zu Zeit die Barmherzigkeit Gottes. Alle Reden, Beteuerungen, Ausrufe, Begrüßungen (Kap. 18), Wünsche, Bitten, Dankesbezeigungen treten in Beziehung zu Gott, wobei in manchen Formeln „Allāh Gott" zwar weggelassen, aber stets unterzulegen ist.

Einige Beispiele: uallāh oder uállah bei Gott! maschállah was Gott will (sc. das geschieht; es gilt das als ein Ausruf des Staunens); inschállah so Gott will, bißmallāh im Namen Gottes. Der Bettler sagt: min schān allāh um Gottes willen. Man dankt: kätter chērak Gott vermehre dein Gutes!

Jeden Freitag Mittag findet in den Moscheen der Städte eine Versammlung aller Gläubigen statt, zu der auch viele Landleute der Umgebung erscheinen. Im übrigen wird dieser Tag freilich nicht gefeiert, ein Einstellen der Arbeit gibt es nicht. Neben jeder Moschee[1] erhebt sich eine Mēdane[2] d. h. ein runder, spitzer Turm mit einem Rundaltan unter dem Dach, von der aus der Ausrufer[3] täglich fünfmal zum Gebet auffordert und zwar 1) nach Sonnenuntergang[4] 2) etwa $1^1/_2$ Stunde nach vollständigem Eintritt der Nacht[5], gewöhnlich vor Schlafengehen 3) bei Tagesanbruch[6] 4) mittags[7]

[1] ǧāmi' Pl. ǧauāmi'. [2] bei uns fälschlicherweise Minaret genannt, was Leuchtturm bedeutet. [3] mu'eddin. [4] marrib. [5] 'ischa. [6] ṣubḥ oder ßaḥar. [7] ḍuhr.

5) um die zehnte Stunde des Tages[1], etwa $1^1/_2$ Stunde vor Sonnenuntergang.

Der Ausrufer hebt nach Süden d. i. Mekka zugewendet an: Allāhu akbar; áschhadu anna lā ilāha ill-allāh Gott ist groß; ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah. Nach Westen: Aschhadu anna muḥammed raßūlu llāh ich bezeuge, daß Muhammed der Gesandte Allahs ist. Nach Norden: ḥaija 'ala ṣ-ṣalā heran zum Gebet! Nach Osten: ḥaija 'ala l-felāḥ heran zum Gelingen! Den Beschluß bildet wieder die erste Formel mit der Wendung nach Mekka. Außerdem pflegt er frühmorgens zu sagen: Eṣ-ṣalā cheirun min en-naum Beten ist besser als Schlafen.

Ergreifend wirkt der Ruf, wenn er feierlich in die Nacht hinausklingt, und beschämend für viele Christen dürfte der stille Gehorsam sein mit dem der fromme Muhammedaner auf dem Feld oder sonstwo seine Arbeit unterbricht, sich wäscht, wenn er Wasser zur Hand hat, den Gebetsteppich oder den Mantel auf die Erde breitet und leise murmelnd sein Gebet verrichtet. Dabei kreuzt er die Hände, läßt sie hängen, legt sie geöffnet an die Ohren, kniet, steht auf, wirft sich verschiedenemal zur Erde, erhebt sich wieder und geht stille seinem Beruf nach.

Seine Feste hält der Muslim streng. Hiezu gehört der Fastenmonat Ramadān, in welchem bei Tag gefastet und bei Nacht gegessen oder geschmaust wird und kein Genuß verboten ist. Einleitung und Schluß des Ramadān werden festlich begangen. Am Beiramtag wird zum Andenken an Isaaks Opferung, die man auf Ismael übertragen hat, von jeder Familie ein Schaf geschlachtet und als Hochgenuß verzehrt. Auch die Geburtstage Muhammeds und des Sultan werden in den Städten gefeiert. Jedem Fest geht ein Rüsttag voran, wobei jedermann die Arbeit einstellt, sich entweder in die Stadt begibt und Einkäufe macht oder zu Hause Vorbereitungen trifft. In hohem Ansehen stehen die Wallfahrtsfeste zu den Gräbern der berühmtesten Heiligen (uili), so die achttägige

[1] 'aṣr.

Wallfahrt nach Nebi Muſa (Grab des „Propheten Moſe“) zur Oſterzeit der griechiſchen Kirche und die vierwöchentliche nach Nebi Rūbīn (Prophet Ruben), einem einſam ſtehenden Grabmal mit hohem Turm drei Stunden ſüdlich von Jaffa unweit der Meeresküſte, wohin im September viele Tauſende von Beſuchern aus allen Städten und Dörfern kommen.

Betende Muhammedaner

Dieſes Nebi Rūbīnfeſt ſteht in hohem Anſehen. Der Strom der Pilger bewegt ſich Tage und Nächte hindurch zu der auf hoher Sandfläche gelegenen Stätte. Auf dem Rücken des „Schiffes der Wüſte“ werden Frauen und Kinder dahingeleitet, Lebensmittel, Zelte, Kochgeräte, Bettzeug und viele

andere Dinge befördert. Hunderte von Zelten, die entweder einzeln oder in umwandeten Gruppen stehen, gewähren ein malerisches Bild und eine lebendige Vorstellung von dem auf seinem Wüstenzug in Zelten lagernden Israel. Großartige Aufzüge mit wildem Schwerttanz und Gaukelspiel der Derwische unter Sang und Klang und Entfaltung bunter Fahnen schüren das Feuer religiöser Begeisterung. Ein freies und in den Nächten ausgelassenes Lagerleben entwickelt sich. Wettrennen, Phantasiespiele, festliche Umzüge mit dumpfem Trommelwirbel, Karussels, Verkaufsbuden mit Schmucksachen, Spielwaren und Gebrauchsgegenständen bieten mancherlei Zerstreuung und lassen die Nachfolger Muhammeds alles Leid und alle Sorgen des täglichen Lebens für einige Wochen vergessen. Gegen Abend tun sich die Pilger am Hammelbraten gütlich, rauchen die Wasserpfeife und lauschen unter dem nächtlichen Sternenhimmel den abenteuerlichen Erzählungen eines Mekkapilgers oder den Schilderungen der Streiche des ǵaḥa, des arabischen Eulenspiegels, oder den Gesängen eines Dichters. Wenn des Mondes Sichel angefangen hat abzunehmen, so lichten sich die versammelten Scharen wieder. Nach allen Richtungen ziehen sie ab, und in einigen Wochen gleicht die vom Flugsand geschieferte Fläche wieder der stillen See, die der sanfte Morgenwind küßt.

Der Muhammedaner erkennt seinen Gott nicht nur als seinen Schöpfer und Erhalter an, sondern er ist auch überzeugt, daß der Wille Allahs im Kleinen wie im Großen geschieht. Die tiefste Auffassung von der Weltregierung Gottes läßt den Orientalen keinen Selbstmord begehen. Hingegen ist der Gedanke, daß der Mensch, und zwar der nächste Verwandte, zum Rächer an dem Blute eines Getöteten bestimmt ist, tief eingewurzelt, weshalb Totschlag nicht selten vorkommt. Leider hat der Glaube an das Fatum, der Glaube an die göttliche Bestimmung in seiner Übertreibung nachteilig auf die Denk- und Handlungsweise der Muslimen eingewirkt. Er

lähmte die Tatkraft und drückte dem Volksleben das Siegel des Todes auf. Geringes Erträgnis eines schlecht bestellten Ackers, Tod eines Kindes infolge von Vernachlässigung, Verarmung infolge ewiger Prozesse sind in den Augen des Orientalen ebenso wie Heuschreckenschwärme, Dürre und Teurung „min Allāh“ d. i. von Gott.

Nach dem Gesagten möchte man im allgemeinen zu einem befriedigenden Urteile von dem religiösen Stand des Morgenländers kommen. Leider gilt auch hier: der Schein trügt. Man kann zwar dem Verhalten, die Religion ohne Hehl überall zu bekennen, eine gewisse Achtung nicht versagen, und Christen könnten sich an der Ehrerbietung, die der Muslim vor dem Heiligen und der Religion hat, ein Beispiel nehmen. Aber diese Frömmigkeit möchte von zweifelhaftem Wert sein, weil sie eine rein äußerliche, gewohnheitsmäßig ausgeübte ist. Kommt es doch vor, daß ein Gebet bei gegebener Veranlassung plötzlich unterbrochen wird, um jemand zu grüßen, zu schelten oder gar zu fluchen.

Wie sieht es nun unter den christlichen Arabern aus? Auch hier begegnen wir häufig einer äußerlichen Rechtgläubigkeit und einem ausgesprochenen Indifferentismus in geistlichen Dingen. Unglaube und Zweifel ist zwar im allgemeinen eine unbekannte Sache, was für ein Glück zu achten wäre, wenn der Glaube nicht zum größten Teil in geistiger Starrheit bestünde und sich mit einem toten Formenwesen begnügen würde. Die griechische Kirche, die sich die „rechtgläubige oder orthodoxe“ nennt, ist die zahlreichste und bildet den Grundstock der übrigen Kirchen, die entweder nur durch ihre Mission den Griechen abgewonnene oder aber occidentale, eingewanderte Glieder zählen.

Die Konkurrenz der einzelnen Kirchen, die Spannung und Reibung zwischen den Parteien kennzeichnet den dunklen Hintergrund im kirchlichen Leben Palästinas. Dieser oft skandalöse Konfessionshaß konnte auf den sittlich-religiösen

Zustand des Volkes nur nachteilig eingewirkt haben, und es ist offenbar, daß einfache Naturmenschen wie z. B. die Beduinen, die zwar der Form nach Bekenner des Islam sind, sich im allgemeinen aber wenig um Religion kümmern, die zutrauensfähigsten und besten Leute der palästinischen Bevölkerung sind, wogegen der moralische Zustand der seßhaften Bevölkerung nicht auf gleicher Stufe steht. Verwunderlich ist das nicht, wenn man sieht, wie manche kirchlichen Leiter anstatt in weiser Pädagogik das Wort Gottes zu bieten und vorzuleben, das Volk durch Gewährung reicher Geldmittel und allerlei äußerer Vorteile an sich locken und verhätscheln. Dadurch verfallen die Leute einem gewissen Pauperismus, verlieren ihre Selbstständigkeit und alle Lust zur Arbeit und erwarten von der Kirche nicht das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, sondern Geld, Reis, Brot, freie Wohnung, Kirche, Pfarrer, Schule, Lehrer, Arzt, Apotheke; ja sogar Prozeßkosten u. a. m. soll die Konfession zahlen. So kommts, daß die Religion nach dem Geld taxiert wird. Mancher geht in die Kirche des Geistlichen seiner Konfession, solange er in Abhängigkeit von ihm ist, andernfalls bleibt er häufig weg. Kommt er in Not, so besucht er die Kirche wieder fleißig, klagt nach einiger Zeit dem Geistlichen seine Not und bettelt ihn an. Hilft dieser nicht, so ist es möglich, daß er bei dem Geistlichen einer andern Konfession sein Glück versucht und sein Bekenntnis wechselt. Von vielen morgenländischen Christen gilt, was Kaiser Hadrian von den Ägyptern schrieb: „Sie sind heute Serapisdiener, morgen Christen, in Wahrheit ist ihr einziger Gott das Geld“. O wenn doch alle Verkündiger des Wortes, welcher Konfession sie auch angehören, solchen Subjekten die Türe weisen wollten mit der Erklärung: „Geh, durch deinen Verlust verliert die Gemeinde nichts, sondern sie gewinnt“. Das wäre eine heilsame Radikalkur.

Es wäre unbillig, wollten wir mit diesem Urteil den Stab über die Christenheit des H. Landes brechen. Wenn

man bedenkt, daß die hiesigen Christen seit Jahrhunderten aller politischen und kirchlichen Unordnung preisgegeben sind, daß sie jeglicher Gemeinschaft mit der großen, weiten Christenheit entbehrten und auch von den Bekennern des Islam Schweres zu erdulden hatten, so ist es vielmehr wunderbar, daß der christliche Glaube sich bis heute erhalten hat. Wenn man ferner erwägt, daß auf das bis vor 60 Jahren ohne Berührung mit dem christlichen Abendland lebende Volk mit einemmale alle möglichen Strömungen einwirken, so werden wir damit eine weitere Erklärung für die oben geschilderten Zustände haben. Wir wollen uns zwar freuen, daß die abendländische Christenheit dem Land, von dem das Heil der Welt ausging, sich in Liebe zuwendet, um ihm geistlich und leiblich aufzuhelfen. Aber es ist gewiß an alle Konfessionen die Mahnung nicht überflüssig, daß alle Arbeit in gegenseitiger Duldung, in Liebe und Frieden geschehen möchte.

Kapitel 2.

Der Volkscharakter.

Die nachstehende Skizze stützt sich auf die Beobachtung des Lebens und Treibens der **Fellachen, Beduinen** und teilweise auch einheimischen Städter unter Ausschluß aller türkischen, **syrischen**, jüdischen und fränkischen Elemente, was ausdrücklich hervorgehoben werden soll.

In der Beurteilung des Volkscharakters verfallen manche Europäer in den Fehler, abstoßend und geringschätzig über das Volk zu reden und nichts Gutes an ihm gelten zu lassen. Seinen Grund hat dies meist darin, daß man sich durch irgend eine Ungeschicklichkeit oder Untugend des Eingebornen geschädigt oder geärgert sieht. Ein solches Urteil entbehrt der Objektivität und tieferen Beobachtung. Es wird ja zugegeben werden müssen, daß die üblen Eigenschaften die guten überwiegen, und sie sollen in den folgenden Blättern auch nicht vertuscht werden, aber es ist doch zur Entschuldigung des Volkes ein Vierfaches recht wohl zu beherzigen.

Erstens, auch der Araber hat Vorzüge, die ihn achtungs- und liebenswert machen. Zweitens, er würde ihrer noch mehr haben oder dieselben würden sich weit allgemeiner finden, wenn nicht verschiedene Umstände mitgewirkt hätten, das Volk zu degradieren. Seit lange steht das Volk unter dem Druck mannigfacher Art. In dieser allgemeinen Misère sind ihm gute Eigenschaften verloren gegangen und schlimme an ihre Stelle getreten. Man bekommt Mitleid mit dem Volk, wenn

man sich seiner Tapferkeit und seines kriegerischen Ruhms, seiner geistigen Blüte und Kultur unter der Herrschaft der abbasidischen Fürsten erinnert, und wenn man heute sieht, wie es materiell gesinnt ist, wie von all' den vorhandenen Anlagen fast keine zu rechter Entwickelung gelangen kann. Drittens, auch die Europäer tragen einen sehr großen Teil der Schuld an dem minder günstigen Charakterbild. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat ein förmlicher Kreuzzug ins H. Land begonnen. Alle Konfessionen und Nationen bemühen sich, festen Fuß darin zu gewinnen. Ist es da verwunderlich, wenn der beschränkte Sinn des gemeinen Mannes auf Gedanken kommt, wie der einmal geäußerte: „Ihr Franken kommt ja zu uns und begehrt unser, es muß also etwas Gutes an uns sein". Viertens dürfte für eine mildere Beurteilung doch auch der Umstand sprechen, daß gerade diejenigen hier weilenden Europäer, welche schroff urteilen, selten intakt bleiben, vielmehr etwas „orientalisch" werden und im Handel und Wandel morgenländische Untugenden annehmen. Wer selber nicht in allen Dingen blanken Schild bewahrt, sollte nicht verächtlich über den Charakter eines Volkes urteilen.

Die hervortretendsten Eigenschaften des Arabers, die einerseits sein ganzes Wesen beherrschen und auf die andererseits eine Anzahl andrer Charakterzüge zurückzuführen ist, sind seine Indolenz und sein Trachten nach Geld oder seine Habsucht. Die „Indolenz" ist nicht eine mit dem Begriff des Wortes klipp und klar begrenzte Eigenschaft, denn man kann nicht sagen, daß es allgemeine Gleichgültigkeit, Interesselosigkeit, ausgeprägtes Phlegma oder allseitige Apathie wäre, weil er sehr oft, wenn auch nicht bedingungslos, Beweise des Gegenteils von all' dem gibt. Es ist vielmehr eine Mischung von Abneigung gegen anhaltende Tätigkeit, von Hang zur Ruhe, von Energielosigkeit beim Fehlen gewisser Voraussetzungen, von Nachlässigkeit und von Gleichgültigkeit hinsichtlich des Verlaufs der Dinge.

Die Frage, ob der Araber arbeitsam ist, kann weder bejaht noch verneint werden. Von vornherein ist zu konstatieren, daß er die Arbeit als eine Schande betrachtet. Der Grund davon mag darin liegen, daß die Arbeit von jeher Sache der Sklaven und des niedrigen Volkes war. Ein besonders stagniertes Geschlecht sind viele Stadtleute und unter ihnen wiederum die Frauen. Diese sind träg bis zum Übermaß. Den ganzen Tag hocken sie wie lebendige Puppen an den Straßenrändern oder stelzen neugierig durch die Gassen oder sitzen zu Hause beim Klatsch. Wie ganz anders stehen in dieser Hinsicht viele der in christlichen Anstalten erzogenen Frauen da, unter welchen es recht fleißige gibt, die ihr Hauswesen wohl beschicken. Eine gewisse Arbeitsscheu ist in allen Schichten der Bevölkerung zu beobachten, und wo gearbeitet wird, da geschieht es mit viel Gemächlichkeit. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß manche Berufszweige wegen ihrer Arbeitsleistungen vollauf Beachtung verdienen. Die Handwerker der Stadt klopfen, hobeln, drechseln, bohren, schneiden und schustern fleißig, ohne sich zu beklagen und ohne den Humor zu verlieren. Die Steinbrecher arbeiten sehr angestrengt im glühenden Sonnenbrand mit schweren Eisenwerkzeugen und singen noch dabei. Auch der Fellache ist nicht der Müßiggänger, für den man ihn ansieht. Die Bestellung und Aberntung der Felder, das Ausreuten und Hacken des Holzes, das Tragen von Lasten bei dürftiger Nahrung, ja Fasten im Ramadān, sind anerkennenswerte Leistungen, aber wir vermissen großenteils die Stätigkeit und den Trieb zur Arbeit um der Arbeit willen. Als Gründe hiefür mögen zu nennen sein: Der von bekannter Seite ausgeübte Druck, die Zwecklosigkeit der Arbeit[1], die seelische Verfassung des Fellachen, die etwas Unentwickeltes und Kindisches an sich trägt, die

[1] Der Fellache sagt sich: Ist es nicht klüger, ich arbeite nur, soweit es mein bescheidener Lebensunterhalt erfordert, als daß ich mich plage und der Gewinn in andere Hände wandert.

geringen Bedürfnisse und die Sorglosigkeit der Leute. Wohl ist es auch Trägheit, aber sie dürfte hauptsächlich mit dem heißen Klima und der Freigebigkeit der Natur zusammenhängen, die nicht bloß auf die Orientalen, sondern auch auf die Occidentalen verhängnisvoll einwirken. In den südlichen Ländern ist man rasch geneigt, in ein dolce far niente zu geraten. Wer wüßte nicht, daß es das Schicksal der „nordischen Heroennaturen", welche die gesunkene, romanische Welt überflutet haben, und ebenso der Kreuzfahrer gewesen ist, in Trägheit und Üppigkeit zu verfallen. Ähnlich der Orientale. Wenn er auch nicht über harte Arbeit seufzt, so kennt er doch nichts Lieberes als im Schatten eines Baumes oder in der Herberge des Dorfes oder dem Kaffeehaus der Stadt mit seinesgleichen zu schwatzen und eine Nargile zu rauchen, mit anderen Worten einen „Kēf" zu machen. Das Volk ist zu regelmäßiger Tätigkeit und zum Fleiß erst zu erziehen. Manche christlichen Anstalten lassen sich m. E. ein Versäumnis zu schulden kommen, indem sie nur das Studium pflegen. Das H. Land braucht in erster Linie nicht studierte Köpfe, sondern mit der Hand arbeitende Leute. Bei der Erziehung von Arbeitern ist das Augenmerk auf ein Doppeltes zu richten:

1) daß der Orientale pünktlich wird. Ein großer Mangel an Accuratesse macht sich bei vielen Arbeitsleistungen fühlbar. Da ist beispielsweise selten ein Fenster oder eine Türe, die genau schlößen, und ein Schrank oder Schloß, die solid gearbeitet wären. Mit der Unpünktlichkeit hängen die Äußerlichkeit, die alles auf den Schein berechnet[1], und die Reinlichkeit zusammen. Was in die Augen fällt, imponiert. Wo irgend etwas sich für seinen oberflächlichen Blick annehmbar präsentiert, da ist die Sache mlīḥ[2] und ʿāl[3], auch wenn sie allerlei mehr verborgene Mängel aufweist, da ist das Zimmer schälläbīje[4] und mráttabe[5], wenngleich der Kehricht in den

[1] Vgl. Kap. 29, Nr. 66. [2] gut. [3] ausgezeichnet. [4] schön. [5] geordnet.

Winkeln liegt und kein Gegenstand an seinem Platz ist, da ist die Frau kueijiße[1] und schāṭra[2], auch wenn sie unter den Flittergewändern Lumpen trägt und Strümpfe, aus welchen die Ferſen neugierig in die Welt ſchauen. Daß es dem entſprechend viele Augendiener und Schmeichler gibt, iſt kaum zu ſagen nötig.

2) daß er ein ſelbſtändiger Arbeiter wird. Der Orientale bedarf faſt immer der Anweiſung und Aufſicht, weil er einen großen Mangel an ſicherer Kenntnis des Berufes an den Tag legt, dazu oberflächlich und ſchlendrig arbeitet. Deſſenungeachtet glaubt bald jeder „mu'allim Meiſter" nicht nur in einem, ſondern in allen Dingen zu ſein. Jedweder behauptet, er könne pflügen, kochen, eine Maſchine handhaben, unterrichten u. a. m., ſelten geſteht jemand ſeine Unkenntnis ein.

Wie unter dem ſüdlichen Himmel alles in raſcher Entwickelung zur Reife drängt, aber nicht immer gelangt, ſo iſt auch der Geiſt des Volkes hitzig, ſchnell und ohne Ausdauer. Auf eine kurze Anſpannung der Kräfte folgt eine lange Zeit trägen Verharrens, ähnlich wie im Kreislauf der Natur auf das produktive Frühjahr der lange, erſchlaffende Sommer. Viele fahren mit Eifer in eine Sache hinein. Stellen ſich aber Hinderniſſe entgegen oder führt ein beſtimmtes Mittel nicht raſch zum Ziel, ſo verſchmähen ſie Mittel und Sache und verſuchen ihr Glück anderswie und anderswo. Kaum hat ein junger Mann ein Handwerk erlernt oder ſeine Studienzeit vollendet, ſo hält er ſich ſchon für einen vollkommenen Mann, und von Weiterbildung iſt ſelten mehr die Rede. So bleiben viele ihr Lebenlang entweder Schlenderer und Lückenbüßer, die bald da bald dort ihr Brot ſuchen, oder wenig tüchtige Geſchäftsleute. In dieſer Veränderlichkeit und dem Verlangen fertig zu ſein prägt ſich das Kindiſche

[1] hübſch. [2] tüchtig, geſchickt, fleißig.

ihres Wesens aus. Germanische Ausdauer, Gründlichkeit, Tiefe, Ringen nach Vollkommenheit und Erweiterung des Gesichtskreises gehen dem Orientalen völlig ab. Anders verhält es sich, wenn wir die Ausdauer nicht auf geistigen Gebieten suchen, sie auch nicht als ein Zeichen von Energie und Willensstärke, sondern als Hartnäckigkeit, dumpfes Verharren in einer Tätigkeit oder Meinung und als Ausdauer in körperlichen Leistungen auffassen. In diesen niederen Regionen pflegt man eine seltene Zähigkeit zu entfalten. Es wird manchem Leser bekannt sein, wie schwer es z. B. ist, den Orientalen vom altväterischen Betrieb eines Geschäftes, von einer gewohnten Manier, einem ererbten Vorurteil abzubringen. Der Bauer und die Bäuerin arbeiten heute noch mit denselben primitiven Geräten wie vor alters, denn der Bewohner des platten Landes weiß fast nichts von Fortschritt. Geradezu bewundernswert ist die Ausdauer im Erdulden von Strapazen. Die Kamelstreiber marschieren oft ganze Tage lang neben ihren Tieren her nur mit etlichen Fladen Brots und manch tüchtigem Schluck Wassers versehen. Die Eseljungen springen stundenlang unter Zurufen hinter ihrem Langohr drein, immer elastisch und voll Humor.

Die Gleichgültigkeit äußert sich in der Nichtachtung und Nichtwertung der Zeit, in der Pflichterfüllung und im Verhalten im Unglück. „Zeit ist Geld" ist noch nicht das Schlagwort des Morgenlandes. Wenn man jemand zu einer bestimmten Stunde bestellt, so kommt er in der Regel viel zu spät, seltener zu früh. Im ersten Fall begreift er nicht, wie man wegen der durch ihn verschuldeten Wartezeit ungehalten sein könne, im zweiten Fall kommt es ihm nicht darauf an, seinerseits etliche Stunden mit Warten totzuschlagen. Am wirksamsten tritt man der Nachzügelei mit Geldstrafen entgegen. Ein probates Erziehungsmittel besitzt die Eisenbahn: wer da nicht zu rechter Zeit kommt, hat das Nachsehen. Vom Wert der Zeit hat der Fellache selten eine Ahnung. Erklärt man

einem solchen, der zur Unzeit kommt: „ich habe jetzt keine Zeit mit dir zu sprechen", so erwidert er mit einem naiven „lēēsch warum". Dieses stereotype lēēsch mit dem eigentümlichen Ton, der eine Antwort erheischt, die man dem beschränkten Fellachen doch nicht geben kann, kann auch den Geduldigsten aus der Fassung bringen. In engem Zusammenhang mit der Nichtwertung der Zeit steht die Art und Weise der Pflichterfüllung. Im privaten wie im öffentlichen Leben herrscht eine erschreckliche Nachlässigkeit, die für die in Mitleidenschaft Gezogenen sehr häufig von empfindlichen Folgen ist. Der Mangel an Pflichtbewußtsein läßt den Araber eine Arbeit, einen Auftrag entweder saumselig oder oberflächlich ausführen. Ist etwas unfertig, verschleppt, vergessen, verloren, so ist alsbald ein „ma'lēsch was schadet's, es liegt nichts daran" oder ein „bukra morgen" und „ba'dēn nachher" als Entschuldigung ausgesprochen.

Im Unglück legt der Muhammedaner eine seltene Ruhe an den Tag. Es ist indes fraglich, ob hinter den Ausdrücken „Gott ist gütig[1]" und „Gott wird sorgen[2]", womit er sich beruhigt, wirkliches Gottvertrauen und nicht vielmehr apathische Gleichgültigkeit zu suchen ist. Die fatalistische Lebensauffassung hat auch hier das ihrige getan.

Religion und Sittlichkeit können im Leben des Orientalen[3] derart auftreten, als hätten sie nichts miteinander gemein, als baute sich die sittliche Handlungsweise nicht unmittelbar auf dem religiösen Glauben auf. Und in der Tat. Bei vielen verträgt sich ein strenger Glaube und großer Bekenntniseifer sehr wohl mit einem durchaus tadelnswerten Lebenswandel. Daraus geht hervor, daß es mit der praktischen Moralität übel bestellt sein muß. Eine Reihe von Fehlern und Lastern sind den orientalischen Völkern gemeinsam: Un-

[1] allāh kerīm. [2] allāh bidābbir. [3] Die Christen machen mehr oder weniger eine Ausnahme.

redlichkeit, Lüge, Gewinnsucht, Geldgier, Bestechlichkeit, Spielleidenschaft, Trunksucht, Eidbruch, Unsittlichkeit.

Es ist ganz wie in Israels schlechtesten Zeiten. Kein Bruder traut dem andern, der Freund verrät und täuscht den Freund (Jer 9,4. 5). Selten wird ein Geschäft ehrlich abgemacht. Jeder sucht den Nächsten zu betrügen, und häufig kommt es vor, daß beide erfolgreich sind: der Käufer zahlt weniger, als er sollte, und der Verkäufer bedient sich falscher Gewichte und Maße. Der Diener, dem man zum Einkaufen Geld anvertraut, wendet in vielen Fällen durch irgend ein Manöver einen kleinen Teil davon seiner Privatkasse zu. Der Wechsler benützt gern eine Unachtsamkeit des Fremden, um ihn zu übervorteilen. In weit größerem Maßstab wiederholen sich die Ränke im Verkehr der Untertanen mit den Behörden. Hier herrscht eine erschreckende Unredlichkeit; Schliche und Umwege sind an der Tagesordnung.

Mit der Unlauterkeit der Handlungen hält die Unwahrhaftigkeit gleichen Schritt. Nie geht man mit der Rede gerade aufs Ziel los, sondern immer durch Umschweife und Bilder. Es ist merkwürdig, so schöne Worte auch über Wahrheit und Gerechtigkeit von den arabischen Schriftstellern geredet worden sind, so wenig werden sie beachtet. Manche wissen gar nicht, daß das, was sie soeben gesprochen haben, eine Lüge ist. Möchte der, der gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit“ auch hierin Wandel schaffen!

Trotz dieses offenbaren Mangels an Wahrheitsliebe sind die Muslimen von ihrer Aufrichtigkeit jederzeit vollkommen überzeugt, und sie versichern einen dessen unzähligemal unter Beteuerung und Anrufung des Namens Gottes. Die Worte, die man da hört, z. B. „uállah bei Gott oder so wahr Gott lebt, bei deinem Leben, bei dem Leben deiner Kinder, bei dem Leben des Propheten (vgl. bei dem Leben Pharaos, 1 Mo 42,15), bei deinem Haupte, bei deinem Barte“ sind ähnliche Ausrufe, wie sie zu Jesu Zeiten unter den Juden im Schwang

gewesen waren, und die Jesus, obgleich der Name Gottes nicht eigentlich genannt wurde, doch als sündhafte Schwüre verurteilt hat, weil der darin angerufene Zeuge in naher Beziehung zu Gott steht (Mt 5,34—37). Diese Beteuerungen werden heute so häufig und gedankenlos angewendet, daß man wohl sagen kann, jeder zweite oder dritte Satz beginnt damit. — Fast ebenso häufig ist der Mißbrauch des Namens Gottes im Gebiet des Aberglaubens (Kap. 15). Um Menschen, Tiere, Hab und Gut vor den verderblichen Einflüssen des Satans oder böser Geister zu schützen, wird bei den verschiedensten Anlässen der Name Gottes als Schutz- und Zauberwort ausgesprochen. Auch diese üble Gewohnheit müssen wir auf eine aus alter Zeit vererbte, orientalische Unsitte zurückführen, gegen die sich damals schon das Gebot richtete: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich führen“ (2 Mo 20,7)!

Ein ausgeprägt materieller Zug und ein ins Kleinliche gehender Geldsinn verdirbt alle Verhältnisse. Wehe dem Fellachen, der etwas Geld Einbringendes unternimmt, ohne seinen Schech mit einem Teil davon zu bedenken! Der Morgenländer sieht in jedem Europäer einen steinreichen Mann und behandelt ihn darnach. Diese Geldgier hat alle Kreise der Bevölkerung vom Eseljungen, Barkenführer und Fellachen an bis hinauf zu den Oberen erfaßt.

Eine zerstörende Macht ist die Spielleidenschaft, der besonders in den Hafenstädten und in Jerusalem gefröhnt wird. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend sieht man z. B. in Jaffa kräftige Männer müßig vor dem Spieltische sitzen, die vor allen Kafés die Straßen flankieren. Auf einem zweiteiligen Tischbrett[1] wird mit Würfeln gespielt. Daneben sind auch die im Abendland gebräuchlichen Spielkarten[2] häufig, die den ominösen Namen „Buch der Armen und

[1] ṭāulet sahr. [2] schädde.

der Bettler“ [1] führen, weil die Leute durchs Spiel arm werden und weil sogar der Ärmste, wenn er auch sonst kein Buch besitzt, sie hat.

Hand in Hand mit dem Spiel geht das Laster der Trunksucht, dem zwar meist heimlich, aber deswegen nicht weniger knechtisch gehuldigt wird. Glücklicherweise ist der Fellache noch absoluter Abstinenzler; dagegen trinkt der städtische

Araber beim Spiel

Araber, der Muslim nicht weniger als der Christ, und häufig die stärksten alkoholischen Getränke.

Der Orientale schwört um einer Geringfügigkeit willen viele Eide und verflucht alles, was andern Menschen heilig ist, ganz ohne Gefühl für Sünde und Unrecht, das übrigens,

[1] kitāb il-fuḳara uesch-schaḥḥādīn.

wo es auftaucht oder wachgerufen wird, von überwiegender eigener Gerechtigkeit schnell erstickt wird. Ebenso leicht wird auch der Eid gebrochen, was auf den ungünstigen Einfluß des Islam, der auf den Eidbruch nur eine sehr leichte Sühne setzt, zurückzuführen ist.

Auf den lockern Stand der Sittlichkeit i. e. S. lassen schon die durchaus unmoralischen Reden schließen. „Du Sittenloser, du Hurer" sind geläufige Scheltworte. Betrübend ist es, daß die Kinder vom etwa siebenten Jahr an fast mit allen Vorgängen des ehelichen Lebens bekannt sind und zum Entsetzen der Erzieher sich von Dingen unterhalten, die man kaum unter Erwachsenen zu besprechen wagt. Das schlimmste ist, daß die widernatürlichsten Sünden, Päderastie und Sodomiterei ihre armen Opfer bis ins kleinste Knabenalter herunter suchen.

Lieblichere Bilder bieten sich dar, wenn wir den Morgenländer nach seiner Gemütsanlage ins Auge fassen. Wer es versteht, mit dem Eingebornen in seiner Sprache zu verkehren und die rechten Saiten anzuschlagen, der wird ihm natürliche Gutmütigkeit, Willigkeit, Lenkbarkeit und bis zu einem gewissen Grade kindliche Harmlosigkeit nicht absprechen können. Wie die Kinder, so sind auch die Orientalen für freundliche Behandlung empfänglich. Über das Angenehme äußern sie lebhafte Freude. Gleichwie ein Kind, so fügt sich auch der Orientale nicht gern einer gesellschaftlichen Etikette. Nirgends spielt das Wort „Sich gehen lassen" eine größere Rolle als bei ihm. Nirgends tut er sich einen Zwang an. Überall, auf der Straße, in der Kirche, bei Besuchen, beim Essen dünkt er sich ein Freiherr. Wie befremdend ist es uns z. B. in der Eisenbahn, auf der Gasse oder andern öffentlichen Plätzen erwachsenen Personen zu begegnen, die als Spielzeug den Rosenkranz durch die Finger gleiten lassen oder fast ununterbrochen mläbbäß d. h. mit Zucker überzogene Fruchtkerne knuspern. Bis ins Alter hinein läßt

man sich von kindischen Einfällen bald zu diesem bald zu jenem Versuch treiben.

Die Orientalen sind *gesellig* angelegte Leute. Sie kennen kein größeres Vergnügen als im Kaffeehaus stundenlang zu plaudern oder einem Schwänkemacher und Erzähler zu lauschen, der die Zuhörerschaft bis in die Nacht hinein zu fesseln vermag. Wo abends sich eine Anzahl Männer zusammenfinden, auf der Dreschtenne, am Lagerfeuer der Hirten, der Pflüger und Schnitter in den Ebenen, in der Herberge, da kommt auch der Frohsinn zu seinem Recht. Die jungen Männer formieren sich in zwei einander gegenüberstehende Reihen oder auch in einen Kreis und eröffnen unter allerhand tänzerischen Pantomimen einen Wechselgesang, in welchem sie in gewählter Prosa oder in Poesie Helden- und Liebeslieder vortragen (vgl. Kap. 30). Hier und besonders bei öffentlichen Festen schließt sich zuweilen ein Aufzug mit kriegerischem Waffenspiel oder mit Fackelbeleuchtung, buntem Flitterstaat und ohrenbetäubendem Trommelwirbel an. Eine solche „Fantasîa", wie man das heißt, amüsiert die Leute derart, daß sie mit Hochgenuß zusehen und zuhören, wohingegen wir Europäer oft den Eindruck eines kindischen Wesens bekommen. Die Geselligkeit des Morgenländers wird wesentlich durch seine Neugierde gefördert. In den Nachmittagsstunden schreiten verschleierte Muhammedanerinnen und in weiße Umschlagtücher gehüllte Christinnen zur Stadt hinaus, um von irgend einem sonnigen Plätzchen aus alle Passanten zu begaffen und alles zu kritisieren. In gleicher Weise versammeln sich an den Toren der Stadt, in der Herberge oder am Eingang des Dorfes die Männer zum Austausch der Tagesneuigkeiten (Kap. 31, I).

Wirkliche Lichtblicke im Charakterbild des Palästiners sind die Kundgebungen eines *guten Herzens*. Nicht nur unter den Geschwistern findet sich eine große Liebe und Aufopferung, sondern auch Fernstehende bekunden unter sich einen

brüderlichen Sinn, vermöge dessen sie einander unterstützen. Das Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! besteht weit mehr als im Abendland zu Recht. Für seine Eltern zu sorgen ist jedem heilige Pflicht. Die schon der israelitischen Jugend ans Herz gelegte Ehrfurcht vor dem Alter ist auch ein Kennzeichen der arabischen Jugend. In Gegenwart der Alten haben die Jungen zu schweigen und sollen sich auch nicht setzen, solange noch ein Alter steht.

Omar I soll die Lehre gegeben haben: „Drei Dinge gewinnen dir die Zuneigung deines Mitmenschen, — daß du ihm mit dem Gruße zuvorkommst, ihm Platz machst, wenn er eintritt und ihn mit dem Ehrennamen rufst, der ihm der liebste ist.“ Es scheint, daß die Araber diese weise Regel wohl beherzigt haben, denn man kann nicht umhin zu sagen, daß der erste Eindruck, den man von einem Araber bekommt, infolge seiner höflichen Art ein guter ist. Auch die Kinder der weniger Gebildeten wissen, daß es unziemlich ist zu fragen: „schu was?“ statt „na'am wie belieben Sie?“

Anders verhält es sich mit zwei anderen Tugenden, der Bescheidenheit und Dankbarkeit. Sie sind recht seltene Zierden in den östlichen Landen. Daß die Dankbarkeit nicht gerade häufig ist, mag fürs erste darin begründet sein, daß so viele christliche Genossenschaften um das Volk fast buhlen und es zu einem verhätschelten Kinde machen, zum andern darin, daß der Orientale gewisse Wohltaten als Pflicht eines jeden ansieht, wofür man keinen Dank beanspruchen kann.

In einem gewissen Widerspruch mit der Gutmütigkeit und dem guten Herzen steht die große Neigung zum Schreien, Schimpfen, Fluchen und Raufen. Da ist der Wasserträger, der unter fortwährendem Klappern mit der Messingtrinkschale sein von dem Propheten gesegnetes Wasser anpreist. Überrascht lauschen wir seinen Rufen: „Belebe dein Herz von diesem Trank! O du Durstiger, trinke umsonst Wasser, frisches

Waſſer!“ und finden eine merkwürdige Übereinſtimmung mit den Worten des Propheten Jeſaja (55,1): „Wohlan alle, die ihr durſtig ſeid, kommt her zum Waſſer, ... kaufet

Waſſerträger

ohne Geld und umſonſt!“ — Dort ſitzt einer, der Früchte verkauft, die, wie er ſagt, alle aus dem Paradies ſtammen, und hier bieten etliche Brot oder Süßigkeiten von höchſt fragwürdigem Ausſehen feil. Der Verkäufer einer Art dünner

mit Butter oder Weinbeermus bestrichener und Sesam bestreuter Brote ruft: „Gott ist der Ernährer, o Schwalbenspeise“ d. h. es ist eine delikate Speise für Damen, die mit Schwalben verglichen werden. Das Schreien ist so sehr eine Gewohnheit geworden, daß die Leute bei jeder Veranlassung die Stimme erheben, als wollten sie einander in die Haare geraten, während es doch nur eine Unterredung, höchstens ein Wortgefecht war. Drastischer und weniger friedlich sind dergleichen Szenen zwischen Weibern, die in keifendem, zänkischem Geschrei gewiß das Höchste leisten.

Hand in Hand mit dem Geschrei geht das Schimpfen. Für den, der arabisch versteht, ist es zu komisch die gegenseitigen Redensarten und Titel mit anzuhören, z. B. „du Hund (2 Sa 16,7), dessen Vater ein Hund ist, und dessen Vorfahren alle Hunde gewesen sind; Gott verdamme den Bart deines Vaters und Großvaters, wenn du nicht augenblicklich aus dem Wege gehst; du Bastard; du Lahme; du Einäugiger; du Wurmige“. Freilich hat es auch seinen Nachteil, wenn man arabisch versteht, und es ist tiefbetrübend, daß so häßliche Schimpfworte und noch schrecklichere Flüche von allen Seiten fallen. Traurig ist's, daß Hoch und Nieder, Mann, Frau und Kind sie gleicherweise gebrauchen, und so gedankenlos, daß ein Araber seinen eigenen Sohn „du Sohn des Hundes“ schelten, ja sogar sich selbst verfluchen kann, indem er zum Sohn sagt: „Verflucht sei dein Vater“! Als einer der kräftigsten Schimpfe gilt der Ruf „jāhūdi oder ibn il-jāhūdi Jude und Judensohn“, wobei das jāhūdi mit unnachahmlicher Verachtung ausgesprochen wird. Diese Erscheinung zeigt die Stellung des Islam zum Judentum, die auch sonst vielfach zum Ausdruck kommt. Vor kurzem äußerte mir ein Muhammedaner: Zwischen den Muslimen und Christen sei kein großer Unterschied, es sei nur, daß die letzteren nicht Muhammed als Gesandten Gottes bekennen. Diese beiden könnten wohl zusammen leben, aber

die Juden „lā, b'īd 'anna nein, die mögen ferne von uns bleiben"!

Eine weniger schlimme Untugend ist das Raufen. Es ist mehr der Ehrgeiz, nicht zu weichen, als die Erbitterung und Feindschaft im Spiel. Selten greift ein Gegner zu einer schneidigen Waffe, höchstens zu einem Stock oder Stein. In der Regel treten Vermittler hinzu, deren Beruhigungsversuche auch bald von Erfolg begleitet sind. Anders ist es, wenn Nichtaraber z. B. Griechen und Italiener aneinander geraten, da fliegen alsbald die Messer hervor. Der Araber aber ist im allgemeinen harmlos, manchmal zwar hitzig, aber doch wieder leicht versöhnlich. Leider kommt der versöhnliche Charakter in vielen Fällen erst dann zu seinem Recht, wenn Wiedervergeltung geübt worden ist. Gewiß, der Orientale ist rachsüchtig. Entweder führt er endlose Prozesse oder er verschafft sich auf irgend eine Weise Genugtuung. Es lähmen z. B. die Beduinen das Vieh des Gegners d. h. sie schneiden die Sehnen der Hinterfüße durch, wie es weiland Simeon und Levi getan haben: 1 Mo 49,6 „in ihrem Mutwillen haben sie Stiere gelähmt". Vgl. auch die Blutrache S. 6.

Zu der oben geschilderten Gutmütigkeit bildet eine allgemein verbreitete Grausamkeit gegen die Tiere einen schroffen, schwer zu erklärenden Gegensatz. Die Lasttiere, insbesondere der Esel, werden mit schonungsloser Härte vom „Stecken des Treibers" (Jes 9,4) bearbeitet. Kamele, Pferde, Maultiere und Esel haben infolge der schweren Lasten, schlechten Sättel, harten Riemen und reibenden Stricke fast durchgängig Rücken und andere Körperteile voller Wunden. Wenn der große Lastensattel (1 Mo 31,34) abgenommen wird, so tritt das rohe Fleisch offen zu tage, und Fliegen in Menge lassen sich darauf nieder und beginnen ihre Peinigungsarbeit. Selten werden die Wunden mit Verständnis gereinigt, noch seltener chirurgisch behandelt. Man breitet etliche schmutzige Lappen darüber und legt immer von neuem den Sattel auf.

Noch empörender aber ist es, daß die bedauernswerten Geschöpfe, sobald sie in ein langsameres Tempo übergehen, gerade auf diese wunden Stellen geschlagen oder mit einem Stift gepickt werden. Die Bekenner des Islam sehen in dem Tier eben nur das dienstbare Geschöpf, das sie willkürlich behandeln zu dürfen glauben, und dessen Schmerzempfindung sich bewußt zu werden sie zu denkfaul sind. Einen Tierschutzverein gibt es leider nicht, und das Wort „der Gerechte erbarmt sich seines Viehes" ist ihnen ebenfalls unbekannt. Um so mehr ist es zu mißbilligen, wenn auch manche Europäer sich dieser sträflichen Roheit schuldig machen und die Qualen der ängstlich harrenden Kreatur (Rö 8,19) vermehren.

Der Araber besitzt ein unschätzbares Gut; es ist die Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit. So einfach wie der Fellache lebt der ärmste Europäer nicht. Fast noch armseliger lebt der Beduine. Wenn der Augenblick ihm Brot bietet und die Wasserhaut voll ist, so bleibt er ruhig im Zelt liegen und schläft den Sommerschlaf, ohne sich mit Zukunftssorgen zu quälen.

„In ihrer Zelte Bereich
sind sie den Vögeln gleich,
die ohne ein Körnlein zu streuen
des täglichen Brots sich erfreuen,
die frühmorgens hungrig aufstehen
und abends spät in die Wipfel gehen,
die für heute leben, und die für morgen
lassen ihren Schöpfer sorgen."

So selbstverständlich ist diese Genügsamkeit ja nicht, sie hat ihre triftigen Ursachen, die den Orientalen mit eiserner Faust in den Schranken der Anspruchslosigkeit halten. Diese sind die Gunst des Klimas, der Druck von oben und die angeborne Lethargie.

Die Natur bringt es mit sich, daß der Südländer arbeiten kann, während der Nordländer arbeiten muß. Die nordische Kälte hat mancherlei Not und Bedürfnisse im

Gefolge. Von all den Kleinigkeiten des täglichen Lebens, die z. B. die Tagesarbeiten unserer Frauen ausmachen, wird die Orientalin wenig behelligt.

Der Druck, unter welchem das Volk schmachtet, und der Gedanke „es hilft ja doch nichts“ haben allen Sinn für das gemeinsame Wohl ertötet: Brunnen, öffentliche Wege, Mauern, Terrassen, Gemeindehäuser, Moscheen, Denkmäler, alte Bauten verfallen dem Ruin. Einen „Meister Hämmerlein“ würde man in Palästina vergeblich suchen; niemand rührt eine Hand zum allgemeinen Besten. Jedermann ist nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht. Dieser selbstsüchtige Sinn hat sich bis auf Kleinigkeiten übertragen. Da ist z. B. im Chan N. ein gebrechlicher Stuhl. Niemand fällt es ein, ihn reparieren zu lassen. Eines Tages kommt ein Reisender. Er wird eingeladen Platz zu nehmen, und siehe, als der Ahnungslose im Sitzen den schadhaften Stuhl zerbricht, wird er für den Ersatz haftbar gemacht. Noch weiter geht dieser eigennützige Sinn. Der Fellache, dessen Gastfreundschaft man genossen hat, berechnet meistens, wie er wieder auf seine Kosten kommt und Gegenleistungen beanspruchen kann.

Aus der Lethargie entspringt die Neigung bei der Befriedigung seiner Bedürfnisse auch verwerfliche Mittel zu ergreifen. Hiezu rechnen wir Straßenbettelei, Diebstahl, unredlichen Gewinn, allzu dienstfertiges, abstoßend hündisches Benehmen gegenüber den Fremden — um, wie der Italiener sagt, einen soldo zu verdienen — und einen Sammeltrieb, der nur den Bedürfnissen des Augenblicks dient, indem alles, was auf die Straße fällt, aufgelesen und auf seine Verwertung geprüft wird. Diese ungesunde Bedürfnislosigkeit zeitigt eine zunehmende Verarmung der Masse und hat somit ihre häßliche Kehrseite.

Ungeachtet dieser letztgenannten Eigenschaften besitzt der Araber doch ein großes Maß von Selbstgefühl und Stolz. Stets betrachtet er sich als Glied der edelsten Nation

und ist stolz auf die Rasse, die einstige Größe und auf seine Ehre. „Bei meiner Ehre“ ist eine häufige Redensart. Beim Muslimen gesellt sich noch der Religionsstolz dazu, der sich darin betätigt, daß er, wo er's wagen kann, jeden Christen und Juden „Ungläubigen“, „Schwein“ und „Hund“ nennt,

Bettler

indem er sich mit der Hoffnung trägt, daß jene einmal im Paradies seine Sklaven sein werden. Dieser Stolz begegnet uns übrigens auch bei den alten Juden, in deren Augen alle Heiden als Hunde galten (Mk 7,27; Philipper 3,2).

Wenn wir auf Grund der gegebenen Charakteristik einen Schluß auf die Zukunft des arabischen Volkes machen

dürfen, so ist es der: das Volk der Araber, das schon einmal eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt hat, kann nicht wie ein unbrauchbarer Klotz hemmend im Wege liegen bleiben. Mehr und mehr werden in unsern Tagen die alten Kulturländer Kleinasien, Babylonien, Syrien, Palästina dem Weltverkehr aufgeschlossen und zum Eintritt in die Civilisation eingeladen. Wir zweifeln nicht, daß auch das arabische Volk zu neuem Leben erwachen wird, denn es ist keine Frage, daß es, was Begabung und Entwickelungsfähigkeit anbetrifft, kaum viel hinter den Völkern Europas zurückstehen dürfte.

Im Verhalten der Europäer gegenüber den Palästinern muß sich Milde und Freundlichkeit mit einem festen und gerechten Willen paaren. Gegenüber dem Wankelmut und der Unverläßlichkeit des Orientalen ist ein großes Maß von Geduld und Ausdauer nötig. Ein würdevolles, ruhiges Benehmen sichert die Autorität und imponiert. Der Verkehr mit den Leuten sei aufrichtig und so, daß sie Liebe fühlen, aber dabei etwas gemessen; denn Vertraulichkeit erzeugt, besonders im Umgang mit ungebildeten und derben Personen, das Gegenteil. Um es kurz zu sagen: Aufgabe der abendländischen Christen, die im H. Lande leben, dürfte es sein, durch weise Behandlung, musterhaften Wandel, fleißige Arbeit, werktätige Liebe und lautere Predigt des Evangeliums dem Volke das zu bieten, was es wahrhaft glücklich machen kann.

Kapitel 3.

Bau und Einrichtung der Häuser.

Das Baumaterial für die Häuser auf dem Gebirge besteht fast ausschließlich aus dem den Grundstock des Gebirges bildenden Kalkstein. Dieser hat in seiner Schichtung von unten nach oben folgende Formen: 1) Missi jahūdi, ein grauer, oft auch rötlich aussehender oder geaderter, dichter, harter, nicht verwitternder, schwer zu bearbeitender Stein. 2) Mäläki oder Rudistenmarmor, frisch gebrochen ein weicher, aber mit der Zeit erhärtender Stein; in ihn sind die meisten Felsengräber gemeißelt. 3) Missi ḥölu, Nerineenmarmor, ein schön weißer und etwas weicher Stein. 4) Ka'kūli, ein Stein von sehr weicher Beschaffenheit, frisch von blendend weißer Farbe. Er läßt sich mit der Säge schneiden und eignet sich besonders gut zu Grabsteinen. 5) Nach Bänken von Kreide- und Gipsmergeln und Feuersteinlagen bildet eine Kruste, die Ähnlichkeit mit den Kreidemergeln hat und sich besonders häufig südöstlich von Jerusalem und Bethlehem findet, den Beschluß. Es ist der Nāristein, der wegen seiner Porosität und Leichtigkeit vornehmlich zum Gewölbebau verwendet wird.

Dieses Material bietet auf dem Gebirge fast überall den Untergrund der Baustätte selbst oder deren Nachbarschaft. Betreten wir einen Steinbruch, so erblicken wir eine Anzahl kräftiger, gebräunter Männer mit verschiedenen Eisenwerkzeugen. Gleich der erste nimmt unsere Aufmerksamkeit am

meiſten in Anſpruch. Er ſitzt auf einem Felsſtück und bohrt mit 3 cm dicker und 2 m langer, mit Stahlſchneide verſehener Eiſenſtange[1] ein Sprengloch in den Stein, indem er dieſelbe erhebt und mit Wucht in das Loch ſtößt, bis nach einigen Stunden eine je nach Bedarf 40—90 cm tiefe

Steinbruch

Bohrung entſtanden iſt. Dieſe wird mit grobem Pulver gefüllt und oben mit feinem Geröll, abzüglich einer engen Pulverleitung, feſt verſtopft. Nachdem unter dem Warnruf „ḥāḍūr Achtung!“ alle Mann bis auf einen ſich entfernt

[1] nuchl Eiſenſtange oder Bohrer. Andere Werkzeuge ſind mi'laḳa Löffel, ibre Nadel, mi'ba Füller oder Stöpſel.

haben, zündet dieser ein Stück Zunder an und sucht ebenfalls rasch das Weite. Plötzlich erschüttert ein starker Knall die Luft, und Steinsplitter werden in die Höhe geschleudert. Erwartungsvoll kehren die Arbeiter zum Bruch zurück und beschauen sich das Resultat des Schusses. Während einige sich dann an die Bohrung weiterer Löcher machen, versuchen andere mit gewandten, kräftigen Hammerschlägen die losgesprengten, formlosen Felsstücke in brauchbare, kleine Bausteine mit ein oder mehr regelmäßigen Flächen zu bearbeiten, wieder andere geben einer Anzahl Steine für bessere Bauten mittels Hammer und Meißel glatte Außenseiten.

So geht die Steinbrecharbeit etliche Wochen fort, bis die ungefähre Anzahl der Steine beisammen ist. Eines Tages wird ein Maurermeister berufen, der als Mann vom Fach die Steine zählt, sie hinsichtlich ihrer Größe, Güte und Sauberkeit der Bearbeitung prüft und dementsprechend die Zahlungssumme für die Steinbrecher bestimmt. Dabei geht es zwischen Meister und Steinbrechern selten ohne Meinungsverschiedenheiten und Schreiereien ab, indem letztere manchen Stein als wertvoller taxieren als jener. Manchmal mögen die Steinbrecher auch Recht behalten. Da heißt es z. B. von seiten des Meisters: Dieser Stein hat fast lauter schlechte Seiten, dieser ist nicht gut behauen, jene beiden sind zu klein und gelten nur als einer, und dieser hier ist, obgleich sehr groß, überhaupt nicht brauchbar, weil er verwittert erscheint. Was? ruft da ein Steinbrecher und führt ein paar Hammerschläge gegen den Stein. Sieh, ich will dir's zeigen. So, jetzt wird er sogar einen vorzüglichen Eckstein abgeben (Mt 21,42; Mk 12,10; Lu 20,17). — Solch ein Eckstein, eigentlich erster, unterster Stein der Ecke, ist ein großer, derber, wenig schön behauener Stein, der am Fundament des Baues auf die vier Ecken kommt, nach zwei Seiten schaut und als Träger des Baues eine wichtige Rolle spielt.

Soll das Haus an den Platz, wo die Steine gebrochen

worden sind, zu stehen kommen, so kann alsbald mit der Aufführung der Grundmauern begonnen werden. Im andern Fall müssen erst mehr oder weniger tiefe Grabungen vorgenommen werden (s. u.). Wir betreten einen Bauplatz. Statt eines Balkengerüstes, wie man es im Abendland sieht, erblicken wir einige Meter hohe, in die Lüfte starrende, dicke Steinmauern, auf denen etliche Meister mit Hammer, Kelle und Senkblei arbeiten. Auf schiefliegenden Dielen, die vom Erdboden in die Höhe führen, tragen Lastträger und Knaben Bausteine und Mörtel langsamen Schrittes hinauf. So bewegen sich 20—30 Arbeiter bald langsamer bald eiliger über die Stätte, je nachdem sie von dem Bauaufseher angetrieben werden. Rasch wachsen die Mauern in die Höhe, und eines Tages schreitet man zum Wölben der Räume. Damit hat die Bauarbeit ihren Höhepunkt erreicht. Ein lärmendes, aber doch fleißiges Treiben entwickelt sich. Unter rhythmischen Wechselgesängen (Kap. 30, Nr. 28—30) und Rufen wandern die Wölbsteine von Hand zu Hand und in kühnem Schwung zu den wölbenden Arbeitern. Jubelnd wird der Schlußstein eingefügt, und am Abend vereinigt ein frohes Festmahl, zu dem der Bauherr einige Schafe schlachten ließ, die Arbeiter zum friedlichen Beschluß des wichtigen Werkes.

Zur Beschreibung der orientalischen Häuser übergehend, heben wir zunächst hervor, daß dieselben auf dem Lande nur aus einem Zimmer bestehen und daß in einem jeden solchen Haus (beit) der Gedanke einer architektonischen Einheit zur Geltung kommt. Den semitischen Völkern ist der Begriff „beit Haus“ ein unmittelbar von vier Wänden begrenzter und überdeckter Raum, nach unserer Bezeichnung ein „Zimmer“. Ursprünglich war dies ein Zelt, später wurde aus der ziegenhärenen Umwandung des Zeltes der Nomaden die steinerne der Wohnung des seßhaften Landmannes, aber der Ausdruck „beit“ blieb. Wie sich nun beim Nomaden mit der Erweiterung seiner Familie das Bedürfnis einstellte, neben dem

ersten Zelte ein zweites und drittes zu haben, so führte auch der Siedler weitere Baue auf, ohne sie jedoch unter ein gemeinsames Dach zu vereinigen. Ein solcher Komplex von einzelnen „beit" wird „dār Umkreisung" genannt. Noch heute heißt ein großes Gebäude mit mehreren einzelnen Zimmern und einem Innenhof „dār" und ist einem Beduinenlager nicht unähnlich. Wie hier, so läßt sich auch bei der Gesamtanlage einer orientalischen Stadt die ursprüngliche Idee eines Beduinenlagers nachweisen. Es gibt da keine Straßen im europäischen Sinn, sondern nur winkelige, enge Gassen und Sackgassen. Die Häuser stehen gruppenweise wie die Zelte einer Familienverwandtschaft und bilden ein verworrenes Lager von Häuserblöcken. Das sind die Quartiere[1], wie sie nicht nur in Städten, sondern auch in größeren Dörfern unterschieden werden.

So gibt es z. B. in dem Dorfe Ramallah fünf Quartiere und zwar entsprechend dem Familienverband, von dem sie bewohnt werden, eine ḥārat esch-schákara Quartier der Schakara, ḥārat el-ḥádade eig. ḥadāde Quartier der Schmiedfamilie, ḥārat dār ibrahīm Quartier der Dorfgemeinschaft Abraham, ḥārat dār girjuß Quartier des Hauses Georg und ḥārat dār ḥaßäßne Quartier der Sippe ḥaßäßne. In Lifta gibt es folgende 5 Verbände: dār ṛaben, el-'ājide, el-ṛaṣane (leiten ihren Ursprung merkwürdigerweise von den Israeliten ab), dār miḳbil, dār ßa'd.

Jedes Gewerbe nimmt eine eigene Häusergruppe ein oder konzentriert sich um eine oder mehrere Gassen. Da gibt es eine Bäckergasse (Jer 37,21), eine Töpfergasse oder einen Töpfermarkt, eine Gasse der Goldschmiede, der Waffenschmiede usw. Jede arabische Stadt hat ferner besondere Märkte[2] oder Basare, wo hauptsächlich Teppiche, Tücher und Lederwaren ausgebreitet liegen.

Der Steinbau muß im Gebirge seit alten Zeiten üblich gewesen sein (3 Mo 14,40 ff.), zumal überall Steine zur

---

[1] ḥāra Pl. ḥārāt. [2] ßūḳ Pl. aßuaḳ.

Hand sind. Dagegen wurden die Wohnhäuser der Ebene wie noch heute aus Mangel an Steinen aus Backsteinen[1] gebaut, die an der Sonne getrocknet sind und aus Lehm mit zerhacktem Stroh bestehen (vgl. Israel in Ägypten). Diese Lehmhäuser sind natürlich sehr vergänglich, weshalb man in den Ruinen alter Städte außer Überresten öffentlicher Gebäude nur ungeheure Erdmassen findet. Dem Wanderer fallen diese erdgrauen, elenden Häuser erst auf, wenn er in ihre Nähe kommt, weil sie in der Ferne kaum als Dorf zu erkennen sind, zumal im Frühling, wenn auf den platten Dächern gar lustig das Gras wächst (Ps 129,6; Jes 37,27). Diesen armseligen Häusern aus Lehm ist in Jes 9,10 die dauerhaftere Bauart aus Steinen gegenübergestellt.

Die Ortschaften liegen häufig auf luftiger Höhe (Mt 5,14) oder am Hang eines Berges, fast nie im Tale; denn abgesehen davon, daß die schmalen Talgründe kaum genügend Raum für ein Dorf bieten würden (vgl. Artas) und mit Recht lieber für die Landwirtschaft ausgenutzt werden, können die Häuser durch die Wahl einer solchen Lage solider fundamentiert, vor Wassergefahr in regenreichen Wintern geschützt und, was besonders in früheren Zeiten gelten mochte, gegen feindliche Überfälle leichter verteidigt werden. Bei dem ungeheuren Druck, den die meterdicken Steinmauern und noch viel dickeren Pfeiler[2] auf den Grund ausüben, ist es nötig, daß dieser äußerst fest ist. Hiezu kommt noch der Umstand, daß einerseits die winterlichen Regengüsse von solcher Fülle sind, daß sie mehrere Fuß tief den Boden erweichen, und anderseits die Stürme von solcher Wucht, daß beide vereinigt wohl einen solchen Steinkoloß zum Einsturz bringen können. Dem vorzubeugen wird bei der Legung der Fundamente fast immer bis auf den Fels gegraben (Lu 6,48), und wenn es so tief wäre, als man in die Höhe baut. Dann mag ein

[1] ṭūb, in Syrien libn, vgl. das hebr. lebēnā. [2] rikbe.

Dorf Goba

Dorf Machmás

Gewässer kommen, und die Winde mögen wehen und an das Haus stoßen, es wird nicht einfallen (Mt 7, 25).

In manchem Fellachenhaus wohnt die Familie des Vaters mit der eines Sohnes zusammen. Sind die Mittel vorhanden, so werden weitere Häuser d. h. Zimmer hinzugebaut und zwar so, daß sich alles um einen gemeinsamen Hof gruppiert. Das ist um so nötiger, als die Familie, so lange der Vater noch am Leben ist, von einer gemeinsamen Kasse lebt und daher zusammengehalten werden muß. Die Zimmer einer solchen dār sind nicht durch Türen miteinander verbunden, sondern haben je ihren eigenen Ausgang in den Hof (Lu 22,55), in welchem sich häufig auch die gemeinsame Zisterne[1] befindet (2 Sa 17,18). Diese ursprüngliche Form des Hauses modifiziert sich neuerdings in den Städten dahin, daß an Stelle des freien, oben offenen Hofes ein überdeckter, großer Raum[2] tritt, der als gemeinsames Wohn- und Empfangszimmer von der Gesamtfamilie benützt wird und von dem Türen nach sämtlichen Zimmern gehen.

Das Dachwerk[3] ist heutzutage bei ärmeren Leuten, wie früher wahrscheinlich allgemein, aus Holzbalken, Ästen und Reisern hergestellt und mit einer Schicht Erde, Lehm und etwas Kalk und Stroh bedeckt. Mit Beginn des Winterregens muß ein solches Dach mit einer Walze[4] überfahren werden, damit das Wasser nicht eindringt und das Holz nicht vermodert. Erst später, als man gelernt hatte, Gewölbe aufzuführen, ist an Stelle der hölzernen Bedachung die Steinkuppel getreten, welche noch jetzt auf den Dörfern zur Anwendung kommt. Dachterrassen der Stadthäuser sind mit einer aus Hohlziegeln oder Tonröhren hergestellten und dadurch teilweise durchsichtigen Brustwehr versehen. Ein solches Geländer auf dem Dach anzubringen, war den Israeliten

---

[1] bir. [2] liuān. [3] ßaḳf Decke, ßaṭḥ Dach. [4] mādḥale, im Libanon māḥdale.

durch das Gesetz befohlen (5 Mo 22,8). Auch lieben es die Morgenländer in die Terrasseneinfassung Blumentöpfe einzusetzen. Als Liebhaber von Wohlgerüchen haben sie eine große Vorliebe für wohlriechende Pflanzen, unter denen bei ihnen das buschige Basilienkraut[1], Nelken, Jasmin, Rosen, und eine Geraniumart[2] obenan stehen. Die gewölbten Dächer sind mit Steinplatten belegt. Dieselben müssen übrigens gut verfugt sein, wenn man nicht zur Regenzeit das Wort des Dichters an sich erfahren will:

Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Der kennt dich nicht, du reizende Levante!

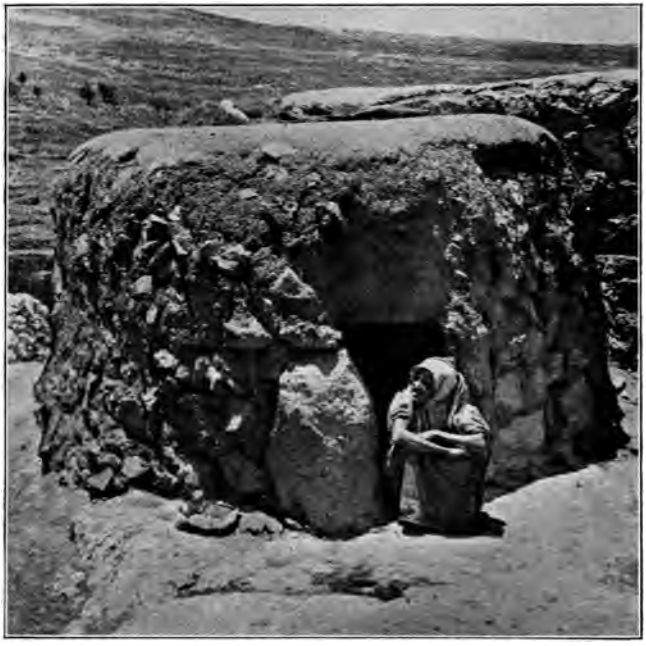
Das Dach wird wie in alter Zeit noch mannigfach benützt (Zeph 1,5; Jes 15,3; Neh 8,16). Man geht um die Abendzeit aufs Dach zur Erholung; des Sommers läßt sich's hier gut schlafen, wenn man sich zum Schutz gegen den Tau eine kleine Laubhütte[3] baut. Auf dem Dach werden Früchte und Mist zum Trocknen ausgebreitet (Jos 2,6). Manche Häuser, besonders die der Dorfobersten, weisen auf dem Dach einen Söller[4] auf. Hier ist's still, luftig und kühl (Ri 3,20 „er saß im Obergemach der Kühlung"), auch sind diese Söller reinlicher und mit weißem Bewurf versehen. Ein solches Obergemach ist ein passender Ort zu traulicher Unterredung und wird in der Bibel mehrmals erwähnt als Schlaf- und Wohnzimmer (2 Kö 4,10), als Kranken- und Totenzimmer (Apg 9,37) und als Betkämmerlein (Apg 10,9).

Der Hof eines Bauernhauses ist mit Mauerwerk umgrenzt und birgt in der Regel einen bienenkorbartigen Bau aus rohen Steinen und Lehm: es ist der Backofen[5]. Eine kleine Öffnung erlaubt uns hineinzukriechen. Der innere Raum ist rußig und so niedrig, daß man sich nicht aufrichten kann. Diesen Raum beehrt die Hausfrau täglich mit ihrem Besuch, um dem Backgeschäft obzuliegen (Kap. 10).

---

[1] ḥabaḳ oder rîḥān. [2] ʿâṭr. [3] ʿarîsche. [4] ʿölljе. [5] ṭābūn.

Die innere Einrichtung der Häuser ist einfach, aber eigenartig. Die Gewölbeform des Zimmers macht einen gefälligen Eindruck, der durch hübsche Malerei erhöht werden könnte. In der Regel ist es aber nur weiß getüncht, auf den Dörfern häufig nicht verputzt. Das Zimmer einer Fellachen-



Backofen (Äußerer Bau)

wohnung ist in zwei Räumlichkeiten mit ungleicher Höhe des Bodens abgeteilt. Die vordere, tiefergelegene Abteilung[1] ist für Kühe, Esel und Hühner bestimmt, die anstoßende, drei

[1] Statt ihrer kann auch ein um ein Stockwerk tiefer liegender, halb unterirdischer Raum, die rāuije, vorhanden sein. Rāuije wird im Ostjordanland auch der Fruchtbehälter, der sonst chābje heißt, genannt.

bis vier Stufen höhere ist die Wohnung der Familie. Ihre Ausstattung trägt nur den bescheidensten Bedürfnissen Rechnung. Zunächst fallen ein, zwei oder drei unförmliche Behälter[1] aus Lehm in die Augen, die zur Aufbewahrung von Getreide oder Feigen dienen. Ist es nur einer, so ist er durch Scheidewände in Räume geteilt. Die Behälter stehen meist so, daß sie eine Wand zwischen den beiden Räumen des Hauses bilden. In einer Ecke befinden sich große und kleine bauchige Krüge[2] als Behälter für Öl, Oliven, Wasser u. a. Nirgends fehlen die Handmühle (Kap. 10) und einige irdene und hölzerne Gefäße und Schüsseln[3] zum Kochen und Teigmachen. Als

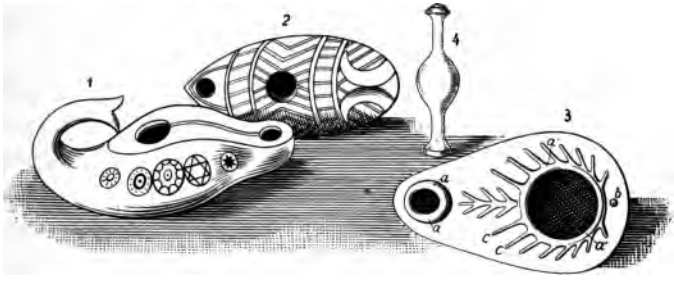


Fig. 1—3 Tonlampen, 7—9 cm lang. Durch die größere Öffnung a[1] wird Olivenöl eingegossen, aus der kleineren Öffnung a ragt der Docht hervor, c sind Verzierungen. Zwischen den beiden Öffnungen findet sich gewöhnlich ein Kreuz, eine Traube oder der heilige Baum des Lebens. Fig. 4 Tränenkrüglein, 20 cm groß (Kap. 31, III).

Tisch dient der Boden oder eine Tablette[4] aus Strohgeflecht oder mit verzinntem Kupfer. Eine buntangestrichene, geschmacklos verzierte Kiste[5] birgt allerlei Kostbarkeiten der Familie, Schmucksachen der Frau, Kleider, Geld, Dokumente. Auf dem Getreidebehälter oder einem Wandvorsprung steht eine irdene Schnäuzchenlampe[6], welche man die Nacht hindurch

[1] chābje, Pl. chauābi. [2] ġarra Pl. ġrār. [3] bātje Pl. bauāṭi [4] ṣanīje. [5] ṣandūḳ. [6] ßiräg.

brennen läßt (Spr 31,18). Stühle nnd Bettstellen gehören noch nicht zum Inventar eines Fellachenhauses. Das Bett selbst ist sehr einfacher Art. Im Sommer genügt der Mantel, in den gehüllt man auf dem bloßen Boden oder auf einer Schilfmatte schläft. So muß es früher gewesen sein, was aus der milden Absicht des Gebotes hervorgeht, daß ein etwa gepfändeter Mantel vor Sonnenuntergang zurückzugeben sei (2 Mo 22,26. 27; 5 Mo 24,13). In kälterer Zeit werden zwei baumwollene Steppdecken[1] und ein Kissen als Unterlage und Bedeckung benützt. Diese befinden sich tagsüber zusammengelegt in einer Wandnische und werden bei Nacht im Zimmer ausgebreitet. Ein solches Bett kann ein einzelner Mann wohl tragen (Mk 2,9. 11; Joh 5,9. 11). Auch führen die Eingeborenen, wenn sie für mehrere Tage verreisen, diese Betten auf ihrem Reittier mit sich. — Öfen sind ebenfalls ein Luxusgegenstand. Der Fellache schützt und wärmt sich durch seine Kleidung. Macht er ein Feuer an, so muß der Rauch, der sich bei dem schlechten Brennmaterial reichlich entwickelt, seinen Ausgang durch die Türe und das viereckige Mauerloch[2] (Hos 13,3 „Rauch aus der Fensterluke"), das ein Fenster sein soll, nehmen, denn ein Schornstein ist gewöhnlich nicht vorhanden. Dadurch wird das Zimmer allmählich glänzend schwarz und ist bei dem fast völligen Mangel an Öffnungen um so dunkler. Wir begreifen, daß das Weib im Evangelium (Lu 15,8) am hellen Tag ein Licht anzünden und allen Fleiß anwenden mußte, um den verlornen Groschen wieder zu finden. In den städtischen Häusern vertritt ein offenes Kohlenbecken[3] (Joh 18,18) die Stelle des Ofens.

Die Fenster eines Stadthauses gehen entweder in den Hof oder auf die Straße und sind in letzterem Fall durch hölzerne Gitter (Ri 5,28; Spr 7,6) gegen indiskrete Blicke

---

[1] lḥāf. [2] ṭāḳa. [3] kāṉūn oder manḳal.

geschützt. Der Boden einer Fellachenwohnung besteht aus einem erdigen Estrich; in besseren Häusern sind Steinplatten gelegt, worauf Schilfmatten[1] oder Teppiche ausgebreitet sind. Innerhalb der Türe, wo man die Schuhe ablegt, ist der Boden um eine Stufe niederer. An den Seiten des Zimmers finden sich in besseren Häusern breite Steinbänke oder Holzdiwane; deren Sitze und Lehnen mit Polstern belegt sind. Was Lu 22,12 in der Luther'schen Übersetzung „gepflasterter Saal" genannt wird, sollte „ein mit Polstern belegter Obersaal" heißen.

Die Türe besteht aus Holz und ist auf ihrer Außenseite manchmal mit Eisenblech beschlagen. Da und dort sieht man noch Türen, die sich mittels Zapfen (Spr 26,14) in Löchern (1 Kö 7,50) der Unter- und Oberschwelle drehen. Die Haustüre oder das Tor ist außen mit einem eisernen Ring oder Klöpfel versehen, mit welchem der Einlaß Begehrende anpocht (Apg 12,13). Auf die Nennung des Namens wird die Tür geöffnet, in größeren, vornehmen Häusern von einem besonderen Türhüter. Der Verschluß wird mittels moderner Schlösser, an den Türen mancher alten Fellachenwohnungeu noch durch hölzerne Fallschlösser bewerkstelligt. Man führt den Schlüssel — ein Brettchen mit einer Anzahl hervorstehender Nägel am einen Ende — von der Seite her ein, läßt die Nägel durch die Löcher des vorgeschobenen Riegels dringen und dadurch auf die eisernen Stifte stoßen, die vom Türpfosten in diese Löcher herabgefallen sind. Mit den Nägeln des Schlüssels lassen sich die Stifte emporbrücken, worauf man den Riegel zurückschieben kann. Diese Schlösser sind wohl schon in alten Zeiten gebräuchlich gewesen und scheinen auch sehr groß gewesen zu sein, daher der Ausdruck: Ich will den Schlüssel des Hauses David auf seine Schulter

---

[1] ḥaṣīre Pl. ḥuṣur.

legen, Jes 22,22. Manche Fellachenhäuser haben schöne, verzierte Hofportale; auch finden sich bisweilen Sprüche und die Jahreszahl der Erbauung eingemeißelt. Im allgemeinen gilt noch immer: „Die Pforte ist enge“ (Mt 7,14) und niedrig (Spr. 17,19). Vom hohen Tore der großherrlichen Residenz in Konstantinopel entlehnte die Regierung ihren offiziellen Namen „Die Hohe Pforte“, der zugleich Ausdruck für die Majestät des Sultan ist.

Kapitel 4.

Kleidung und Schmuck.

Die Kleidung[1] des palästinischen Landvolkes ist einfach, aber bequem und luftig. Oft sieht man die Fellachen bloß im langen, baumwollenen, weißen Hemd[2] (Mk 14,51), welches an der Brust ausgeschnitten ist und bis unter die Kniee reicht. Darüber tragen sie einen etwas längeren, buntgestreiften Rock (tôb) mit weiten Ärmeln, der durch einen breiten Gürtel[3] um die Lenden zusammengehalten wird. Dieser bei den Bauern häufig lederne, bei den Städtern leinene oder seidene Gürtel dient als Tasche für Wertsachen (Mt 10,9; Mk 6,8); an ihm werden auch Messer, Waffen, Brot- und Tabaksbeutel untergebracht. Außerdem hat der Landmann in den Busentaschen auf der bloßen Haut, die durch den Hemdschlitz und den festgebundenen Gürtel gebildet werden, noch zwei gar geräumige und bequeme Behälter, wohin er nicht nur bisweilen die Hände steckt (2 Mo 4,6), sondern auch neben dem Schweiß- und Geldtüchlein die verschiedensten Nahrungsmittel aufstapelt.

Wenn der Dörfler in die Stadt oder sonstwohin sich begibt, so wirft er einen wollenen, schwarz und braun gestreiften Mantel (ʿabā oder ʿabāje) um sich, der malerisch über die Schultern herabfällt. Ohne die ʿabāje wird der respektable Fellache nicht ausgehen, da sie ein Stück seiner

---

[1] libß. [2] ḳamīṣ. [3] sunnār.

Manneswürde repräsentiert, nur Jünglinge und Bettler können allenfalls ohne sie sich sehen lassen. Die ʿabāje ist ein ungefähr quadratisches Stück dicht gewobener Wolle mit zwei seitlichen Armöffnungen. Dieses von den Fellachen nicht ohne Anmut getragene Gewand ist ganz unentbehrlich. Es schützt vor Regen und Kälte, und über den Kopf gezogen vor der Sonne. Es ist eine Decke bei Nacht, denn der Landmann breitet des Abends nur eine Strohmatte auf den Boden, wickelt sich in die ʿabāje und schläft so einen gesünderen Schlaf als mancher Abendländer in den weichsten Daunen. Die ʿabāje dient ferner als Sack für verschiedene Dinge, die nach Hause zu tragen sind, z. B. Einkäufe aus der Stadt oder ein Bund Gras für das Vieh. Hat der Fellache keinen Futtersack[1] für sein Kamel bei sich, so breitet er die ʿabāje auf den Boden und schüttet das Futter darauf. Endlich vertritt der Mantel auch die Stelle des Gebetsteppichs, worauf der Muslim, wenn er auswärts ist, sein Gebet verrichten darf. Manche besitzen noch eine Jacke[2] aus Schaffell mit kurzen Ärmeln, die im Winter über dem tôb derart getragen wird, daß die Wolle nach innen gekehrt ist, während die häutige Außenseite mit Rötel beschmiert ist. Auch der Prophet Elias und der Täufer Johannes scheinen eine solche härene Haut, um den Leib geschlagen und mit dem Gürtel zusammengehalten, sogar als ein einziges Gewand getragen zu haben (2 Kö 1,8; Mt 3,4). Daß nicht an einen aus Kamelshaaren gewobenen, weichen Mantel, sondern an ein rauhes Kamelsfell zu denken ist, dafür sprechen auch die Worte Jesu: „Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häuser“ (Mt 11,8). Strümpfe kennt die Landbevölkerung nur dem Namen nach, man geht entweder barfuß oder steckt die Füße in ein Paar plumpe, geringe, häufig

[1] muchlāje. [2] farue eig. Pelz.

rotgefärbte Schuhe mit Büffelhautsohlen. Sandalen[1] d. h. Sohlen mit Riemen (1 Mo 14,23; Jes 5,27) erblickt man bisweilen noch bei den Beduinen; im allgemeinen tragen aber auch sie Schuhe oder gar Stiefel mit eisenbeschlagenen Absätzen, oder sie gehen barfuß. Als Zeichen des Anstandes und der Ehrerbietung zieht der Orientale die Schuhe aus und stellt sie an der Türe nieder, wenn er ein Zimmer oder einen heiligen Ort betritt (2 Mo 3,5).

Besonderes Augenmerk ist in südlichen Breiten der Kopfbedeckung zu schenken. Dieselbe ist der Wichtigkeit des Schutzes gegen die Sonnenstrahlen entsprechend dicht und undurchdringlich, und daher ziemlich plump und schwer. Die Kopfbedeckung als Turban hat drei Teile: unmittelbar auf dem Kopf sitzt ein weißes, baumwollenes Käppchen[2], welches als Schweißauffauger dient; darüber legt sich eine Filzmütze[3] in Form des Schädels und schließlich krönt die türkische Nationalmütze, der rote Fes oder Tarbusch (ṭarbūsch) das werte Haupt. Der Tarbusch ist je nach Dorfessitte, Stand oder Geschmack mit einem baumwollenen, auch seidenen, beliebig ein- oder buntfarbigem Tuch (läffe) umwunden. Bei vornehmeren Muslimen ist die läffe aus weißem Musselin, bei den Nachkommen des Propheten und den Mekkapilgern ist sie grün. Beamte und viele Städtler tragen nur den Tarbusch mit langer Troddel. Die Anhänglichkeit an den Tarbusch ist schwer begreiflich, da er weder die Augen vor den Sonnenstrahlen schützt noch auch bei Regenwetter praktisch ist, aber es scheint, daß der Orientale, der Christ merkwürdigerweise nicht ausgenommen, sich erst in seiner Würde fühlt, wenn die rote Türkenmütze auf dem Kopfe thront. Barhäuptig läßt sich der Orientale selten blicken, sein Haupt würde zudem einen schönheitswidrigen Anblick gewähren, da es wegen der bekannten Schmarotzer bis auf einen Haarbüschel auf dem

[1] na'al. [2] ṭāḳije. [3] libbäde.

Scheitel glatt rasiert ist. Nur wenn Papiere oder Wertsachen aufzubewahren sind, die in eine der Falten der läffe oder zwischen Filzmütze und Tarbusch gesteckt werden, wird das Haupt entblößt. Sonst aber überall, vor dem höchsten Be-

Beduinen

amten wie in der Moschee, bei Besuchen wie beim Gastmahl, behauptet der Tarbusch bezw. Turban beharrlich seinen Platz, während es übel vermerkt würde, wollte man ebenso mit dem Hut auf dem Kopf an den genannten Orten erscheinen. Der

Tarbuſch iſt häufig die einzige bildneriſche Arbeit auf den einfachen Steinen der Gräber zum Zeichen dafür, daß hier unten ein ehemaliger Tarbuſchträger ruht. Einfacher iſt die Kopfbedeckung der Beduinen, welche über den Kopf ein baumwollenes, dunkelfarbiges Tuch, keffīje oder mendīl, legen, welches über Nacken und Schulter herabhängt und von einer dicken, wollenen Schnur um den Kopf gehalten wird. Die keffīje findet ſich in den Baſaren oft von künſtleriſch ſchönen Stickereien, von Gold- und Silberfäden durchwirkt. Das mendīl entſpricht dem Schweißtuch der Bibel, welches wohl auch Jeſus und ſeine Jünger getragen haben. Wie bereits erwähnt, laſſen die meiſten Orientalen das Haupthaar abraſieren; viele beduiniſche Jünglinge aber, ſeltener Männer, tragen langes Haar (2 Sa 14,26) und ſelbſt Zöpfe, wodurch ſie dem weiblichen Geſchlecht zu gefallen ſuchen.

Die Kleidung der Fellachinnen kommt der der Männer nahe, iſt aber beſcheidener als jene. Auf dem bloßen Leib trägt die Frau einen bis zu den Knöcheln reichenden, blauen, in manchen Gegenden auch weißen Rock (tôb) mit weiten, flügeligen Ärmeln und tiefem Bruſtausſchnitt, ebenfalls von einem Gürtel zuſammengehalten. An Stelle des Alltagskleides tritt bei feſtlichen Gelegenheiten ein tôb ḥarīr d. h. ein Gewand mit farbigen, ſeidenen Streifen und einem tafelgroßen, gelben oder roten aufgenähten Bruſtviereck. Die ʿabāje der Frauen iſt rot und ſchwarz geſtreift, kürzer und enger anliegend. In Bethlehem u. a. O. prangt über dem tôb eine mit Goldſtickerei verzierte Jacke[1]. Stickereien ſcheinen von jeher bei den Orientalinnen beliebt geweſen zu ſein (Heſ 16,10), und noch heute zeichnen ſich die Feſttagsgewänder der Morgenländerinnen durch die farbigen, kunſtvollen, in Seide, Gold oder Silber geſtickten Verzierungen aus, welche Blumen und verſchiedene Figuren darſtellen.

[1] ṭaḳṣīra.

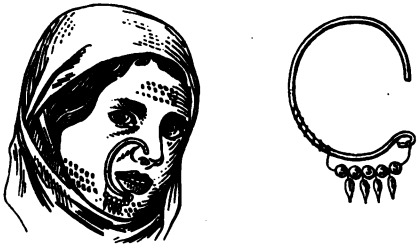
Das Haupt bedecken die Frauen im allgemeinen mit einem großen, tief nach hinten herabhängenden Tuch[1]. Doch tragen sie in manchen Gegenden auch eine Mütze, so die Bethlehemitinnen die charakteristische schaṭue, eine Art Tuchhelm, den nur verheiratete Frauen haben, und der steif und gewichtig auf dem Haupte sitzt. An ihm hängen in 1—3 Reihen die Stirne umkränzend eine Anzahl kleiner Gold- und Silbermünzen. Darüber wallt das weiße, aber farbig bestickte, mit Spitzen verbrämte Kopftuch. In der Gegend nördlich von Jerusalem bedecken sich die Fellachenfrauen mit einer mehr flach liegenden Haube, an die rings um die Stirne liegend eine Rolle Geldmünzen befestigt ist. Die Nazarethfrauen tragen eine zu beiden Seiten des Gesichts aus ausstopftem Zeug gebildete Wurst mit angenähten Silbermünzen im Wert bis 100 Mark. Dieser Geldputz[2] ist der eiserne Bestand der Frauen, den sie bei der Verheiratung erhalten, der nur in Zeiten der Not angegriffen wird und an den der Mann keinen Anspruch hat. Verdient die Frau wieder etwas Geld, so näht sie die Anzahl der entnommenen Stücke wieder an. An das Tragen eines solchen schweren Schmuckes muß sich die Frau erst gewöhnen; ist dies geschehen, so ist, wie die Frauen sagen, das Ablegen derselben, falls es aus irgend einem Grunde notwendig wird, die Ursache von Kopfschmerzen und Augenleiden. Die Kopfbedeckung wird durch ein Kettchen[3] unter dem Kinn zusammengehalten. Außerdem hängen von ihr noch an den Wangen Kettchen mit kleinen Münzen herab.

An Schmuck und Putz läßt es die Orientalin von heute vielleicht ebensowenig wie die kokette Isebel (2 Kö 9,30) und wie die Frauen zu der Apostel Zeiten (1 Tim 2,9 und 1 Pe 3,3) fehlen. Die Fellachin und die Beduinenfrau haben zwar nicht viele Mittel hiezu, aber auch bei ihnen verleugnet sich der weibliche Schönheitssinn oder die Eitelkeit keineswegs,

[1] mendīl. [2] ṣmāde oder ṣaffe. [3] snāḳ.

Bethlehemitin

und irgend ein Glied des Leibes muß sein Geschmeide haben. Ja, der Schmuck ist bei den Morgenländerinnen etwas so Wichtiges, daß man mit solchem — und wäre es auch nur ein messingener oder bleierner Ring oder eine gläserne Armspange[1] — selbst Bettlerinnen ihrem Gewerbe nachgehen sieht, und manch einfache Handwerksfrau trägt Schmucksachen im Wert von 500 Franken. An den Armen haben die meisten Armspangen[2] aus schlechtem Silber; an den Füßen sieht man bisweilen Fußringe[3] und Fußkettchen, manche Beduinenfrauen haben auch Ohr- und Nasenringe[4] (1 Mo 24,47 Urtext: ich legte den Ring an ihre Nase). An Stelle des Nasenrings tragen die Bewohnerinnen von Bēt dagan bei Jaffa ein auf den rechten Nasenflügel aufgesetztes silbernes Sternchen.



Nasenring und Tätowierung

An Schönheitsmitteln verwenden die Araberinnen hauptsächlich Augenschminke, kuḥl genannt, und den Farbstoff der Hennapflanze (Lawsonia inermis). Der kuḥl ist entweder Ruß oder Stibium im Mörser zerstoßen, sogen. Isfahankuḥl, mit Olivenöl zu einer Salbe vermischt (2 Kö 9,30; Jer 4,30). Daneben benützt man gebrannten und feingestoßenen Weizen, ebenfalls mit Öl gemischt. Mit einer glatten Sonde oder einem Stift tragen die Frauen die Salbe auf die Augenbrauen und Lider und zwischen den Augen so auf, daß sich nebenstehende Zeichnung ergibt. Der schwärzliche kuḥl läßt die weiße Augen-

---

[1] dimlig Pl. dämälig. [2] ißuär Pl. aßäuir. [3] cholchāl.
[4] chisām Pl. chasāim.

Altes Beduinenpaar

haut deutlicher hervortreten und fast glänzender erscheinen und verleiht dem Angesicht einen eigenen Zauber. Geschminkte, große, glänzende Augen heißen „Gazellenaugen" und gelten als vielgerühmte Zierde. Der kuhl soll auch zur Stärkung der Augen dienen.

Mit Henna werden zu festlichen Gelegenheiten Finger und Nägel rot gefärbt. Die Bauernweiber haben eine große Vorliebe fürs Färben der Haare. So ließ ich mir in Ekron sagen, daß, wenn die Haare anfangen weiß zu werden, man sie zur Zierde mit Henna färbe. Solch eine Matrone in ihrem hellziegelrot gefärbten Haar, welches von dem durch die Sonne in ein anderes Rot getauchten Gesicht gar grell absticht, erschien mir keineswegs liebreizender; aber „de gustibus non est disputandum". Dasselbe gilt vom Schleier[1] der Beduinenweiber, der vom Haupt über die Mitte der Stirne als ein Tuchstreifen herabhängt, die Nase und die unteren Partien des Gesichtes bedeckt, aber die Augen frei läßt, in wulstiger Weise mit allerlei Zierat (Geldstücken, Korallen, Muscheln) besetzt ist und in zwei Teilen nach links und rechts unterhalb der Ohren verläuft.

Eine seit alten Zeiten (3 Mo 19,28) in der Schönheitspflege verbreitete Sitte ist das Tätowieren, das meist schon in früher Jugend an Knaben und Mädchen vollzogen wird. Herumziehende Zigeuner oder Leute[2] aus der Stadt, deren Beruf das Tätowieren ist, haben ein mehrere Nadeln büschelartig fassendes Instrument[3], womit sie in die Haut stechen[4] oder gravieren und zugleich eine Indigolösung[5] eindringen lassen. Mit Vorliebe trägt man auf Stirne, Kinn, Mundwinkel und Hände gewisse Figuren auf. Dieser „Malzeichen", welche zeitlebens haften, gedenkt der Herr in jener

---

[1] burḳa' Pl. barāḳi'. [2] muwaschschimin Tätowierer. [3] Die Zigeuner des Ostjordanlandes binden sieben Nadeln mit einem Faden zusammen. [4] daḳḳ. [5] nile.

Muhammedaniſche Frauen 5

trostvollen Zusage an Zion, das er so wenig vergessen will, als eine derartige Zeichnung jemals sich wieder verwischt (Jes 49,16).

Nicht vergessen wollen wir die Riechfläschchen, die gleicherweise den Toilettentisch der eitlen Araberinnen schmücken, wie ehedem den der alten Hebräerinnen (Jes 3,20).

Dergestalt kleiden und schmücken sich die Bewohner des H. Landes. Ähnlich wird die Kleidung der Israeliten gewesen sein; jedenfalls haben die Männer auch ein hemdartiges Gewand getragen, das nicht wie die Beinkleider der Abendländer anschließend war (vgl. 2 Mo 28,42 und 43). Über demselben mögen sie ein großes rechteckiges Tuch ähnlich der Toga der Römer oder dem Umschlagtuch der Abessinier getragen haben (2 Mo 22,26; Apg 12,8). Als letzte Erinnerung an dieses Kleidungsstück figuriert bei den heutigen Juden das viereckige Tuch, welches über Brust und Rücken liegt, eine Öffnung für den Kopf freiläßt und an den Ecken die auch früher gebräuchlichen Quasten oder Schnüre hat. Aus jenem Umschlagtuch mag sich die ʿabāje entwickelt haben. Alt ist der Gürtel (2 Kö 1,8; Mk 6,8) und der Schafspelz oder die Kamelshaut (vgl. Johannes der Täufer).

Selbstverständlich weicht von dieser einfachsten und ursprünglichen Kleidungsart die der vermöglicheren Fellachen und der Städter erheblich ab. Schon jene ziehen Unterhosen[1] und über dem tôb eine Art Kaftan oder Ganzrock[2] an, und die Städter vollends tragen noch manches besondere Kleidungsstück, wie z. B. den langen, tuchenen Oberrock[3]. Auch bei der Frauenwelt ist die Kleidung je nach Stand, Vermögen und Religionsgenossenschaft abweichend und mannigfaltig. Mehr und mehr bürgert sich abendländische Kleidung ein, und mit der Zeit wird leider manch kleidsames Gewand in Abgang kommen. Doch hat bei den Städterinnen immer

---

[1] libāß. [2] ḳumbās. [3] ǧubbe.

noch der isār seinen Platz behauptet. Es ist dies ein großes Umschlagtuch aus weißem Schirting, das jede weibliche Person von mehr als 12 Jahren ohne Rücksicht auf Stand und Religion einhüllt und alle unbarmherzig uniformiert. Vornehme Muhammedanerinnen haben schwarze, gelbe, braune oder grüne, seidene Umschläge; hiezu kommt noch die Verhüllung des Gesichts durch den Schleier. Die Städterin kennt auch Strümpfe, während die Fellachin barfuß oder mit nackten Füßen in den Schuhen geht. Auf Spaziergängen stolziert jene in gelben oder schwarzen Stiefeletten mit Überschuhen einher; zu Hause aber geht sie barfuß oder in Strümpfen oder auf hölzernen Stelzschuhen[1], die bisweilen mit Perlmutter verziert sind. Das im Occident für so unentbehrlich geltende Marterwerkzeug, Korsett genannt, ist den meisten orientalischen Frauen glücklicherweise noch unbekannt.

[1] kubḳāb.

Kapitel 5.

Geburt. Name. Kinderspiele und Kinderarbeiten.

Wohl in keinem Lande ist der Wunsch des Ehemannes nach einer zahlreichen, männlichen Nachkommenschaft ein so heißer wie im Orient. Schon in der Bibel lesen wir, daß blühender Kindersegen nicht nur einen Hauptgegenstand der göttlichen Verheißung bildet, sondern auch in den guten Wünschen der Menschen für einander zum Ausdruck kommt (1 Mo 12,2; 21,18; 24,60 u. ö.). Der Wunsch liegt heutzutage nicht sowohl in dem Gedanken begründet, daß der Name nicht ausstirbt, als vielmehr in der Hoffnung, im Alter durch die Söhne, die, wenn auch erwachsen, im Hause oder doch im Dorfe bleiben, Unterstützung zu finden und in dem stolzen Bewußtsein, mit jedem weiteren männlichen Mitglied Ehre und Einfluß innerhalb der Sippe zu gewinnen. Bei den in Palästina herrschenden Verhältnissen hinsichtlich der Familienverbände oder Sippen (ḥamūle) kommt es viel darauf an, ob die ḥamūle 200 Männer, oder wie die Fellachen auch sagen, 200 Flintenträger oder nur 50 zählt. Denn erstere wird in allen gemeinschaftlichen Ortsangelegenheiten, bei Streitigkeiten usw. ihre Ansicht viel leichter zur Geltung bringen als letztere. Der Wunsch nach männlicher Nachkommenschaft hängt aber auch mit der niedrigen Stellung des Weibes im Orient zusammen.

Das Datum des Geburtstages ist den wenigsten Palästinern bekannt, denn die Fellachen haben kein Interesse an der Bestimmung ihres Alters, können auch zum großen Teil weder lesen noch schreiben. Erst in den letzten Jahren wird die gesetzliche Verordnung, daß jedes Kind innerhalb eines Monats angezeigt und in die Stammrolle aufgenommen werden muß, strenge durchgeführt und auf die Nichtanzeige eine Geldstrafe gesetzt. Unmittelbar nach der Geburt eines Kindes erhält es vom Vater den Namen, der wohl durchgängig ein Gattungsname (Appellativum) sein dürfte und immer nur ein einziger.

Etliche solcher Namen sind: 'abd il-hādi Knecht dessen, der den rechten Weg führt, 'abd il-ḥamīd Knecht des Löblichen, 'abd il-ḥaij Knecht des Lebendigen (vgl. 1 Mo 16,14 und 24,62) 'abd er-ruḥmān Knecht des Erbarmers, nāṣir Sieger, 'uṯmān junge Schlange, fāṭme Entwöhnende, farīd Juwel, Einziger.

Die Gründe, von denen man sich bei der Wahl leiten läßt, sind verschiedenartig. Besondere Umstände vor oder bei der Geburt, das Wohlgefallen an Schmeichelnamen, Wünsche, die man für das Neugeborene hegt, religiöse Erinnerungen, Rücksichtnahme auf Eltern und Großeltern spielen die Hauptrolle. So sind die Namen milād, 'īd, 'ánṣara, ġim'a, ßabta zu erklären als „der (oder die) am Weihnachts- Ostern- Pfingstfest, Freitag, Samstag Geborene". Bei Christen finden sich viele Namen aus der H. Schrift oder von den Heiligen entlehnt, doch tragen sie auch echt arabische Namen.

Jedes Kind erhält nur einen Namen, dem zur Unterscheidung von gleichnamigen Personen der Name des Vaters hinzugefügt wird, wobei ein erklärendes „ibn Sohn" stillschweigend einzuschalten ist, eine Sitte, die schon frühe begegnet (1 Sa 22,9). Etwas Ähnliches ist die kunja, die Benennung des Vaters nach dem erstgebornen Sohn mit vorausgesetztem „abu Vater", eine beliebte und zugleich schmeichelhafte Bezeichnung. Ein Beispiel aus der Bibel möge beides illustrieren: Der Erzvater Isaak hätte nach arabischem

Gebrauch Isaak Abraham, sein Vater aber von Isaaks Geburt an abu Isaak (Vater des Isaak) genannt werden müssen. Verhältnismäßig selten hat die Familie einen Geschlechtsnamen, und wenn, so wird er als dritter beigesetzt z. B. Michaīl Ibrahīm Dauāni.

Eine ganz allgemeine Erscheinung sind die Über- oder Spitznamen[1], mit denen fast jeder Dörfler von seinen Volksgenossen bei irgend einer Veranlassung bedacht worden ist[2].

Solche sind ṛurāb Rabe, ḏīb Wolf (vgl. Ri 8,3), uāui Schakal, täftäf ein Hundsname (vgl. unser „Wächter"), abu riäle Speicheltrieler, machṣi Verschnittener, kēkūß der mit einer Krähstimme, 'aukar der das Wasser Trübende, abu ṣīṣān Hühnerdieb.

Es mag für den Nachweis über den Ursprung mancher Namen nicht unwichtig sein zu konstatieren, daß die Übernamen mit der Zeit den Familiennamen verdrängen können. In Eß-ßalṭ z. B. führte der Großvater der Familie dār eġ-ġamal den Namen ḥanna_l-farrān. Sein Sohn ja'ḳūb war als Kind sehr dick und groß, so daß die Freunde zu der Mutter sagten: „Dein Sohn ist wie ein ġamal (Kamel)". Die Mutter lachte und rief aus: „jā hāda ġamali o du mein Kamel"! Fortan hieß es bei den Leuten „Wohin, o Kamel? wo warst du, o Kamel? komm, o Kamel"! und der Scherzname hat jetzt bei den Nachkommen des ja'ḳūb den alten Familiennamen vollständig verdrängt. Ebenso: Weil ein Sprößling der Familie dār il-muna nichts lieber als maḥschi (vgl. Kap. 19, Nationalgerichte) aß, so wurden dessen Kinder „aulād il-maḥschi Kinder des maḥschi" genannt und die Familie trägt jetzt den Namen dār il-maḥschi. Ein Analogon zu diesen Erscheinungen bietet Ri 6,32.

Ist das Kind ein Knabe, so erscheinen die Freunde, um den Vater zu beglückwünschen: „Gesegnet sei, was dir zugekommen ist[2]", was dieser mit einem freudigen: „Gott segne dich[3]", erwidert (vgl. nach Lu 1 die Geschichte des Familienfestes im Haus des Priesters Zacharias). Die Verwandten überreichen Geschenke und werden zu einem Essen eingeladen, oder es wird Kaffee serviert. Die Geburt eines

---

[1] nuḳḳabīje statt luḳḳabīje Pl. luḳḳabījāt. [2] mubārak mā äġäk. [3] allāh jebārik fik.

Mädchens bereitet dem Vater keine besondere Freude und die Verwandten gratulieren nicht. Dessenungeachtet hat die Ankunft eines Mädchens auch ihr Angenehmes, indem sie eine Vermehrung des Kapitals bedeutet (Spr 31,29), denn jedes Mädchen repräsentiert bei seiner Verheiratung einen Wert von einigen Tausend Piastern, und ein Gläubiger eröffnet dem Fellachen einen Kredit auf seine Töchter.

Ein neugebornes Kind unterliegt noch denselben Prozeduren wie zu Hesekiels (16,4) Zeiten. Es wird in warmem Wasser gebadet und die erste Woche täglich mit feingestoßenem Salz am ganzen Leib eingerieben, mit Öl bestrichen und fest in Windeln gewickelt. Hierauf werden ihm Mund und Augen gesalbt und Augen, Stirne und Fontanellen mit Baumwolle verbunden, und der ganze Kopf wohl eingepackt. Das Waschen mit Salz soll das Kind stärken, doch hat auch schon mancher Säugling durch unachtsames Einreiben bleibenden Schaden an den Augen erlitten. Vom 4.—7. Tag wird das Salz mit Öl vermengt, und von da bis zum 40. Tag wird das Kind mit Seifenwasser gewaschen. Täglich nimmt die Mutter an Kopf, Händen und Füßen gymnastische Übungen vor. Um das Kind vor Unfällen zu bewahren, werden seine Haare einem Heiligen geweiht. Nach ein oder zwei Jahren an einem Wallfahrtstage des Heiligen rasiert man den Kopf des Kindes ab und verteilt einige Silbermünzen an Arme, die sich dafür an der Wallfahrt beteiligen müssen. Möglichst bald sucht man das Kind durch Umhängen von Amuletten oder Anheften derselben an die Mütze vor bösen Einflüssen zu schützen (Kap. 25). Es ist auch der Glaube verbreitet, daß zwei Geleitsengel die bösen und guten Taten des Kindes notieren und jeden Abend vor Gott Bericht ablegen.

Der Fellachenjunge wächst in großem Schmutz und unendlicher Vernachlässigung auf, denn die Mutter hat ein Aber gegen fleißigen Gebrauch des Wassers. Die Kinder sind der Hitze und Kälte ausgesetzt und liegen, das Angesicht

voller Fliegen, oft jämmerlich in ihrer Wiege. Die Muttermilch, die glücklicherweise alle, und manchmal 2 und 3 Jahre lang (2 Makk 7,28) genießen dürfen, ist das einzige Präser-

Bauernweiber im Hofe eines Hauses

vativ gegen die Misèren der ersten Jahre. Was an der Hand dieses Kleinods die Probe besteht, ist gestählt zum

Kampf mit den Strapazen des Fellachenlebens. Die Mutter geht manchmal schon am zweiten Tage ihrer Niederkunft der Arbeit nach. Dabei liegt das Kind stundenlang in Lumpen gehüllt in der Holzwiege und läßt willigliche die Fliegen in Augen, Nase und Mund kriechen.

Die Fellachenmutter hat große Liebe zu ihren Kindern, legt sich gern Entbehrungen ihretwegen auf (Jes 49,15), küßt sie viel, gibt ihnen Kosenamen: „O mein Liebling[1], mein Auge, meine Seele, mein Herr, mein Leben, mein Herzblut" und singt süße Wiegenlieder (Kap. 30, Nr. 1—5). Die Fellachin zeigt überhaupt Liebe zu Kindern und zeichnet sich als Kindsmagd durch Anhänglichkeit, Geduld und Ertragen von Nachtwachen aus. Ihre Fehler sind die Affenliebe für einen Sohn, den sie verhätschelt, und für den sie sich Tag für Tag plagt. Ja, selbst noch wenn der Taugenichts verheiratet ist, unterstützt sie ihn und seine Kinder, bis sie nicht mehr kann.

So lange ein kleines Kind noch nicht gehen kann, trägt es die Mutter, wenn sie ins Feld oder in die Stadt geht, in einer Art Sack auf dem Rücken, und ist außerdem meist noch mit einer Bürde auf dem Kopf belastet. Die ersten Sprachstudien des Kindes beginnen mit dem Ausruf „jamma, jāba o Mutter, o Vater"! Bald darauf folgt abūk (eine Abkürzung von jil'an abūk verflucht sei dein Vater). Der Vater freut sich und findet, daß der Junge sehr schāṭer (gescheit und tüchtig) sei.

An irgend einem Festtag, auf Wallfahrten oder zur Verherrlichung der Hochzeit findet die Beschneidung einer Anzahl Knaben verschiedenen Alters statt. Dieser religiöse Akt ist bei den Muslimen nicht wie bei den Israeliten an den achten Tag gebunden, ja er unterbleibt sogar bei manchen

[1] jā ḥabībi, jā 'aini, jā rūḥi, jā ßīdi, jā 'umri, jā muḫget ḳalbi.

und muß dann nach dem Tode vollzogen werden, da kein Muslim unbeschnitten begraben werden darf. In feierlichem Aufzuge werden die Knaben, die auf bekränzten Pferden in Mädchenkleidern seltsam geputzt sitzen, umhergeführt. Voran schreitet der Barbier oder der chaṭīb, der die Beschneidung vollzieht. Tänze, Flintenschießen, abendliche Schmausereien gestalten die Feier zu einer Art Volksfest.

Arabische Kinderspiele gibt es wenige. Die Stadtkinder spielen mit den bekannten Marmorkügelchen, mit dem Kreisel, schlagen Ball und lassen Drachen fliegen. Die Dorfkinder lärmen und tummeln sich auf dem Misthaufen herum, werfen mit Steinen und üben sich im Schleudern, worin sie eine große Treffsicherheit erlangen (Ri 20,16). Das Lieblings- und Nationalspiel der jungen Orientalen, bei dem sie sogar um Feigen und Geld spielen, ist das Würfeln mit den Knöchelchen vom Knie[1] des Schafes oder den Wirbelknochen. Die Pointe des Spieles besteht im Wetten, auf welche Seite sie fallen. Je nach Lage der Knöchelchen rufen sie „Fürst, Schläger, Esel, Schaf" und bestimmen die Gewinner. In der Philisterebene ist das kôra-Spiel unter den Knaben und Jünglingen gebräuchlich. Auf einem ebenen Platz werden eine Anzahl tassenartige Vertiefungen, auf zwei Parteien verteilt, angebracht. Von den Spielern sucht sich jeder einen Gegner aus der andern Partei. Mit einem Holzstück in der Hand suchen je zwei Partner einen runden Stein in ein Loch zu bringen und zwar jeder in eines der Löcher seiner eigenen Partei. Diejenige Hälfte der Spieler nun, deren Gruben zuerst mit Steinen belegt werden, hat das Spiel gewonnen.

Im übrigen bietet das Tun und Treiben der Erwachsenen den Kindern Stoff zu allerlei Kurzweil. Sie ahmen die Trauergesänge und Hochzeitlieder der Erwachsenen bald mit Klage

[1] Demnach das Spiel ka'b, sukk oder schäkk genannt wird.

und Geberden des Schmerzes bald mit Händeklatschen und fröhlichem Gesang nach. Über die Frage, welches Spiel jeweils an die Reihe kommen soll, entstehen dann zwischenhinein lebhafte Meinungsstreitigkeiten, bis die eine Partei den Ausschlag gibt oder das Spiel sich zerschlägt. Diese Vorgänge tauchen in der Seele des Heilandes wie eine Erinnerung aus den Kindheitstagen auf, als er in einer Mahnrede zum Volke sagt: „Sie sind Kindern gleich, die auf dem Markte sitzen und einander zurufen und sagen: wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geweint“ (Lu 7,32).

Der arabische Junge muß sich schon frühzeitig an die Arbeit gewöhnen und allerlei Dienste verrichten. Er führt das Vieh auf die Weide, wobei er manch' Stündlein im Schatten eines Baumes ruht und der Rohrpfeife wehmütige Melodien entlockt. Er treibt in der Ernte die beladenen Tiere zur Tenne; er bewacht den Trauben- und Obstgarten, er transportiert die gebrochenen Steine auf den Bauplatz oder ist hier Handlanger und Mörtelträger. Das Mädchen wird schon frühe angeleitet, den gefüllten Wasserkrug auf dem Kopf zu tragen, Kuhdünger als Brennmaterial auf allen Wegen zu suchen, ihn in der Sonne auszubreiten, beim Backen zu helfen und die jüngeren Geschwister zu hüten.

Kapitel 6.

Schulwesen.

Mehr und mehr ist gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Frage des Unterrichts und der Erziehung der schulpflichtigen Jugend in den Vordergrund getreten. Die Hauptursache liegt in der Ansicht der missionierenden Körperschaften, daß nur in der heranwachsenden Jugend Hoffnung auf Regeneration des entarteten Geschlechts liege. Aus diesem religiösen Motiv heraus erklärt es sich, daß wir mit verschwindenden Ausnahmen die reine Konfessionsschule als islamische, christliche (in ihren verschiedenen Denominationen) und jüdische haben.

Vor etwa 60 Jahren gab es weder für Christen noch Muslimen Schulen. Der erste, der mehrere Tagschulen hin und her im Lande errichtete, war Bischof Gobat. Ihm folgte im Jahr 1860 J. L. Schneller, der das Syrische Waisenhaus eröffnete, um die Kinder den demoralisierenden Einflüssen des Volkslebens und Elternhauses zu entziehen. Den Evangelischen taten es die Katholiken (Lateiner) nach und eröffneten eine stattliche Anzahl höherer und niederer Schulen. Noch größere Anstrengungen machen seit einigen Jahren die Russen, welche in Galiläa gegen 50 mit Lehrkräften und Lehrmitteln gut ausgestattete Schulen haben und erst kürzlich wieder die Erlaubnis zur Gründung von weiteren 40 Schulen erlangt haben. Die Konkurrenz fürchtend bauten auch die Griechen und Armenier in Städten und Dörfern, wo sie Gemeinden haben, Schulen.

Muhammedanische Dorfschule

Diesen gewaltigen Bestrebungen der christlichen Konfessionen gegenüber vermochte der Islam nicht länger in Untätigkeit zu verharren, und so ging man auch hier mit lobenswertem Eifer ans Werk und eröffnete in allen Dörfern Schulen für die männliche Jugend. Es mag für die Muslimen ein beschämender Gedanke sein, jetzt durch die geistige Überlegenheit der Christen gezwungen zu werden, diesen es nachtun zu müssen, um so beschämender, wenn sie sich des einst blühenden Standes der Jugendbildung erinnern. Wie anders sah es doch vor 400 Jahren aus! Damals, zur Zeit Solimans, bestanden in Jerusalem allein 40 Schulen verschiedener Art mit mehreren tausend Schülern. Sie konzentrierten sich um die in der ṭarīḳ bāb eß-ßilßile (Kettentorstraße) gelegenen, noch heute durch ihre Architektonik hervorragenden Häuser bis hinab zum maḥkame.

Die muhammedanischen Schulen sind Regierungsschulen und werden von der Regierung unterhalten. Sie sind in dieser Hinsicht weit besser daran als die christlichen und jüdischen, deren Kosten von den Religionsgemeinschaften bestritten werden müssen. Ja, es tragen die Christen durch Zahlung von Steuern sogar zum Unterhalt der islamischen Schulen bei. Auch sonst haben diese manche Vorteile. So dürfen Nichtmuslimen nur nach Einholung einer ministeriellen Erlaubnis Schulen errichten und keine Schulbücher benützen, die nicht von der Zensur gebilligt worden sind. Ferner steht der türkischen Behörde das Recht der Beaufsichtigung der christlichen und jüdischen Schulen zu; glücklicherweise ist diese staatliche Aufsicht sehr platonischer Natur. In allen internen Fragen des Unterrichts hat die Behörde nichts zu sagen. Sie kann nicht einmal verhindern, daß Muhammedaner ihre Kinder in christliche Schulen schicken, wo sie freilich nicht des Christentums wegen hingehen, sondern nur, um von dem überlegenen Wissen der Europäer zu profitieren.

Die Muhammedaner haben Hoch- Mittel- und Elementarschulen. Erstere gibt es nur in Konstantinopel und Bulāḳ

bei Kairo. Die Mittelschulen sind entweder Externate (madāriß ruschdīje) oder Internate (makātib i'dadīje). Erstere mag man Bürgerschulen nennen; sie bestehen in jedem größeren Regierungssitz, so in Jerusalem, Jaffa, Gaza, Hebron. Letztere, die wir höhere Realschulen nennen wollen, sind erst eine neuere Institution und finden sich nur in den größten Städten wie Beirut, Damaskus und Jerusalem. Es werden in ihnen Arabisch, Türkisch, Französisch, außerdem die Real- und Mathematik-Fächer gelehrt. Die Zöglinge zahlen Pension und sind militärisch uniformiert.

Die Elementar- oder Volksschule, welche im kleinsten Dorfe bestehen soll, aber nicht immer besteht, liegt zwar noch sehr im argen, sowohl was ihre Leistungen als auch ihre Räumlichkeiten und Lehrmittel und endlich die Qualität des Lehrers und seine Besoldung betrifft, aber immerhin ist ein Anfang gemacht. Die Schüler lernen notdürftig Lesen und Schreiben. Ersteres besteht fast nur im Einbläuen des Koran. Dabei sitzen die jungen Muselmanen mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte, in der Hand das hl. Buch. In singendem Tone werden die Suren vielmals rezitiert, bis die Schüler sie nahezu auswendig wissen. Der Drill dauert fort, bis keine Silbe, kein Laut mehr falsch gesprochen wird, denn wer im Lesen des Koran einen Fehler macht, begeht eine Sünde. Der Lehrer sitzt meist in der Ecke, um ihn ein Trupp wißbegieriger Knaben, denen er sich vorzugsweise widmet. Der übrige Chorus treibt in der Regel Allotria, bis dann und wann der Stab Wehe wie ein Blitz aus der Wetterecke hervorbricht und zündend einschlägt. Der Schreibunterricht beginnt erst im zweiten oder dritten Schuljahr. Der Schüler hat eine Holztafel, auf welcher Papier geklebt ist, oder die mit angefeuchtetem Kalk (eine gelbliche, weiche Sorte) beschmiert wird. Der Orientale schreibt, anstatt einen Tisch als Unterlage benützend, das Papier oder die Tafel frei in der linken Hand haltend oder auf das rechte Bein gestützt, welches über

Gürtelschreibzeug

Schreibrohr

das linke Knie gelegt ist. Das Schreibzeug führt ein Schreiber in einem im Gürtel steckenden Messingrohr, dem ein Tintengefäß angelötet ist, stets bei sich (Hef 9,2). Ein sorgfältig geschnittenes Rohrstäbchen mit abgeschrägter Spitze dient als Feder. Das Schreiben und Lesen geschieht von rechts nach links.

Die Dauer des Schulbesuchs erstreckt sich in der Regel auf einige Jahre, ist aber ganz dem Ermessen der Eltern anheimgestellt. Die Besoldung reicht die Regierung, welche von jedem Bürger jährlich 6 Piaster Schulsteuer erhebt, die in den Schulfonds fließt. Daneben ist der Lehrer noch auf die Wohltätigkeit der Dörfler angewiesen.

Die Schulen der Christen spalten sich in zwei große Heerlager, 1) die der katholischen und 2) die der protestantischen Bekenntnisse. Sie sondern sich weiterhin wieder nach Riten und Nationen in lateinische, maronitische, griechisch-katholische, griechisch-orthodoxe, armenische, syrianische, nestorianische und protestantische Schulen.

Auch hier sind Elementar- Mittel- und Hochschulen vorhanden. Erstere sind wie schon eingangs erwähnt, jetzt ziemlich zahlreich. In die christlichen Schulen werden sowohl Knaben als Mädchen aufgenommen. Die gewöhnlichen Dorfschulen sind Tag-

---

Obige Abbildungen entstammen der „Ersten Deutschen Stahlfedernfabrik" von Heintze & Blanckertz in Berlin.

schulen. Zu den Mittelschulen kann man die Anstaltsschulen der Waisen- und Erziehungshäuser rechnen, insofern hier neben der Schulbildung nach Art unsrer deutschen Volksschulen noch eine oder zwei orientalische Sprachen gelehrt werden und sie auch hinsichtlich der Lehrkräfte und Lehrmittel viel besser als die Dorfschulen dastehen. Einige dieser Anstaltsschulen, wie das Syrische Waisenhaus, die englische Gobatschule, die Klerikalseminarien der Katholiken bilden in ihrem Seminar ein Mittelding zwischen Mittel- und Hochschule, indem sie begabten Zöglingen die Möglichkeit bieten, sich durch weiteres Studium für den Beruf eines Kaufmanns, Dragomans, Arztes, Lehrers oder Predigers vorzubereiten oder auszubilden. Die Franziskaner haben ein vollständiges Klosterstudium vom Noviziat bis zur Theologie. Hochschulen, wenn auch nicht ganz im deutschen Sinne und mit allen Fakultäten, besitzen die Amerikaner und die Jesuiten, beide in Beirut. Amerikaner und Jesuiten leisten Nennenswertes auf dem Gebiet der Schule und der Erforschung des Landes in Hinsicht auf Sprache, Literatur, Archäologie, Botanik.

In ähnlicher Weise wie die bisher Genannten haben auch die Juden in ihren Niederlassungen Elementarschulen, da und dort, so in Jerusalem und Jaffa, auch gehobenere Schulen mit Einführung in Ackerbau und Industriewerkstätten.

Die nationalen Schulen der in Palästina ansässigen Deutschen, der evangelischen Kirchengemeinden und der Tempelgesellschaft entsprechen in ihrer Organisation den vaterländischen Schulen und werden auch von deutschen Lehrern bedient. Solche Schulen sind eine in Sarona, je zwei in Haifa, Jaffa und Jerusalem. In letzterer Stadt hat die Tempelgemeinde neben der Volksschule noch eine Art Lyceum.

Die Leistungen all' dieser Schulen sind natürlich sehr verschieden. In den muslimischen Dorfschulen kommen ganz minimale Resultate zum Vorschein. Es gibt unter den Fellachenkindern zwar recht aufgeweckte Köpfe, die schnell

begreifen, und schlagfertige, witzige Antworten sind bekanntlich ein Gemeingut der Araber, aber das Lehrpersonal und die Methode sind sehr mangelhaft. Der Hauptwert wird auf Gedächtnis- weniger auf Verstandesübungen gelegt. Die meisten Schüler lernen nur notdürftig einen Brief herausbuchstabieren oder einen solchen mit greulichen Zeichen schreiben.

Weit höhere Ziele stecken sich die von den Missionen geleiteten Tagschulen, wenngleich auch sie unter der Unregelmäßigkeit des Schulbesuches und der geringen Ausdauer der Schüler im Lernen zu leiden haben. Die Missionen schenken auch der Bildung der weiblichen Jugend Aufmerksamkeit und unterrichten dieselbe in den Schulfächern und in den weiblichen Handarbeiten. Letztere treiben die Araberinnen sehr gerne und erreichen besonders in den Häkelarbeiten und einer Art feiner Nadelarbeit große Fertigkeit.

Am meisten wird in den von den Missionsgesellschaften gegründeten Internaten geleistet, und es darf ohne Überhebung gesagt werden, daß, abgesehen von den Beiruter Hochschulen, die Deutschen hier in erster Linie marschieren. Sie legen den Hauptnachdruck nicht auf das einseitige Studium von Sprachen, wie es da und dort geschieht, sondern auf eine gründliche, lückenlose, allseitige Bildung ohne dabei das Studium der Sprachen zu vernachlässigen.

Es dürfte den freundlichen Leser interessieren zu erfahren, wo und wie zahlreich unter den Missionsschulen unser deutsches Vaterland beteiligt ist. Auf katholischer Seite ist der „Verein vom hl. Grabe“ mit Sitz in Köln zu nennen. Dieser Verein unterhält in Jerusalem neben dem katholischen Deutschen Hospiz ein kleines Mädchen-Internat und seit kurzem eine Tagschule. Auf evangelischer Seite entfaltet seit den 60er Jahren der Jerusalems-Verein“ (Sitz in Berlin) seine Wirksamkeit in Bethlehem, Betdschala, ferner in der kleinen Station Hebron und dem vor zwei Jahren hinzugetretenen Bēt Sahūr. Mit Ausnahme des Waisenhauses in Bethlehem mit 50 Kindern sind es Tag-

ſchulen für Knaben und Mädchen. Die beiden Hauptanſtalten Jeruſalems ſind das von Kaiſerswerth aus ins Leben gerufene Mädchenwaiſenhaus Talitha Kumi mit etwa 120 Mädchen und das große Syriſche Waiſenhaus für Knaben und eine Anzahl Mädchen mit 270 Zöglingen und verſchiedenen Induſtriewerkſtätten. Dieſem Waiſenhaus iſt ſeit dem Jahr 1903 noch ein Blindenaſyl für 20 Knaben und 20 Mädchen angegliedert. Syriſches Waiſenhaus und Talitha Kumi unterhalten auch je eine Tagſchule in Jeruſalem.

Kapitel 7.

Berufsarten.

Die Gewerbtätigkeit steht mit geringen Ausnahmen auf einer niedrigen Stufe. Nur in Jerusalem und Bethlehem entfaltet sich infolge des europäischen Einflusses eine regere Tätigkeit und zeigt sich ein größerer Fortschritt; doch wird auch hier, abgesehen von der Olivenholz- und Perlmutterarbeit, meist nur „gebästelt“ und verhältnismäßig wenig gute preiswürdige Arbeit geleistet. Die Olivenholzarbeiten stammen hauptsächlich aus Jerusalem, die Perlmutterwaren aus Bethlehem. Das Material zu letzteren wird in verschiedener Form und Größe vom Roten Meer, sowie aus Wien und Amerika, bezogen. Kleine Körnchen verarbeitet man zu Rosenkränzen, größere Stücke zu Knöpfen, Broschen und Kreuzchen. Große, bis 30 cm lange Platten gehen aus der Hand der tüchtigsten Meister als Tabaksdosen, Kreuze, Medaillons und gemeißelte Darstellungen aus der hl. Geschichte hervor. Die Figuren werden auf die zugerichteten Platten gemalt und mittels Feile[1], Grabstichel[2], Lochsäge[3] und einfacher Säge[4] ausgeführt. Schließlich werden die verarbeiteten Stücke durch Eintauchen in eine Säure gereinigt und poliert.

Auf dem Lande widmet man sich fast ausschließlich dem Ackerbau; darum sind Handwerke spärlich vertreten. Am ehesten finden sich noch Schuhmacher[5], in eß-Balṭ z. B. etwa

[1] mabrad. [2] minḳäsch. [3] schurschära. [4] munschär. [5] ßkäfi.

zwanzig. Sie sind besonders im Frühling vollauf beschäftigt, weil sich niemand barfuß auf das Erntefeld begibt. Tüchtige Maurer[1] gibt es fast nur in einigen den Städten nahegelegenen Dörfern. Das Müllergewerbe liegt auf den Dörfern fast noch überall in den Händen der Frauen (vgl. Kap. 10). Wassermühlen finden sich im Ostjordanland, Tret- und Dampfmühlen, welch letztere meist von Europäern betrieben werden, in einigen Städten.

Der Dorfschreiner[2] verfertigt die Holzteile des Pfluges und einige Ackergeräte. Tische, Fenster, Stühle sind nicht nötig. Türen und Fensterläden werden so roh und einfach als möglich fabriziert. Ein Schmied[3] ist höchst selten anzutreffen, wo aber doch, da beschränkt sich seine Kunst auf die Herstellung der Eisenteile am Pflug und Ochsenstachel; außerdem schmiedet er kleine Sicheln[4], Äxte[5] und Hacken[6]. Andere eiserne Gerätschaften bezieht man von der Stadt. Ein Gleiches gilt von allen übrigen Bedürfnissen: man kauft sie in der Stadt, flickt und repariert sie entweder selbst, wenn sie schadhaft geworden sind, oder läßt es von umherziehenden Zigeunern, die vorwiegend Schmiede und Siebmacher[7] sind, oder von wandernden Schuhmachern, Kupferschmieden[8], Büchsenmachern[9] usw. tun.

Im Nachfolgenden sei noch etlicher Industriezweige eingehender gedacht, die hauptsächlich in den Städten in altherkömmlicher Weise betrieben werden.

Die Töpferei[10] ist seit alters eines der wichtigsten Handwerke des Orients und wird fast in allen Städten betrieben. Das Material zur Töpferei, der Lehm[11], findet sich im Gebirge in vereinzelten Lagern und besonders häufig in der Ebene bei Gaza. Nach seiner Reinigung von fremden

---

[1] bännä. [2] neǧǧär. [3] ḥaddād. [4] ḳāṭūle oder ḥäschūsche. [5] fārū'a. [6] faß oder mankūsch. [7] ṛarābilīje. [8] naḥḥāß. [9] ḳardaḥǧi. [10] fächūra. [11] ṭīn.

Bestandteilen wird der Lehm in einem Wasserbehälter geknetet und einigermaßen getrocknet. Darauf bearbeitet ihn der Töpfer[1] auf einer in einem Erdloch stehenden Doppelradscheibe[2] (Jer 18,3), indem er mit den Füßen die untere große Scheibe in kreisende Bewegung setzt (Si 38,32), während er ihn mit den Händen auf der oberen zu Geschirren[3] formt. Dabei beobachten die orientalischen Töpfer ein Verfahren, das in Europa unbekannt sein dürfte, das aber sehr geeignet ist, den Boden für den Brand dauerhafter zu machen und den Krügen eine gefällige Form zu verleihen. Aus einem Lehmkloß wird zuerst die untere Hälfte des Kruges mit dem Boden nach oben herausgedreht und bei Seite gesetzt. Sind eine Anzahl solcher Hälften geformt und etwas getrocknet, so gehen sie noch einmal durch die Hand, welche sie nun mit dem Boden nach unten in eine Form auf die Scheibe stellt und den Bauch bis zum Anfang des Halses herausdreht. Dieser selbst wird als besonderes Stück angefügt. Manche Trinkgefäße pflegt man mit Ockerfarbe durch allerlei Phantasiestriche zu verzieren. Das Glasieren, das die Juden kannten (Si 38,34), verstehen die jetzigen Töpfer nicht mehr. Der aus Backsteinen erbaute Ofen besteht aus einem unteren Feuerraum und einem Oberraum für die Geschirre. Durch runde Öffnungen im Gewölbe zwischen den beiden Abteilungen steigt die Hitze zu den Töpferwaren und von da durch ein lose bedecktes Loch der Rauch in die Luft. Zur Feuerung benützt man im Gebirge die Wurzelstöcke von Eichen, in der Ebene den Häcksel, welcher reichlich zu Gebote steht, und womit das Gelaß etwa 6 Tage ununterbrochen gespeist werden muß. Die in Gaza gebrannten Waren gelangen naß in den Ofen, weshalb er anfangs nur schwach geheizt werden darf. Die dortigen Töpfer lieben es, fast allen Geschirren (durch die ganze Dicke des Tons) eine schwärzliche Färbung zu geben.

---

[1] fächūri. [2] dūlāb. [3] fuchchār.

Diese erzielen sie dadurch, daß sie gegen den Schluß des Brandes mit nassem Mist heizen und den Rauchweg versperren. Diese schwarzen Gefäße sind sehr beliebt und nach Ansicht der Leute dauerhafter als die rötlichgelben.

Im Ostjordanland scheint, wie mir von dort mitgeteilt wurde, die Töpferei berufsmäßig ausschließlich von Frauen ausgeübt zu werden. Die Hausfrauen haben den Töpferinnen die nötige Erde und das Tonscherbenpulver (Kap. 22) zu liefern,

Tongeschirre, Holzschüsseln, geflochtene Tabletten

woraus diese die gewünschten Geschirre bereiten (vgl. hiemit die in Kap. 10 erwähnten Töpferarbeiten der Dörflerinnen nördlich von Jerusalem). Der Lohn der Töpferinnen wird in Weizen entrichtet.

Die wichtigsten Tonwaren sind: sir, 80—90 cm hoch, ein großer, bauchiger Wasserkrug mit oder ohne drei Henkeln, er ist sozusagen die Wasserstande des Hauses; garra, 60 cm groß, der gewöhnliche Wasser-

krug, den die Frauen beim Wasserholen auf dem Kopf tragen; 'aßlije, der ǧarra gleich aber kleiner, von Mädchen getragen; brīḳ, 30 cm hoch, ein Trinkkrug mit zwei Henkeln und seitlicher Trinkröhre (sā'būbe oder ba'būse); korrāß oder dōraḳ der Krug der Mukari ohne Trinkröhre; murṭāß ein Schöpf- und Trinkkrug mit einem Henkel, oben weit; scharbe langhalsiger Trinkkrug, 33 cm hoch; máḥlabe länglicher Milchkrug mit Henkeln; ka'kūra oben weiter Milchkrug; kūs Krug mit einem Henkel und Gießschnabel; ṭúnǧara der Kochtopf oder Schmortiegel; ḳidre ein bauchiger Kochtopf mit zwei muschelartigen Handgriffen; kaschkūle Schüssel mittlerer Größe; sibdije Butterschüsselchen; ßrāǧ Ton- oder Öllampe (s. Abbildung S. 51).

Die Weberei[1] wird nicht durchgängig handwerksmäßig betrieben, sondern wie schon im Altertum (2 Mo 35,25. 26; 2 Kö 23,7) häufig von den Frauen ausgeübt. Sie beschränkt sich in der Hauptsache auf Arbeiten in Wolle und Baumwolle; die Leinwandweberei ist von geringer Bedeutung. Die Wollweberei (Hauptsitze: Gaza und Hebron) ist lohnender als die Baumwollweberei (Sitze in Gaza, Hebron, Ramallah, Rafīdia), die ihr Material von auswärts beziehen muß und bei der Billigkeit und Sauberkeit der europäischen Fabrikate einen schweren Stand hat. Jene liefert die Stoffe zu Mänteln[2], Bodenteppichen[3], Zelten[4] und Säcken[5], diese befaßt sich mit der Herstellung der Stoffe für die Kleider der Fellachinnen. Die Stoffe sind derb, aber sehr dauerhaft, weshalb sie den europäischen Geweben vorgezogen werden. Ein Weber kann das zu einem Kleid nötige Zeug[6] von etwa 15 Ellen Länge und 50 cm Breite in einem Tag fertig bringen. Das Gewobene wird in einem dünnen Mehl- oder Kleieteig gestärkt, dann getrocknet, gereinigt, gewalkt d. h. mit einem Wellholz auf einem glatten Stein geschlagen und geglättet, in der Regel blau gefärbt[7] und verarbeitet. Vielleicht dürfen wir

[1] ḥijāke. [2] 'ubi, eine 'abāje zu 10—20 frs. [3] ḥuǧra. [4] chiam. [5] färde, 'idil oder chēsche. [6] schoḳḳa. [7] Die Färber vermischen die blaue Farbe, damit sie waschecht wird, mit dem Absud von zerstoßener Eichenwurzelrinde oder von Schote und Samen der Acacia farnesiana, ar: ṛēlān.

in dem Geschäft dieser Frauen eine der Tätigkeit der in der Bibel erwähnten Walker ähnliche erblicken (Jes 7,3 und Mk 9,3: in beiden Stellen ist im Grundtext von einem Walker, nicht Färber die Rede; 2 Kö 18,17; Mal 3,2).

Der Weber[1] treibt vier mannshohe Pfosten oder Pflöcke[2] in die Erde, welche etwa ein Rechteck von 80 cm Breite und 1,30 m Länge begrenzen. Die Pfosten sind oben rechts und links d. h. auf den Schmalseiten des Rechtecks je durch ein Querholz verbunden, von dessen Mitte der Weberkamm[3] oder das Anschlagbrett[4] herabhängt. In der Mitte der beiden vorderen, dem Sitz des Webers nächsten Pfähle läuft der mehr als schenkeldicke Weberbaum[5] (1 Sa 17,7) hin. Um diesen wird der fertige Stoff gewickelt. Der Zettel oder Aufzug[6] (3 Mo 13,48) läuft durch den Kamm zu der dem Gesicht des Webers zugekehrten Wand, geht hier um einen Balken schräg in die Höhe, von da oben über den ganzen Webstuhl ausgebreitet wieder zurück und hinter dem Rücken des Webers an der Wand herunter, wo er befestigt oder mit Steinen beschwert ist. Der Zettel ist starker Zwirn, der Einschlag[7] entweder Wolle oder Baumwolle. Zur Herstellung der Spule[8] bedient man sich eines horizontal[9] und eines vertikal[10] gestellten Haspels, die beide aus Rohr fabriziert sind. Um jenen ist das Garn gelegt, diesen dreht die rechte Hand, und die linke Hand leitet den Faden um die Spulhülse, welche aus Schilfrohr besteht und in das Schiffchen[11] zu liegen kommt. Der Sitz des Webers ist entweder ganz auf dem Boden wie bei dem Wollweber, wo der Weberbaum fast zu ebener Erde zwischen den Pfosten eingelassen ist, oder etwas über demselben wie bei dem Baumwollweber. In beiden Fällen ist in den Boden ein Loch gemacht, in das die Füße ausgestreckt werden können, so daß der Weber eher stehend als sitzend erscheint.

[1] ḥajjāk. [2] ṣurs Pl. ṣorūs. [3] muscht. [4] däff. [5] mâṭua. [6] mäßdi. [7] loḥme. [8] maßūra. [9] ṭajjār. [10] dūlāb. [11] makūk.

Gerber[1] hat es nach Apg 9 und 10 schon in biblischer Zeit gegeben, aber sie mögen, da ihr Geschäft bei den Juden des üblen Geruches wegen gering geachtet war, recht sparsam vertreten gewesen sein. Hiefür spricht auch der Umstand, daß das Tragen von Schuhen im Orient kein so allgemeines Bedürfnis ist wie in nördlichen Ländern. Die Häute für Sohlen werden häufig nur gesalzen und derart auf die Straße gelegt, daß die Leute darüber schreiten müssen. Die Gerber in Jaffa und Nablus befassen sich hauptsächlich mit der Herstellung von Schaf- und Ziegenleder. Das meiste Leder wird aus Europa bezogen.

In engem Zusammenhang damit steht die Fabrikation von Wasser- und Ölschläuchen[2], die ihren Sitz in Hebron hat. Es werden hiefür die Felle der Ziegen verwendet. Beim Abziehen der Haut wird nur der Hals des Tieres und ein kleines Stück der Brust aufgeschnitten und das Fell durch Umstülpung abgetrennt. Die Felle müssen gut eingesalzen werden. Der Vorgang der Gerbung ist folgender: Der Gerber kauft zunächst Wurzelstöcke von Eichbäumen und läßt sie fein zerstoßen, wirft die mehlige Masse in eine Grube, übergießt sie mit Wasser und läßt es anziehen, bis die Lohe[3] daraus entsteht. Inzwischen werden die bei ihm abgelieferten Häute von allen Fettresten gründlich gereinigt und bis zur Hälfte des Rückens geschoren. Es gilt als ein Geschäftsgeheimnis des Fabrikanten, daß jeder seine eigene Manier des Schneidens der Haare hat, die es ihm ermöglicht, das aus seiner Gerberei stammende Fell jederzeit wieder zu erkennen. — Nach Verschluß der Fußöffnungen werden die Häute mit völlig dürren, geschälten Eichenstecken und Knotenstücken gefüllt, und zwischen die Lücken von der Halsöffnung herein wird die Lohe gegossen. Dem auf diese Weise straff gefüllten Fell wird die Kopfhaut über den Leib hereingeklappt und durch deren Ver-

[1] dabbāṛ. [2] ḳirbe Pl. ḳirab. [3] dibāṛ.

nähen der Verschluß des Schlauches hergestellt. Jetzt verbringt man die Schläuche auf eine Terrasse und setzt sie der Bestrahlung durch die Sonne aus, indem man sie tagsüber mit dem Rücken nach oben und bei Nacht mit dem Rücken nach unten legt. Zwischenhinein muß, damit der Schlauch gespannt bleibt, Lohe nachgefüllt werden, was durch den rechten Hinterfuß geschieht. Nach 60 Tagen im Sommer oder 90 im Winter sind die Felle „reif“ [1], werden ausgeleert, in die Sonne gelegt, bis sie trocken und steif sind, dann wieder im Wasser aufgeweicht und gewaschen. Zwei Männer bearbeiten die Haut mit Keulen auf einem Block, bis sie geschmeidig geworden ist. Zuletzt wird sie noch mit einer teerartigen Flüssigkeit, die man mit Öl kocht, innen und außen getränkt und an den Fußöffnungen vernäht. Der Preis eines Schlauches stellt sich auf 23—30 Piaster. Ein wichtiges Erfordernis in der Schlauchfabrikation ist reines Wasser, das von Würmern und fremden Substanzen frei ist. — In manchen Dörfern gerben sich arme Leute ihre Schläuche selbst. Sie stellen aus getrockneten, dann zerstoßenen Granatäpfelschalen, Mandelblättern und Eichenholzrinden eine Gerbsäure her, legen das Fell mehrere Wochen lang darein und wenden es zwischenhinein häufig hin und her.

Die Seifensiederei [2] erfordert zu ihrem Betrieb große Räumlichkeiten und wegen Beschaffung der Rohmaterialien ein gewisses Kapital. Seifensiedereien finden sich mehrere in Nablus und Gaza, einige in Ramle, Lydda und Haifa und je eine in Jaffa und Jerusalem. In der Werkstätte ruht in einem dicken Mauerwerk ein mehr als 2 m tiefer und breiter Behälter, der mit einem Zementmörtel ausgeglättet ist und nach unten in einen kupfernen Kessel [3] übergeht, unter dem sich der Feuerraum befindet. Als Brennmaterial dienen die beim Ölpressen überbleibenden Olivenkerne, die eine intensive

[1] mißtui. [2] máṣbane. [3] ḳidr.

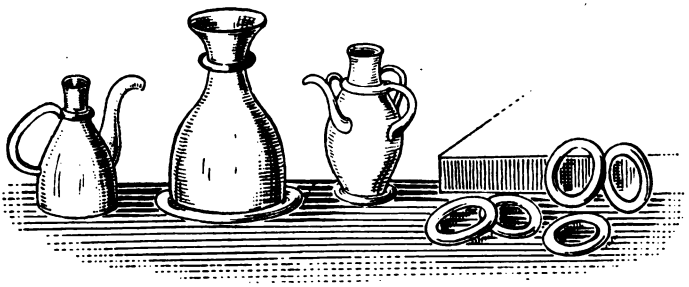
Hitze entwickeln. In einiger Entfernung vom Kessel, etwas tiefer gelegen, ist ein rechteckiges Bassin[1], in welchem Kalk und Kaliasche gemischt, mit etwas Wasser getränkt, von zwei Männern hin- und hergerührt werden, bis sie eine graupelartige Masse geworden sind. Den Kalk liefern die Fellachen und die Kaliasche die Beduinen. Zur Seite des Bassins sind in die Erde fünf bis acht tiefe, steinerne Tröge[2] eingelassen, denen $1^1/_2$ m tiefer ebensoviele Becken entsprechen. Diese Tröge füllt man mit der Kalk- und Kalimischung und übergießt sie mit Wasser. Das Wasser durchdringt die Masse und fließt aus einem seitlichen Loch am Grunde jedes Troges in das darunter liegende Becken. Das abgeflossene Wasser wird solange aufs neue aufgeschüttet, bis es hinreichend gesättigt ist. Hernach wird es in den Kessel geschüttet und in Siedehitze versetzt. Nun gießt man 200 bis 225 Schläuche voll Öl (etwa 4500 Kilo) dazu und feuert 10 bis 12 Tage lang. Jeden Tag kommt aus den Becken neues gesättigtes Wasser[3] dazu. An der Unterseite des Kessels den Becken zugewendet ist eine Öffnung und darunter eine Mulde, in welche man von Zeit zu Zeit das unbrauchbare Wasser abfließen läßt. Das zur Siederei verwendete Öl ist eine geringe, beim zweiten Druck der Oliven gewonnene, grüne, dickliche Masse. Wenn etwa 24 Tröge voll gesättigten Wassers in den Kessel geleert sind bezw. das Öl 12 Tage lang dem Feuer ausgesetzt war und die Seife zum Vorschein kommt, so wird sie abgeschöpft, auf einem Oberboden zum Trocknen ausgeschüttet und nach mehreren Tagen in Stücke zerschnitten. Die Seifensiedereien sind nur winters im Gang, wenn neues Öl geliefert wird. Die Seife[4] ist ein ziemlich ordinäres Produkt, sie kostet pro Raṭl 10—14 Piaster.

Die Glasindustrie ist auf Hebron lokalisiert. Sie steht noch auf derselben Stufe, wie sie es im Mittelalter und

---

[1] máchmar. [2] ḥauḍ Pl. aḥuāḍ. [3] chamīr. [4] ṣābūn.

vielleicht auch schon zu den Zeiten der Römer war. Zu dieser Annahme berechtigen mich die in meinem Besitz befindlichen, gläsernen Gefäße, die aus dem unterirdischen Bēt gibrīn, dem römischen Eleutheropolis stammen, den Hebroner Fabrikaten in Form und Größe gleichen und seinerzeit vielleicht dort verfertigt wurden. Die Hebroner Glaswaren[1] sind Lämpchen, Teller, Fingerringe, Armringe[2] und kleine Gefäße in verschiedener Form, weniger zum täglichen Gebrauch als zum Schmuck, weshalb auch die meisten Waren farbig sind[3]. Die Glasbrennerei wird nur winters betrieben. Früher bereitete man Glas aus den bekannten Rohmaterialien,



Hebroner Glaswaren

heute verwendet man nur noch die aus dem ganzen Land ersammelten Glasscherben dazu. Diese werden in einem aus Lehm hergestellten Bassin, um das her ein Feuer brennt, geschmolzen. Hierauf läßt man die Masse erkalten, zerschlägt sie in Klumpen und wirft sie in den eigentlichen Schmelzofen, einen eisernen Kessel, den das Feuer von allen Seiten

[1] nakkäschät eig. Ciseliertes, mit Verzierungen Versehenes.
[2] Hundert Ringe kosten je nach Qualität und Farbe 7—11 Piaster.
[3] Ob auch die Hebräer sich mit Glasfabrikation befaßt haben, ist nicht sicher. Jedenfalls tritt das Glas auch damals nur als Luxusartikel auf (vgl. Hi 28,17, die einzige Erwähnung des Glases im A. B.).

umflackert. Das Feuer ist von einem Mantel umgeben, der sich in einen Schornstein verjüngt. Der Kessel hat rings im Kreise in Abständen Türchen, vor welchen die Arbeiter mit langen, massiven oder auch hohlen Eisenstangen von verschiedener Form und Dicke sitzen und das flüssige Glas dem Schmelztiegel entnehmen. Aus dem an der stählernen Spitze der Stange hängen bleibenden Glasbrei werden mittels besonderer Werkzeuge die Waren geformt. Wenn das Glas erkaltet, so steckt der Arbeiter die Stange wieder ins Feuer.

Die Ringe werden mittels der chirāṭa gebogen und gedreht; das Glas mit einem Hammer, der mudamme vom Eisenstock abgeschlagen, mit der mídlakat geglättet, mit einem stählernen Eisen, der bülǰe, verziert oder mit Karnis versehen, mit einer Schere, der kaschda, geschnitten und mit dem Blasstock oder mírdan geblasen.

Die Kalkbrennerei ist für viele Fellachen des Gebirgslandes eine lohnende Erwerbsquelle, die auch dem ärmsten Mann zugänglich ist, da das Gebirge sowohl das nötige Stein- als auch Feuerungsmaterial unentgeltlich liefert. Zur Instandsetzung eines Brandes vereinigen sich etliche Fellachen, begeben sich mit einer Art Hacke und Axt auf die Berghänge und säubern sie von den massenhaft wuchernden Dornsträuchern[1] und Sonnenröschengebüschen[2], legen dieselben auf Haufen und beschweren sie mit Steinen, damit sie der Wind nicht fortjage. Haben sie etliche tausend Haufen beisammen, so bauen sie halb unter, halb über der Erde einen runden Ofen[3], der von seiner Basis bis zur kegelförmigen Spitze ungefähr 6 m hoch ist. An seiner Innenperipherie reihen sie die in der Nachbarschaft zusammengesuchten, löcherichten Kalksteine[4], am liebsten der missi- bisweilen auch der ka'kūli-Art (S. 40), aufeinander. Auf der Westseite lassen sie zu ebener Erde eine Schüröffnung, durch welche 10 Tage lang der um

[1] Poterium spinosum, deutsch: dornige Becherblume, ar: nätsch, im Libanon billān oder bällän. [2] Cistus, ar: ḳummēle. [3] lättūn. [4] churräm.

den Ofen gehäufte Brennstoff geschoben wird. Eine mächtige, schwarze Rauchwolke, die sich zwischen den oberen Steinen hindurch ihren Weg bahnt, verkündet weithin die Stätte des Kalkofens. Gegen das Ende des Brandes erscheint die Innenfläche des Ofens in Weißglühhitze, der Rauch wird durchsichtiger und weniger, und eines Tages zerspringt der Schlußstein an der Spitze, das Krönungsstück des Baues. Dies ist den Kalkbrennern ein Zeichen, daß der Brand fertig ist. Die gebrannten Steine sind entweder noch ganz und sind als solche „Köpfe“ [1] am wertvollsten, oder aber zerfallen sie in Staub, was besonders durch Nachttaue beschleunigt wird. Solcher Staubkalk [2] ist billiger. Der Preis des Kalkes wechselt sehr, er schwankt je nach der Nachfrage und Güte zwischen 30—40 Piaster pro ḳonṭār.

Die Kohlenbrenner treiben in der Umgebung Hebrons und im Ostjordanland ihr Wesen. Sie graben eine Grube in die Erde, beugen einen Haufen Steckenholz derart darein, daß in der Mitte eine kleine Höhlung bleibt, bedecken ihn mit Steinen und Erde in Form eines Gewölbes, worinnen sie eine Öffnung lassen, um von ihr aus das Holz anzünden zu können. Ist dies geschehen, so wird das Loch verschlossen, worauf das Holz in 10—15 Tagen langsam verkohlt. Die Kohlen werden in großen Säcken auf Kamelen in die Städte transportiert, wo vielfach nur mit Kohlen gekocht wird. Eine kleine Kamelslast kostet im Sommer 23—35 Piaster, eine große Last guter Kohlen im Winter 55 Piaster.

[1] rüß. [2] erḥit.

Kapitel 8.

Verlobung und Hochzeit.

In Sachen der Verheiratung möchte ich gleich eingangs zwei Hauptpunkte nennen, die dem Morgenland im Vergleich zum Abendland so gut wie unbekannt sind. Diese sind erstens die durch den Jüngling sich vollziehende Wahl eines Mädchens zur Frau und zweitens das überhandnehmende Junggesellentum.

Die Scheu des Mannes vor der Ehe als vor einem Wagnis, das infolge übertriebener Luxusbedürfnisse der Frau zum Ruin der Familie führen kann, kennt der Morgenländer nicht. Den allzufrühen Eheschließungen seitens des Mannes tritt der Umstand hindernd in den Weg, daß die meisten Jünglinge mehrere Jahre arbeiten müssen, ehe sie die mit der Verheiratung verbundenen Ausgaben verdient haben. Obgleich nun im Morgenland die Braut keine Mitgift in die Ehe bringt, sondern der Mann seine Frau kaufen muß, so wird doch kein Fellache aus eigener Wahl Junggeselle bleiben. Wie der Volksmund über die Hagestolzen denkt, das spricht er in beißender, lakonischer Kürze folgendermaßen aus[1]:

Junggeselle, 's ist ein Graus,
wie du gehst zum Haus hinaus:
Ohne Zehrung auf die Reise,
Leib und Kleider voller Läuse!

---

[1] jā nāri 'a‿l-'assābi jā nāri 'alēh
ßafar bālā sūuādi ua‿l-ḳaml 'alēh.
(jā nāri ist ein Ausruf des Bedauerns.)

Das Bestreben des Jünglings ist also „ein Haus zu eröffnen“ [1], Vater einer Familie zu werden und als selbständiger Mann seinen Platz unter den Männern des Dorfes einzunehmen. Auch die Mutter kann es kaum erwarten, bis sie ihr Söhnchen verheiratet sieht; sie will sich „in ihren Tagen“ noch an Enkeln erfreuen, auch gönnt sie ihren Kindern so früh wie möglich das „Glück“ verheiratet zu sein. Lautet doch der Gratulationswunsch bei der Geburt eines Knaben: „So Gott will, wirst du (Mutter) ihn bei deinen Lebzeiten verheiraten [2]“; auch glaubt man einem Jüngling kein schmeichelhafteres Kompliment machen zu können, als ihm zu sagen: „So Gott will, freuen wir uns bei deiner Hochzeit [3]“ oder nur „bei deiner Hochzeit“.

Die Wahl eines passenden Mädchens als Braut [4] für den Fellachenjungen ist Sache der Eltern, und wenn diese gestorben sind, der älteren Brüder und der Onkel. Die Wünsche des Jünglings hinsichtlich seiner künftigen Lebensgefährtin werden, wenn es angeht, zwar berücksichtigt, unter keinen Umständen aber darf er selbst seiner Erkorenen einen Antrag machen, weil es Sache seiner Stellvertreter ist, dieses Geschäft zu besorgen. Schon Abraham legte die Angelegenheit seines Sohnes in die Hände seines Verwalters Elieser (1 Mo 24).

Was nun das Mädchen betrifft, so kommt es vor, daß ein solches manchmal gleich bei seiner Geburt als Braut für einen ein paar Jahre alten Knaben von der Mutter des letzteren in Beschlag genommen wird. Oder es geschieht, daß eine Frau, die wegen Kränklichkeit ihre Hausarbeiten nicht gut besorgen kann und keine Tochter hat, die ihr helfen könnte, schon frühe an die Verheiratung ihres Sohnes denkt, um an der Schwiegertochter [5] weibliche Hilfe zu bekommen. Gewöhnlich wird aber mit der Verheiratung eines Mädchens

---

[1] jiftaḥ bēt. [2] inschállah bitġauuesi biḥajātik. [3] inschállah mnifraḥ bi'orßak. [4] 'arūß. [5] kinne.

gewartet, bis es 13—15 Jahre alt ist, was als ein gutes Alter betrachtet wird; im 20. Lebensjahre gilt ein Mädchen schon als ein altes Weib, das keine großen Ansprüche mehr machen darf. Ganz „sitzen" bleibt kein Fellachenmädchen, es müßte denn mit irgend einem Gebrechen behaftet sein, was selten der Fall ist; aber selbst ein einäugiges Mädchen findet einen Mann. Bei der Wahl einer Braut sind in erster Linie Verwandtschaftsrücksichten maßgebend, denn nach arabischer Ansicht verdient eine „Tochter der Familie oder der Familiensippe" bei weitem den Vorzug vor einer Fremden (1 Mo 29,19; Ri 14,3). Eine solche, so meint man, würde nicht das Interesse der Familie wahrnehmen, zu wenig Rücksicht für die Fehler des Mannes haben, den Hausfrieden unter den Verwandten stören und sogar Verräterin an der ḥamūle ihres Mannes werden[1]. Auch hat man früher selten eine Braut in andern Dörfern gesucht; seit 10—20 Jahren ist hierin aber eine Wandlung eingetreten. Insbesondere halten die Landleute südlich von Jerusalem gerne in den nördlich von Jerusalem gelegenen Dörfern Umschau nach Mädchen für ihre Jünglinge. Diese Erscheinung hat einen sehr realen Untergrund: die Bewohner der Dörfer um Nablus her sind sehr arm und infolgedessen ihre Mädchen billiger zu haben. Bei dieser Brautschau setzt man sich auch leicht über die Frage nach der Partei — ob ḳeißite oder jamanite — weg[2]. Der zwischen beiden Parteien vorhandene Gegensatz wird z. B.

[1] Die Sippen eines Dorfes leben bisweilen in Feindschaft. [2] Als Nachtrag zu Kapitel 1 sei bemerkt: Seit Jahrhunderten zerfällt die Bevölkerung Palästinas in zwei Parteien, ḳeißi und jamani, die einander mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen und durch blutige Streitigkeiten immer wieder Ursache zur Blutrache geben. Diese Scheidung der Bevölkerung geht durch Muhammedaner und Christen. Die ḳeißiten wohnen mehr im Süden, die jamaniten mehr im Norden, doch gibt es auch Dörfer mit Gliedern beider Volksteile. Die muhammedanischen jamaniten haben ihren Häuptling in abu r̤ösch, die ḳeißiten in er-räß bei Hebron.

bei Hochzeiten dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die Braut eines ḳeißiten rot und die eines jamaniten weiß gekleidet ist. Kommt eine ḳeißitin in das Dorf eines jamaniten, so wird sie im Heimatsdorf in ein Gewand mit roter Außenseite gehüllt und auf einem Kamel fortgeführt. Sobald sie die Markung ihres künftigen Wohnortes betritt, läßt ihr der Bräutigam, der sie hier erwartet, von seinen Angehörigen das Gewand scheinbar gewaltsam ausziehen und umwenden, damit die weiße Farbe der Innenseite zum Vorschein kommt bzw. er läßt ihr ein weißes Kleid reichen. — Nicht ohne Bedeutung ist die soziale Stellung der Familie, mit der man in verwandtschaftliche Beziehungen treten will. Wenn es unter den Fellachen auch keine scharf abgegrenzten Klassen gibt, so haben sich doch aus alter Zeit Rangunterschiede vererbt, und mancher Fellache, mag er auch noch so ärmlich und schmutzig einhergehen, ist stolz auf den Adel und die Macht seiner Vorfahren oder auf die „gute Familie“ [1], der er angehört. Daher die Mahnung des Sprichworts: Heirate einen Mann von edler Abstammung, auch wenn er nur eine Matte besäße. Freilich noch gewichtiger als vornehme Abstammung fällt Geld und Gut in die Wagschale und ein „weidlicher Mann“ (Ru 2,1), auch wenn er einer unbedeutenden Familie angehört, wird für seinen Sohn leicht eine Tochter aus den besseren Familien zum Weibe finden; denn „Geldbesitzen“ ist hierzulande eine große — Tat. Daß die mit Bezug auf die Religion gezogenen Grenzen auch bei der Verheiratung scharf eingehalten werden, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Was nun die persönlichen Eigenschaften der Braut betrifft, so sieht man natürlich gern, daß sie schön [2] sei. Hiezu gehören schlanker Wuchs [3], rote Backen, weiße Zähne, vor

[1] ʿāile ṭaijibe, bēt emlīḥ. [2] schäläbīje, ġemīle. [3] raḳīḳat il-chauāṣir.

allem aber Augen, so groß und glänzend wie die einer Gazelle[1] (vgl. S. 64) oder wie Kaffeetäßchen[2]. Daneben soll sie geschickt sein in häuslichen Arbeiten, verständig, gehorsam, nicht langzüngig[3] und zankſüchtig, sondern kurzzüngig, schweigsam und die Fehler des Ehegemahls vor andern zudeckend[4].

Glaubt man nach reiflicher Überlegung die köstliche Perle erspäht zu haben, so werden die nötigen Schritte zu ihrer Erwerbung getan. Unter der Hand wird der Vater des Mädchens durch eine neutrale Person sondiert, und wenn die Anzeichen günstig sind, so begibt sich an einem festgesetzten Tage der Vater des Jünglings von zwei oder drei Freunden begleitet in das Haus des gewünschten Mädchens. Die Brautwerber werden mit Wort und Tat aufs freundlichste empfangen, über das Befinden befragt, mit allerlei schmeichelhaften Ausdrücken als „wie ist es geschehen ꝛc., daß ihr uns mit eurem Besuch beehrt habt," bekomplimentiert und endlich mit dem obligaten Täßchen Kaffee bewirtet. Erst wenn dieses mit Bedacht geschlürft ist, darf zur Tagesordnung übergegangen werden, wie überhaupt bei allen Zusammenkünften das Täßchen Kaffee den Übergang zur Besprechung einer Angelegenheit bildet. Der beredteste Brautwerber bringt den Zweck des Besuches etwa so zur Sprache: „O Vater des 'Ali, wir sind gekommen, um mit dir über eine Angelegenheit zu sprechen, aus welcher Gutes erspriessen wird; wir sind gekommen, deine Tochter ḥaßne als Braut für den Sohn des abu maḥmūd zu erbitten." Nachdem noch die Vorteile einer ehelichen Verbindung und die guten Eigenschaften der beiden jungen Leute hervorgehoben worden sind, gewährt der Vater schließlich die Bitte mit den Worten: „Alles soll nach eurem Wunsche geschehen, das Mädchen ist eure Tochter, sie steht zu eurer Verfügung." Ob auch das Mädchen mit diesem Handel einverstanden ist,

---

[1] 'ujūn. miṯl il-ṛasāl. [2] miṯl il-fänāġīn. [3] ṭauīlet il-lißān. [4] toßtor.

darum kümmert man sich nicht. Würde man es fragen: „Willst du mit diesem Manne ziehen“ (1 Mo 24,58), es dürfte nicht nein sagen, und es gälte als eine Schande, wollte es gar seine Zuneigung zu einem jungen Manne zum Ausdruck bringen. Ein anständiges, sittsames Arabermädchen soll in dieser Hinsicht ein unbeschriebenes Blatt sein, und, um seine Meinung befragt, stets zur Antwort geben: wie mein Vater, wie mein Bruder will. Wie es scheint, hatten schon in alter Zeit die Brüder ein gewichtiges Wort bei der Verheiratung einer Schwester mitzusprechen (1 Mo 24,50; 34,11).

Einige Zeit nach der Brautwerbung[1] findet die Verlobung[2] in Gegenwart der Eltern und einiger Freunde, als der geladenen Zeugen, im Hause der Braut statt. Der Bräutigam kann anwesend sein, die Braut darf sich aber nicht sehen lassen. Die Verlobung gilt im Morgenlande als eine fast ebenso entscheidende Handlung zur Begründung der Ehe wie die Hochzeit selbst und ist stets mit einem religiösen Akt verbunden. Der wichtigste Gegenstand der Verhandlungen dieses Tages ist die Feststellung des Kaufpreises[3] der Braut, der Mitgift oder Morgengabe[4]. Die zu zahlende Summe schwankt zwischen 4000—10 000 Piaster und hängt von dem Ansehen der Familie, von den Eigenschaften, der Gestalt und dem Alter des Mädchens ab. Den Löwenanteil der Kaufsumme behält der Vater; für den Rest werden der Braut Kleider und Schmuck[5] gekauft. Letzterer besteht aus den Geld- und Silbermünzen der Kopfbedeckung (S. 60), aus Ohrgehängen, Ringen und Armbändern. Den Schmuck trägt die Braut zum erstenmal, wenn sie dem Bräutigam zugeführt wird. Ihr Herz hängt mit wahrhaft kindlicher Freude daran und kennt kaum etwas Lieberes als ihn. Dieses Geschmeide legt eine Frau nur in Zeiten der Trauer ab, sonst aber wird sie sich ohne dasselbe nie sehen lassen. In betrübendem Gegen-

[1] ṭalab. [2] chuṭbe. [3] ḥaḳḳ il-bint. [4] ṣdāḳ oder mahr. [5] ṣīṛa.

satz zu dieser immer gleichen Liebe zum Schmuck steht dem Propheten Jeremia (2,32) die Gleichgültigkeit und Vergeßlichkeit Israels gegenüber seinem Bundesgott. Darum klagt er: „Vergißt doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers; aber mein Volk vergißt meiner ewiglich". Außer der Kaufsumme werden noch eine Anzahl Mäntel[1] und Feierkleider, Schuhe und Geldgeschenke für die Eltern und nächsten Angehörigen der Braut ausbedungen, die bis zum Tage der Hochzeit überreicht sein müssen. Ist dies nicht geschehen, so kann es sein, daß die Braut am Hochzeitstage solang hinter Schloß und Riegel sitzen bleibt, bis der Bräutigam auch den letzten Para und letzten Faden erstattet hat. Stundenlang wird oft gehandelt, bis die Ansprüche aller derer, die Geschenke erhalten, zufrieden gestellt sind, denn jeder möchte möglichst viel von dem Bräutigam herausschachern. Morgengabe und Geschenk (1 Mo 34,12) oder Feierkleider (Ri 14,12) waren schon im Altertum üblich. Als Angeld[2] und Zeichen der vollendeten Verlobung überreicht der Bräutigam oder sein Vater dem Vater der Braut ein buntes Kopftuch, worin ein Taler eingewickelt ist, und worüber zuvor der Priester das Vaterunser, bei den Muslimen der chaṭīb die erste Sura des Koran ausgesprochen hat. Allgemein befriedigt scheidet man unter Glückwünschen (Tob 11,19) von einander. Draußen auf einem Dach erheben die weiblichen Verwandten des Bräutigams ein Freudengeschrei und künden in den bekannten, Mark und Bein durchdringenden Trillern[3] dem ganzen Dorfe das freudige Ereignis an.

Manchmal findet auch ein Austausch[4] von Bräuten statt, indem zwei Väter je einen Sohn und eine Tochter in heiratsfähigem Alter haben und einig werden, für ihre Söhne die Mädchen auszutauschen. In diesem Fall ist nur einiges

---

[1] chal'a. [2] 'arabūn. [3] salṛūṭa Pl. salāṛīṭ, vgl. Kap. 30, Nr. 19. [4] mubädäle.

Geld für die nötige Kleidung und den üblichen Schmuck zu zahlen.

Bräutigam und Braut sind nun durch ein festes Band, das sich nicht ohne wichtige Gründe lösen läßt, miteinander verbunden. Von einem gegenseitigen Umgang ist aber auch jetzt noch nicht die Rede. Sie dürfen sich nicht mehr sprechen und sollen sich auch nicht mehr sehen. Begegnen sie einander auf dem Wege, so wendet sie ihr Gesicht von ihm ab oder bedeckt dasselbe mit ihrem Schleier[1], wie es Rebekka tat, als sie Isaaks ansichtig wurde (1 Mo 24,65). Löst der Bräutigam das Verhältnis aus irgend einem Grunde, außer dem einzigen, welcher ihn dazu berechtigen würde, so hat die Braut das Recht, alles, was sie von dem Bräutigam bereits erhalten hat, als ihr Eigentum zu behalten (1 Mo 20,16); löst sie dagegen die Verbindung, so hat sie das Empfangene zurückzugeben.

Drei bis sieben Tage (Ri 14,12; Tob 11,20) vor dem eigentlichen Hochzeitsfest beginnen die Zurüstungen und Vorfeiern. Die Jünglinge belustigen sich an den Abenden mit allerlei komischen Aufzügen, worin sie Schafe, Kamele, Pflüger u. dgl. darstellen. Zugleich findet auf dem öffentlichen Platz eine Prozession[2] mit Händeklatschen, Freudenrufen und Feuerwerk statt. Neben einem hochlodernden Feuer führen die jungen Männer allerlei gymnastische Übungen und wilde Tänze aus, denen Männer, Weiber und Kinder bis tief in die Nacht hinein zusehen. Die Verwandten und Freundinnen der Braut begeben sich in diesen Tagen geschmückt zur nächsten Stadt, um für die Braut Kleider und andere Dinge zu kaufen. Jubelnd und singend, wie sie ausgezogen, kehren sie mit kostbarer Last wieder heim. Fragt man eine aus der schnell dahinschreitenden Schar nach der Ursache ihrer Fröhlichkeit, so heißt es: sie sind gegangen, um zu bekleiden[3] d. h. die Kleider der Braut zu kaufen.

---

[1] chirḳa. [2] saḥġe. [3] rāḷu jikßu.

Der Tag der Heimführung der Braut bildet den Schluß und die Krone aller Hochzeitsfeierlichkeiten. Er ist bei den Muslimen zugleich der große Rüsttag, während die Christen die Vorbereitungen für die Hochzeit schon einen Tag vorher treffen und die Trauung in der Regel auf den Sonntag verlegen. Zu den Rüstarbeiten gehört die Schmückung der Braut und des Bräutigams und die Besorgung des Hochzeitsmahles. Die Braut wird von Frauen und Mädchen unter Gesang und Händeklatschen in ein öffentliches Bad geführt. Wo ein solches nicht vorhanden oder das Dorf weit von der Stadt entfernt ist, wissen sich die Leute selbst zu helfen. Im Bad wird die Braut von sachkundigen Weibern durch Einseifen, Reiben und Waschen mit heißem und kaltem Wasser fleißig bearbeitet und — wie es bei den Städtern Sitte ist — ihr schließlich mittels einer aus Honig, Zucker und andern Ingredienzien bereiteten pechartigen Masse die Härchen am Leibe ausgerupft[1]. Unter Tanz und Gesang von ġálue-Liedern (Kap. 30, Nr. 23 und 24) geht dann die Schmückung und Ankleidung[2] der Braut vor sich. Das Haar wird geflochten, die Augen mit Schminke[3] bestrichen, die Finger und Nägel mit ḥenna (S. 62) gefärbt und die ganze Person mit all' ihrem Schmuck bekleidet[4] (Jes 61,10).

Auch im Hause des Bräutigams herrscht reges Leben. Auf einem Stuhle sitzend wird er vom Barbier rasiert (Kap. 30, Nr. 20), wobei die Dorfjugend allerlei Possen aufführt, und hernach in Gegenwart der Freunde angekleidet, während die Frauen der Verwandtschaft auf dem Dache singen. Schon hier waltet der „Freund des Bräutigams" (Joh 3,29), der Hauptzeuge bei der Trauung, der Festordner und Zeremonienmeister[5] seines wichtigen Amtes. Er ist nach dem Bräutigam und der Braut die Hauptperson am Hochzeitstage. Seinen

---

[1] tḥaffufu. [2] tälbiße. [3] kuḥl. [4] man sagt: en-nißuān bitġalli_l-'arūß. [5] schbin oder uakīl.

Anordnungen hat sich jedermann zu fügen. Er ist mit dem hingebendsten Eifer für den schönen Verlauf des Festes besorgt und kennt keine größere Freude als das heitere Gesicht des Bräutigams zu sehen und seine jubelnde Stimme zu hören. Mit der Heimführung der Braut in der Hochzeitsnacht geht aber auch seine Aufgabe zu Ende, und er tritt gleich wie die Hochzeitsgäste in den Hintergrund. Darauf spielt Johannes der Täufer in den Worten an: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ (Joh 3,30).

Zur bestimmten Stunde der Trauung[1] bewegt sich bei den Christen ein Hochzeitszug zur Kirche, voran die Männer mit dem Bräutigam in der Mitte, dahinter die Braut dicht verschleiert und in ihren Feststaat gehüllt, auf einer Stute sitzend und von singenden Frauen begleitet. Bei der Trauung wie bei der Verlobung beruht die Giltigkeit der ehelichen Verbindung auf der Gegenwart der Zeugen[2], weshalb weder die Civil- noch die Kirchenbehörde irgend welche gesetzmäßige Eheschließung oder Aufzeichnung macht. Bei den Muslimen wird die Trauung[3] vor dem Richter[4] oder dem Religionslehrer[5] durch zwei Männer als Stellvertreter von Bräutigam und Braut vollzogen, und der Umzug der Braut auf einer Stute wird nur von den Frauen veranstaltet.

Nach dem Austritt aus der Kirche wird die Braut unter den Freudentrillern der Frauen in ihr elterliches Haus geleitet und der Bräutigam mit einer saffe d. h. mit Gesang und Händeklatschen der Männer empfangen und gewöhnlich in ein Nachbarhaus geführt, da das Brautpaar sich erst in der Nacht im neuen Heim einfindet. Den Eltern und dem Bräutigam wird von allen Seiten gratuliert, entweder nur: Gesegnet[6] möge dir die Hochzeit sein, o Bräutigam, oder noch mit dem

[1] iklīl eig. teklīl = Krönung. [2] daher das Wort: die Bedeutung liegt in den Zeugen. [3] ʿaḳd en-nikāḥ = Knüpfung der Ehe. [4] ḳāḍi. [5] chaṭīb. [6] mbārak, jā ʿarīß, inschállah tithanna uitschūf il-chēr ʿala aḳdāmiha!

Zusatz: mögest du wohlgemut sein und mögest du Gutes sehen, wohin sie (die Braut) ihre Schritte lenkt! Der Rest des Tages ist dem Vergnügen gewidmet. In festlichem Zuge begibt sich die junge Mannschaft mit dem Bräutigam hoch zu Roß auf einen freien Platz vor dem Dorf. Voran der Festordner mit gezücktem Schwert in der Rechten und nur mit einem leinenen Hemd bekleidet unter langsamen Hin- und Herbewegungen (2 Sa 6,14). Ihm folgt ein Trupp Männer, nach deren taktmäßigem Klatschen, das stets die letzte Silbe des Ausrufes ḥomidá trifft, sich der Tänzer in seinen Bewegungen richtet. Fortgesetztes Schießen aus Flinten und Revolvern mitten aus dem Zug heraus und das Stimmengewirr der begleitenden Jugend verursacht einen wahren Höllenlärm. Auf dem Platz angekommen wird ein Tanz veranstaltet und dann zeigen die Schützen ihre Kunst im Scheibenschießen[1]. Ein aufgerichteter Stein mit einem schwarzen Ring in der Mitte ist das Ziel. Von dem etwa 50 m entfernten Stand schießen die Schützen liegend oder sitzend. Jeder Treffer wird durch einen Triumphgesang gelobt. Jung und alt ergötzt sich an dem Schauspiel, bis der Festordner das Zeichen zur Rückkehr gibt.

Die Nacht bricht ein. Unter erneuten Tänzen, die nicht ohne kriegerisches Gepränge vor sich gehen, beginnt der große „Schlußakt" der Hochzeit.

Erste Szene: Eine stattliche Anzahl von Hochzeitsgästen hat sich allmählich auf einer großen Terrasse eingefunden, denn jeder Dorfbewohner, der nicht in Feindschaft mit den Familien der Brautleute lebt, ist auch uneingeladen willkommen. Bisweilen sind auch Schechs von den Nachbardörfern geladen und bringen Geschenke dar. Den Höhepunkt für die meisten Gäste bildet das nun folgende Abendessen[2] oder Hochzeitsmahl. In Gruppen geschart sitzen die Männer in

[1] ḍarb il-'aläm. [2] el-'ascha.

doppelreihigen Kreisen um große Schüsseln, mit Bergen von Reis und Fleischstücken belegt und mit Fleischbrühe getränkt, und fallen nun mit wahrem Heißhunger über den seltenen Leckerbissen her. Der Festordner und einige junge Leute bedienen die Gäste, reichen ihnen von neuem Reis und Fleisch und ermuntern zum Essen. Sind die Vorderen fertig, so rücken die Hinteren in die Lücken. Der Rest der Speisen wandert zu den Frauen. Nach beendigter Mahlzeit sitzt man vergnügt zusammen, läßt sich ein Täßchen Kaffee und etliche Cigaretten schmecken; auch trägt einer der Barden ein Kriegs- oder Liebeslied vor.

Zweite Szene: Der Festordner breitet ein Tuch vor sich aus und schickt sich an, die Hochzeitsgaben[1] für das Brautpaar in Empfang zu nehmen. Einer nach dem andern der Verwandten und Gäste opfert eine kleine oder größere Gabe auf dem Altar der neugeschlossenen Ehe. Ein Ausrufer, dem der Festordner den Betrag der Gabe nennt, verkündet mit Stentorstimme etwa folgendes: „Gott[2] möge dir's vergelten, o Mansur, Sohn des Hasan; es sind 6 Piaster, sie sind gegeben zu liebe (eig. auf den Kopf) des Bräutigams (bzw. des Schechs oder dieser Gesellschaft, groß und klein)"! Jede Gabe muß wenigstens dreimal ausgerufen werden unter Anwünschung des Segens, Nennung des Gebers und dessen, dem zu liebe sie gereicht wurde. So geht es fort, bis alle ihren Tribut entrichtet haben und der arme Herold sich fast heiser geschrieen hat. Nicht selten geschieht es, daß ein Geber seine Gabe in mehreren Geldstücken nacheinander gibt, damit sein Name zu wiederholtenmalen ausposaunt wird (Mt 6,2) oder daß der Ausrufer in prahlerischer Weise 50 Piaster verkündigt, obgleich es nur fünf sind, wenn er sie unter

---

[1] nḳūṭ. [2] chalaf allāh 'alēk, jā manṣūr ibn ḥaßan; ua hinne ßitte ḳrūsch, ua hāḍi mḥabbe birāß el-'arīß (bzw. birāß eschschēch oder birāß haġ-ġālse eṣ-ṣṛīr uatschbīr [fellachisch])!

allgemeiner Heiterkeit dem Kassierer übergibt. — Diese Gaben betrachtet man als eine Art Darlehen, das man unter ähnlichen Umständen zurückerstattet, und wobei man genau darauf achtet, wieviel jede Familie beigesteuert hat. Bei den Christen findet sich diese Sitte nicht; hier drücken die Gäste beim Abschied dem Bräutigam oder der Braut ein Geldstück in die Hand.

Dritte Szene und effektvolles Finale des ganzen Hochzeitstages: Schrille, gellende Triller (Kap. 30, Nr. 24) ertönen über die Häuser des Dorfes, und Fackelschein erleuchtet die Dunkelheit. Schon hallen die Berge von den Freudenschüssen des Bräutigams wider, und aus dem Hause ihrer Eltern tritt die Braut, um unter den Gesängen und Jubelrufen der Frauen in ihr neues Heim geführt zu werden. Sie ist in Festkleider gehüllt, dicht verschleiert und hält ein bloßes Schwert senkrecht vor dem Gesicht. Am Hause des Bräutigams angelangt gibt sie das Schwert ab, klebt etwas Sauerteig, den man ihr reicht, an ihre Stirne und an die Oberschwelle der Türe und tritt mit einem Wasserkrug auf dem Kopf in das Zimmer. Diese Handlungen sind wahrscheinlich Symbole dafür, daß die junge Frau in der Besorgung von Speise und Trank ihre Hauptaufgabe zu erblicken habe. Umgeben von den Frauen sitzt nun die Braut immer noch vermummt, in ihrer neuen Wohnung. Es ist allmählich Mitternacht und darüber geworden. Da, plötzlich ein eiliger Bote: „Auf der Bräutigam kommt! Geht aus ihm entgegen!“ Schleunigst entfernen sich die Frauen, lassen die Braut allein und gehen mit öligen Fackeln dem Bräutigam entgegen, der an der Spitze seiner Freunde erscheint. Diesen Moment hat wohl der Herr im Gleichnis von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen im Auge (Mt 25,6). Die Türe wird aufgetan, der Bräutigam tritt ein, entfernt den Schleier der Braut, die dem Bräutigam nun ehrerbietigst die Hand küßt und an ihre Stirne führt. Nach kurzer Beglückwünschung

seitens der nächsten Anverwandten überläßt man das Brautpaar sich selbst und die Türe wird wieder geschlossen.

Am nächsten Vormittag schon finden sich die Eltern und nächsten Verwandten im Hause des jungen Ehepaares ein, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen und Familienfragen zu besprechen. Es wird z. B. mit größter Strenge darauf gehalten, daß ein Mädchen als Jungfrau in die Ehe komme (5 Mo 22,17) — eine Zucht, welche der Christenheit auch wohl anstünde.

Fröhlichere Tage als die der Hochzeit kennen die Morgenländer kaum. Da kümmert sie weder das Morgen noch das Gestern, da leben sie ganz dem Heute, dessen Inhalt Freude ist. Welches Leid ihrer Hütte sich auch genaht hat, welche Not des Lebens sie auch drückt, an den Hochzeitstagen herrscht allgemeiner Jubel, und die Berge hallen wider von der „Stimme der Freude und Wonne" (Jer 16,9, vgl. ebenso Mt 9,15). So ist es schon vor alters gewesen, und wir verstehen, warum Jesus so gerne himmlische Freuden und Vorgänge durch solche der Hochzeit versinnbildlichte (Mt. 22,2—14; 25,1—13).

Kapitel 9.

Die Stellung der Frau.

Es ist eine altorientalische Vorstellung, daß das Weib als ein untergeordnetes Wesen oder als unebenbürtige Lebensgefährtin des Mannes gilt. Diese Anschauung wurde vom Islam aufgenommen, und sie findet sich in der Stellung des Weibes von der Wiege bis zum Grabe ausgeprägt.

Bei der Geburt wird das Mädchen wenig beachtet (S. 71), und hernach läßt man es ohne Unterricht aufwachsen. Vom neunten Lebensjahr ab gilt das muslimische Mädchen als Jungfrau und darf sich Fremden gegenüber nur noch verschleiert zeigen. Die Töchter und Frauen der Landbevölkerung beobachten dieses Gebot nicht, doch ziehen auch viele von ihnen, sobald ihnen ein Fremder begegnet, das Kopftuch blitzschnell über den untern Teil des Gesichts. Ein Mädchen wird manchmal schon im zartesten Alter einem Jüngling versprochen, jedoch erst in späteren Jahren aus dem Hause gegeben. Von einer freien Wahl ist keine Rede; bisweilen hat der Mann sein Weib vor der Hochzeit gar nicht oder nur einmal gesehen. Nach vollzogener Heirat ist es eine Hauptsache, daß das Weib ihrem Gemahl mit der nötigen Achtung begegne, daß sie gehorsam sei, ihm freundlich guten Morgen wünscht und ihm die Hand küßt. Eine gute Frau will nicht als dem Mann ebenbürtig angesehen und behandelt werden; sie bekennt, daß sie eine ʿulīje ist d. h. des Schutzes des Mannes bedarf. Die Städterin,

seltener auch die Bauernfrau redet ihren Mann mit „mein Herr“[1] an; der Eheherr ruft seiner Frau „o Weib“[2] (vgl. hiemit die Anrede Jesu an seine Mutter, Joh. 2,4, die nach orientalischem Sprachgebrauch nichts Verletzendes enthält) oder „o Verbotene“[3] oder „o Tochter der Menschen“[4] und sogar „jā ʿulik“, ein Ausdruck, den man auch als Schimpfwort gebraucht. Sind beide Teile etwas liebevoller gegeneinander, so rufen sie sich auch mit ihrem Vornamen, und wenn ein Sohn vorhanden ist, so ist der Gebrauch der kunja (S. 69) sehr beliebt, also „o Mutter des Muhammed“.

Die im allgemeinen übliche Untertänigkeit der Frau schließt nicht aus, daß auch im Orient die Pantoffelherrschaft ihre Blüten treibt, und es gibt manchen Haushalt, wo der Mann in allen Stücken der gehorsame Diener seiner Frau sein muß. Bei den Fellachen soll es Sitte sein, daß der Bräutigam seiner Braut, sobald sie ihm zugeführt wird, einen Schlag auf den Kopf gibt, damit er nicht von ihr beherrscht werde. Im großen Ganzen aber ist die Frau die Dienerin des Mannes, wenn auch nicht gerade „Sklavin“, obschon sie gekauft ist. Sie ist zufrieden, wenn sie der Mann als ein noch nicht zur vollen Reife des Verstandes gelangtes Kind behandelt. Dementsprechend hat der Mann für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, im Unterlassungsfall kann die Frau auf Rechnung des Gatten Schulden machen, ja ihn sogar auf Erfüllung seiner Pflicht anklagen. Die Frau darf über ihren Brautschatz und ihre sonstigen Habseligkeiten frei verfügen und kann den Ertrag aus der Hühnerzucht nach ihrem Ermessen für die Familie verwenden. Der Mann soll sein Weib freundlich behandeln, darf sie aber freilich auch züchtigen. Die Frau darf ohne Erlaubnis des Gatten das Haus nicht dauernd verlassen, sie hat dagegen das Recht, wöchentlich

[1] jā ßidi. [2] jā mara. [3] jā ḥurme, was mit der Unantastbarkeit des Weibes zusammenhängt (S. 114, Mitte). [4] jā bint en-näß.

einmal ihre Eltern bei sich zu empfangen. Die Moschee darf sie während der Gebetszeiten nicht betreten (denn Religion ist Sache der Männer), männliche Besuche darf sie nicht empfangen.

Hier mag auch ein kurzes Wort über Erbangelegenheiten eingeschaltet werden. Das väterliche Erbe geht auf die Söhne über, die die Schwestern, solange sie unverheiratet sind, nach altem Herkommen zu erhalten haben. Erst wenn die Söhne sich verheiraten, wird das Erbe geteilt, wobei ein Mädchen die Hälfte des Anteils eines Sohnes erhält. Ein Erbe darf seinen Teil der väterlichen Hinterlassenschaft erst vom Zeitpunkt seiner Mündigkeit ab verkaufen.

Wir sehen, das Weib steht fast rechtlos da. Noch mehr gilt dies bezüglich der Ehescheidung. Der Mann braucht bloß die Scheidungsformel auszusprechen, und die Scheidung ist gültig; die Frau aber kann die Scheidung weder beantragen noch vollziehen. Auf Grund des Schwurs, der die Formel einleitet, wird die Scheidung bindend. Die Frau muß alsbald den Mann verlassen; sie kehrt zu ihren Angehörigen zurück. Diesen in der Zorneshitze ausgesprochenen Worten folgt die Reue meist auf dem Fuße nach. Der Mann hat weder Lust noch Geld sich wegen eines übereilten Schwures eine neue Frau zu kaufen oder die Sorge für die vorhandenen Kinder zu übernehmen, wie anderseits die Frau diese nur schweren Herzens zurückläßt. Darum liegt es in beider Interesse sich wieder zu vereinigen und Sache des Mannes ist es, dies zu veranlassen. Die Scheidungsformel lautet: „uallāhi, ʻaleiji ṭ-ṭalāḳ bit-täläte (mit oder ohne minnik)!“ Der lakonische Ausdruck „bit-täläte“ bezieht sich auf die Religionsrichtungen (S. 11), und die Formel selbst will besagen: „Bei Gott sei's geschworen, ich muß mich von dir auf Grund der Satzungen der drei Religionsschulen scheiden!“ Der Sekte, zu welcher der Ehescheider gehört, wird zwar nicht namentlich gedacht, doch ist es selbstverständlich, daß die Frau auch auf

Grund seiner eigenen Sekte geschieden ist. Der Mann begibt sich nun zu einem Richter, um eine fatua d. h. eine rechtskräftige, schriftliche Entscheidung, die ihm erlaubt, die Frau wieder zu sich zu nehmen, zu erwirken. Der Richter sucht mit Hilfe der Gesetzesauslegungen der vier Schulen einen Ausweg, der den Eidschwur hinfällig macht und die Wiedervereinigung der Geschiedenen rechtskräftig erscheinen läßt. Ein Zusammenkommen der Gatten auf Grund einer solchen Fatua ist zweimal gestattet; bei einer dreimaligen Scheidung bedarf es eines muštaḥill d. h. eines andern Mannes — wozu gewöhnlich ein Blinder ausersehen wird, — der mit der Frau eine eintägige Ehe eingeht, worauf die Vereinigung der beiden Gatten, erfolgen kann. Erschwert und ebenfalls nur durch einen muštaḥill möglich, wird die Aufhebung der Scheidung, wenn zu der obigen Formel noch die Worte hinzugefügt worden sind: „ua kull maḥállat tiḥram“ d. h. jedesmal, da sie mir durch eine Fatua als rechtmäßige Frau zugesprochen wird, sei sie mir doch versagt[1].

Ein Krebsschaden des Familienlebens ist die Polygamie,

[1] Mit welchen Mitteln eine fatua die Scheidung rückgängig machen kann, möge folgendes Beispiel dartun. Ein Muhammedaner sah eines Tages seine Frau auf einem Baum, wo sie Früchte pflückte. Erzürnt, sie ohne Beinkleider anzutreffen — es war eine Städterin —, sprach er folgende Scheidungsformel aus: „uallāhi, ‘aleiji_ṭ-ṭalāḳ bit-täläte minnik, mä btinsli bälä_l-bäß ualā ḥáda binäulik l-bäß d. h. Bei Gott, du bist geschieden, doch sollst du nicht ohne Beinkleider herabsteigen, noch darf dir jemand welche reichen!“ Bald wurde es ihm klar, welches Verhängnis er über sich und seine Frau heraufbeschworen hatte, welche verurteilt war, auf dem Baum zu bleiben. In seiner Not holte er sich eine fatua, welche entschied: „Im Koran steht geschrieben ua ǧa‘ala lina n-nehāra ma‘äschan ua_l-leila libäßan d. h. und er (Gott) hat uns den Tag zur Besorgung des Lebensunterhaltes und die Nacht zum Gewand gegeben. Die Finsternis der Nacht vertritt die Stelle des fehlenden Kleidungsstückes deiner Frau, und deine Frau darf nach Einbruch der Nacht vom Baum steigen, ist wieder deine rechtmäßige Gattin, und dein Schwur ist eingelöst.

die zwar ebenfalls eine alte Sitte des Orients ist, aber vom Koran ausdrücklich sanktioniert wird, wenn auch mit der Einschränkung: „Nehmt nach Gutbefinden nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber, nicht gerecht sein zu können, so nehmt nur eine oder haltet euch Sklavinnen, die ihr erworben habt". Glücklicherweise wird von dieser Einräumung 2—4 Frauen zu haben, kein ausgiebiger Gebrauch gemacht, denn schon aus ökonomischen Gründen können sich die meisten den Luxus mehrerer Frauen nicht gestatten d. h. sie kaufen, ernähren und kleiden. Dagegen ist es häufig der Fall, daß sich vornehme Muslimen Konkubinen[1] halten; auch in Jerusalem ist dies nicht selten. Beim Mittelstand aber und der Landbevölkerung ist Monogamie die Regel.

Jedem abendländischen Beobachter auffallend ist das Verhalten, welches der Mann dem Weib gegenüber in der Öffentlichkeit an den Tag legt. Eine respektvolle Scheu vor dem Weib kennzeichnet den muslimischen Orient. Es wird z. B. kein Mann es wagen, eine fremde Frau durch verletzende Reden zu beleidigen oder gar sie anzufassen, auch wenn sie auf frecher Diebestat ertappt worden wäre. Er müßte gewärtig sein, daß der Frau alsbald ein Rächer, und wenn es sein muß ein blutiger, in der Person irgend eines Muslims erstehen würde. Dieses Gefühl für die Unantastbarkeit des Weibes haben schon die Knaben. Ich mußte schon im Stillen lächeln, wenn ich zusah, wie ein Schüler des Syrischen Waisenhauses ein den Hof unbefugt betretendes Fellachenweib hinauszubugsieren versuchte. Während er einen Fellachen kurzerhand faßt und hinausschiebt, geht er bei einer Frau mit „süßem und mit bitterm Wort" um sie her und darf sich endlich glücklich schätzen, wenn er das Feld behauptet. Das weibliche Geschlecht steht in Hinsicht auf seine sittliche Ehre viel unangefochtener da als im Occident. Entehrte

[1] ġārije Pl. ġauāri oder häufiger ßirrīje Pl. ßarāri.

Jungfrauen und uneheliche Kinder gibt es fast nicht. Wehe der Jungfrau, die es sich einfallen ließe, ihr heiligstes Gut, ihre Reinheit preiszugeben! An dem Tag, wo sie ihre Schande nicht mehr verbergen kann, wird sie „abgeschlachtet" oder lebendig eingemauert. Trotz alledem ist die eheliche Sittlichkeit nur eine relativ strenge. Die Orientalin ist tugendhaft, aber nicht immer aus Keuschheit[1]. In beiden Fällen, sei's daß der Mann auf ehebrecherischem Wege wandelt, sei's daß die Frau gegen den Willen desjenigen, auf den sie es abgesehen hat, mit buhlerischen Gedanken umgeht, steht der Mann in höchster Gefahr, insofern es der Frau ein Leichtes ist, sich beidemale als die Angegriffene hinzustellen. Wenn sie, wie ehedem Potiphars Weib die Stimme erhebt oder die Sache ruchbar geworden ist, so fühlen sich die Männer der betreffenden Sippe berufen, die Schande durch den Vollzug der Todesstrafe an dem Missetäter zu rächen. Diese Verhältnisse mögen wohl auch einiges Licht auf die Handlungsweise eines Isaak (1 Mo 26,7) und die Antwort Abimelechs (Vers 10) werfen.

Der Umstand, daß der Orientale weder der Moralität des Mannes noch des Weibes trauen kann, trägt nicht nur dazu bei, solch bestialische Maßregeln wie die obige für notwendig zu erachten, sondern auch das Weib vom öffentlichen Leben völlig auszuschließen oder als nicht vorhanden zu betrachten. So erklärt sich die vielleicht schon alte Sitte (Mk 7,4), daß die Einkäufe von Fleisch, Gemüse u. dgl. von den Männern besorgt werden, und so kann man jeden Tag, wo nicht gerade ein Diener vorhanden ist, manchen Hausherrn zwecks Einkaufs mit oder ohne Korb auf dem Markt einhergehen sehen. — Bei einem Besuch im Hause eines Muhammedaners muß man nach dem Anklopfen kurze Zeit an der

[1] In üblem Ruf stehen die Frauen der Ebene, besonders die von ʿākir, dem alten Ekron.

Türe warten und rufen: „Unter den Schleier, o Frauen“ [1], damit sich diese in die inneren Gemächer zurückziehen können. Die Frau hat sich auf den Verkehr mit ihresgleichen zu beschränken und hat bei männlichen Besuchen im Frauengemach zu bleiben. So hatte auch Sarah ihren eigenen Raum (1 Mo 24,67) und durfte bei dem Besuch der drei Männer bei Abraham nicht erscheinen (1 Mo 18).

So abgeschlossen von aller Welt führt die Muhammedanerin der höheren Stände kein beneidenswertes Leben. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, dem Gatten einen Sohn zu schenken, für sein Essen Sorge zu tragen und ihm zu gefallen. Nur als Mutter eines oder einiger Söhne hat sie Freude und genießt Anerkennung. Das Mutterglück ist der einzige volle, warme Sonnenstrahl in ihrem Leben; höhere, geistige Freuden kennt sie nicht. Fehlt der Sohn, so kommen Nebenfrauen und damit Hader und Neid (1 Sa 1,6). Für echte Häuslichkeit hat die Orientalin keinen Sinn, und Arbeiten ist nicht ihre Passion; die Küche besorgt häufig eine Dienerin. Den größten Teil des Tages bringen die Frauen mit Plaudereien, süßem Nichtstun, Rauchen auf dem Divan, mit Spaziergängen und Besuchen der Verwandten und Bäder zu und nicht zum letzten mit Putzen, Schmücken und Schminken.

Die Eitelkeit der Stadtfrauen geht auf Erlangung seidener Kleider, Hemden, Tücher, wertvoller Stickereien, kostbarer Ohrgehänge, Hals- und Armbänder. Als eine ihrer Hauptpflichten sieht die Orientalin an, dem Manne zu gefallen. Zu dem Zweck wirft sie sich gegen Abend in Staat, schmückt das Haar mit Goldschaum, Blumen und Blättern [2] und empfängt als echte Kokette den Eheherrn. Die arabischen Frauen sind oft hübsche Erscheinungen; sie altern aber früh, und

---

[1] taḥt eß-ßtār, jā ḥarīm! oder häufiger „jā ßättār o Zudecker“ oder jā laṭīf. [2] zusammen schakle genannt.

so ist es um so begreiflicher, daß sie zu allerlei Schönheitsmitteln greifen.

Welcher Art das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern einerseits und der Erziehung der Kinder anderseits sein wird, ist aus dem Gesagten leicht zu entnehmen. Ein Familienleben, wo die Eltern keine autoritative Einheit bilden — denn die Frau nimmt ja eine minderwerte Stellung ein —, wirkt in ähnlichem Sinn auf die Kinder. Daher die Antwort einer Mutter, der man den unbändigen Trotz ihres Sohnes vorhielt: „Ich kann dem Knaben nichts befehlen, denn er ist mein Erstgeborner und hat seinen eigenen Willen". Da die arabische Mutter in ihrer Jugend weder Unterricht noch Erziehung genossen hat, so ist sie selbst ungebildet und unerzogen. Zu diesem Mangel gesellen sich noch weitere Übelstände, die schädigend auf das Gemüt der Kinder einwirken. Diese haben täglich das eifersüchtige, zänkische und klatschsüchtige Leben der Frauen vor Augen. Alles, selbst die unpassendsten Dinge werden unverhüllt erwähnt. Der Mangel an Zartgefühl, der unter den Orientalinnen herrscht, ist für Europäer sehr befremdlich. Er zeigt aber nur, daß die Morgenländerin, wie schon erwähnt, oft nur eine äußerliche Tugendhaftigkeit durch Verhüllung kennt, daß sie im übrigen aber der Veredlung ihres Charakters und Wesens leider sehr entbehrt.

Ob die orientalische Frau ihre Stellung als eine unglückliche fühlt? Wir möchten es verneinen, denn von Jugend auf weiß sie es nicht anders und nimmt darum die Unterordnung, Abgeschlossenheit und das Zusammenleben in den Harems als naturgemäß und selbstverständlich hin.

Kapitel 10.

Arbeiten der Fellachinnen.

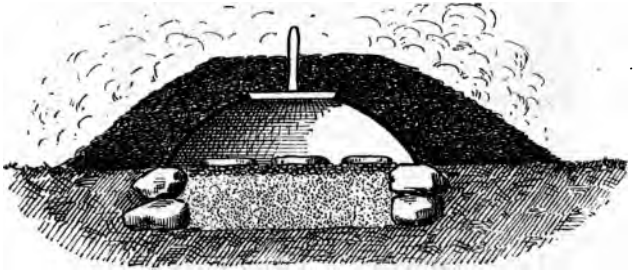
Früh morgens, meist bald nach Mitternacht, erhebt sich die Frau und entnimmt dem Getreidebehälter eine Portion Weizen, um ihn auf der Handmühle[1] zu mahlen. Diese besteht aus einem unteren runden, festliegenden Stein mit Randerhöhung und einem oberen runden, der sich um den Zapfen des ersten Steins bewegt. In das trichterförmige Zapfenloch des oberen Steines läßt die linke Hand nach und nach den Weizen fallen, indes die rechte ihn mittels eines zwischen Centrum und Peripherie angebrachten Holzgriffes in kreisende Bewegung bringt, wodurch der Weizen zwischen die beiden Steine gerät, zerrieben wird und ähnlich wie der Wein aus der Presse aus einer seitlichen Schnäuzchenöffnung auf ein Tuch rinnt. Das Reiben der Steine verursacht ein ziemlich starkes, gleichförmiges Geräusch. Die übrigen Glieder der Familie lassen sich dadurch keineswegs in ihrem Schlaf stören. Das Mahlen ist eine mühselige, 1—2 Stunden dauernde Arbeit, worin sich gewöhnlich zwei weibliche Personen ablösen, die einander gegenüber hocken, indem sie die Mühle zwischen sich haben (Mt 24,41). Mitunter singt die Müllerin Lieblingslieder freudiger und trauriger Natur (Kap. 30, Nr. 6—18 und 35—36). Wer schon auf einer Reise frühmorgens durch ein Dorf gekommen ist, der

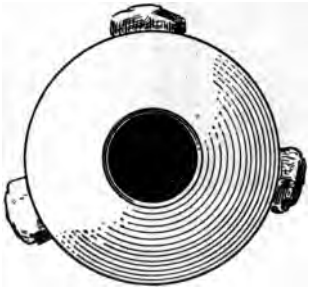
[1] ġarūsche Pl. ġauārīsch, bei den Beduinen reḥa.

Frauen an der Mühle

wird auch das Geräusch dieser Mühlen aus allen Häusern vernommen haben, ein liebliches Bild emsigen Fleißes und glücklicher Zufriedenheit, auf das der Prophet Jeremia (25,10) hingewiesen hat: „und will herausnehmen allen fröhlichen Gesang . . . und die Stimme der Mühlen". Ist das bestimmte Maß fertig, so ruhen die Frauen noch ein Weilchen bis zum Morgengrauen, worauf die eigentliche Tagesarbeit beginnt.

Diese besteht zunächst im Backen des täglichen Brotbedarfs. Die Fellachen lieben es, stets frisches Brot zu haben; außerdem würden die tellergroßen, dünnen Fladen[1] schon nach einem Tag hart werden und nicht mehr schmackhaft sein. Das am frühsten Morgen gemahlene wird erst am Abend des Tages zu Teig gemacht. Das Bauernweib kriecht in den Backofen





Backofen (ṭābūn)

(S. 50) und läßt sich im Hintergrund nieder. Vor ihr ist eine Lehmschüssel von $^1/_2$ m Durchmesser, deren Boden mit kleinen, geschwärzten Kieselsteinen[2] belegt ist, und die ein ebenfalls aus Lehm geformter Deckel[3] mit Handgriff beschließt. Sie schüttet eine gute Portion getrockneten Kuhmist (vgl. S. 125) auf die

[1] erṛīf Pl. ruṛfān. [2] rāḍif oder ḥiṣa. [3] ṛaṭa oder ṣmāme.

zugedeckte Schüssel, zündet an und verläßt den Raum. Bald dringt aus den Öffnungen aller Backöfen des Dorfes ein übelriechender Qualm und lagert sich über den Häusern. Nach längerer Zeit sind sowohl Schüssel wie auch Kieselsteine glühend heiß, und der Backprozeß kann beginnen. Vorsichtig wird die Asche vom Deckel entfernt, und aus einer bereitstehenden Schüssel entnimmt die Bäuerin eine Hand voll Teig, den sie mit staunenswerter Geschicklichkeit zu einem pfannkuchenartigen Fladen formt, und deren sie etwa fünf auf die Kieselsteine legt, worauf sie den Deckel wieder an seine Stelle setzt. In wenigen Minuten kann sie fertige Brotkuchen herausnehmen, die sehr schmackhaft sind. Nach beendigtem Backen wird die noch glühende Asche über die wieder zugedeckte Schüssel gebreitet und so der Ofen beständig warm erhalten.

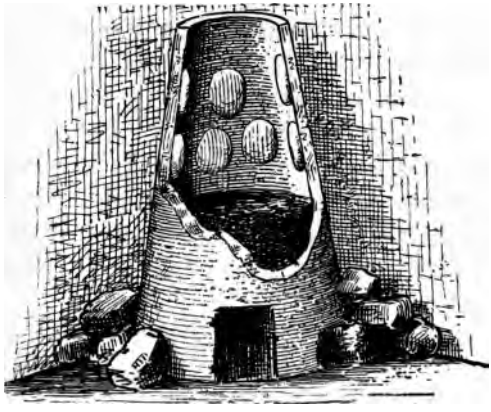
Die Beduinen des Ostjordanlandes[1] haben wie schon die Israeliten (3 Mo 2,5; 1 Chr 9,31) eine gewölbte, eiserne Platte[2], die mit dem Rand auf drei Steinen[3] ruht, durch ein Feuer unter ihr erhitzt und dann mit Fladen belegt wird. — Noch primitiver ist das Verfahren bei der Bereitung des „ungesäuerten" Brotes, wenn die Beduinen auf der Reise oder in Zeiten der Eile sind. Sie zünden über einer Anzahl kleiner Steine, die im Kreise ausgebreitet sind, ein Feuer an, legen einige Handvoll Mehl und etwas Salz auf einen glatten Stein, gießen Wasser dazu, kneten einen Teig und formen Fladen daraus. Sind inzwischen die Steine genügend erhitzt, so räumt man das Feuer weg, breitet die Fladen auf die Steine, bedeckt sie mit heißer Asche und nimmt sie nach einigen Minuten gebacken heraus. Solche „ungesäuerte Kuchen", d. h. Brote ohne Gärung aßen die Kinder Israels auf ihrem Zug aus Ägypten, und auch Lot (1 Mo 19,3) und Sarah (1 Mo 18,6) haben sie in aller Eile gebacken und ihren Gästen vorgelegt.

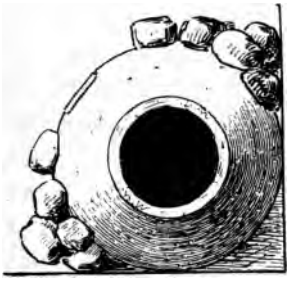
---

[1] auch manche Libanoniten. [2] ṣāǧ. [3] ein solcher Steinherd heißt mōḳade.

Auch dieſes Backverfahren dürfte ſchon ſehr alt ſein (vgl. 1 Kö 19,6 „ein auf Glühſteinen gebackener Kuchen“).

Im Libanon beſteht der Backofen entweder aus einem über- oder einem unterirdiſchen Lehmzylinder mit einer Öffnung oben und einem Luftloch unten. Der oberirdiſche iſt leicht gegen den Standort der Bäckerin geneigt; der unterirdiſche iſt ſo gebaut, daß ſeine Öffnung in der Höhe der Bodenfläche liegt und die Bäckerin in eine ſeitliche Erdgrube ſtehen muß. Iſt der Ofen durch ein Feuer erhitzt, ſo formen einige Frauen den Teig zu Fladen und reichen ihn der Bäckerin, wofern dieſe nicht das ganze Geſchäft allein beſorgen muß. Die Fladen für den unterirdiſchen Ofen gleichen in Form und Dicke unſern großen, deutſchen Nudelfladen[1], beim oberirdiſchen macht man ſie kleiner und dicker[2]. In beiden Fällen werden ſie an die innere Rundung geklatſcht, von wo ſie nach 2 bis 3 Minuten als gebacken abgenommen werden.





Libanoniſcher Backofen (tannūr) (Oberirdiſche Art)

Das Melken der Kühe, Schafe und Ziegen iſt die nächſte

---

[1] weshalb ſie neben ruṛfān auch marḳūḳ „dünne“ heißen. [2] dieſe werden ṭalāmi genannt.

Arbeit. Der Milchertrag wird, wenn die Dörfer nicht mehr als 2—3 Stunden abliegen, in die Stadt getragen, wo bestimmte Kunden darauf warten. Auf diesem Gang zur Stadt haben die Frauen außer den 4—6 kg Milch, die in Ton- oder Blechgefäßen in einem plumpen, niederen Korb auf dem Kopf untergebracht sind, häufig noch einen Säugling in einer Art Hängematte auf dem Rücken zu tragen.

Zum Markt ziehende Fellachinnen

Andere Frauen entnehmen um die Zeit des Spätnachmittags den Gartenbeeten die für den Markt reifen Erzeugnisse und tragen sie am nächsten Morgen hochgetürmt im Korb zur Stadt. Wieder andere, deren Dorf keine für Bewässerung ausreichende Quelle hat, bringen Baumfrüchte oder Geflügel oder sie sammeln im Frühling Feldblumen und solche wildwachsende Pflanzen, von denen das hiesige Volk mit Vorliebe

Gemüse und Salat bereitet. Zu einer Zeit, da die Gemüse und das Obst rarer sind, begeben sich viele in die beholzten Berghalden, suchen nach dürren Baumästen, schneiden Buschholz ab und tragen es mühsam stundenweit zur Stadt, oder sie verschaffen sich durch den Verkauf kleiner Quantitäten Oliven von ihrem Wintervorrat einiges Taschengeld.

Alle diese, die Gemüse- Obst- Eier- Geflügel- und Holzverkäuferinnen, sitzen zu beiden Seiten der Marktstraße hinter ihren Körben, in denen sie ihre Waren präsentieren. Bringen sie dieselben nicht an den Mann, so überlassen sie sie um einen Pauschalpreis dem Händler oder suchen sie durch Hausieren abzusetzen. Mit dem Erlös machen sie manchmal einige Einkäufe für die Familie und ziehen, womöglich in Freundschaften gesondert, heimwärts. Unterwegs tauschen sie in lebhafter Unterhaltung die Resultate ihres Handels aus, schlagen ihr Lieblingsthema „Geld" in allen Variationen breit oder plaudern von Stadtneuigkeiten. Daheim freuen sich die Kinder auf die Rückkunft der Mutter und sind gespannt, was diese an Eßwaren und sonstigen Einkäufen mitbringen wird. Noch größere Freude aber erfüllt sie, wenn sie selbst einmal die Mutter begleiten und die Herrlichkeiten der Stadt schauen dürfen.

Diejenigen Frauen, die keine Veranlassung haben, sich in die Stadt zu begeben, sowie die älteren und kränklichen besorgen den Tag über das bescheidene Hauswesen. Sie geben auf die Kinder acht oder richtiger, sie lassen dieselben nach Herzenslust im Staub sich tummeln und voller Schmutz aufwachsen; sie flicken notdürftig ihre Kleider, spinnen die Schafwolle und Ziegenhaare, reinigen den Weizen und begeben sich zur Quelle, um Wasser zu holen und Kleider zu waschen. Dabei haben die Wäscherinnen einen breiten, glatten Stein vor sich, auf welchem ein Kleidungsstück zusammengeballt ist, auf das die eine Hand fortwährend mit einem wellholzartigen Prügel losschlägt, während die andere es wendet und

besprengt. Hin und wieder hält sie ein, windet das also traktierte Stück aus und fährt mit der vorigen Prozedur, meist ohne Seife und Lauge, so lange fort, bis an Stelle des ersten, schmutzigen Ergusses sich allmählich reines Wasser auswinden läßt.

Je nach der Jahreszeit liegt den Frauen noch eine Menge anderer Arbeiten ob. Im Frühling bereiten diejenigen, welche die Milch nicht verkaufen können, Butter, Sauermilch und Kischk (Kap. 15) daraus.

Zu verschiedenen Malen im Sommer begeben sich die Frauen auf die Suche nach den Excrementen des Viehes, tragen sie in Säcken nach Hause, rühren einen Teig daraus und formen sie mit den Händen zu tellergroßen, scheibenartigen Kuchen[1], die sie auf Dachterrassen oder an Mauerwände angeklatscht von der Sonne trocknen lassen, worauf man das oben S. 120 erwähnte Feuerungsmaterial erhält.

Im Juli sieht man viele Frauen mit aufgestülpten Ärmeln wie Töpfer mit Lehm hantieren. Sie sind mit der Ausbesserung alter oder der Herstellung neuer Vorratsbehälter sowie mit der Fabrikation von Tonwaren beschäftigt. Es ist ein anziehendes Bild gemeinsamer Tätigkeit: hier die Männer auf der Dorftenne und beim Dreschen des Getreides, dort die Frauen auf den Dächern beim Formen irdener Wirtschaftsgegenstände. Die Getreidebehälter, Backofenteile und Herde[2] zum Kochen mit Kohlen werden aus einem Gemenge von Lehm und Häcksel hergestellt und an der Sonne getrocknet. Bemerkenswert ist, daß die Frauen der Dörfer im Norden Jerusalems auch das Töpfereigeschäft[3] ausüben. Sie verarbeiten Lehmerde mit Tonscherbenpulver (Kap. 22) und Dreschstaub[4], nehmen eine Tablette, streuen Asche darauf und formen mit

---

[1] ġälle oder ḳurṣ. [2] ṭabbäch. [3] das sie el-hischsch im Gegensatz zu el-fächūra nennen. [4] das sind die feinsten, beim Worfeln weit weggewehten Strohteilchen, mūṣ genannt.

großer Geschicklichkeit nur mit den Händen und einem Stäbchen allerlei Krüge, stellen sie mehrere Tage in die Sonne und brennen sie dann. Hiezu machen sie eine Vertiefung in die Erde und stellen die Geschirre darein, indem sie dieselben in getrockneten Mist, den sie während des Brandes nach Bedarf ergänzen, einbetten. Nach Abbrennung des Misthaufens werden die Geschirre als fertig herausgenommen. (Über die Töpferinnen des Ostjordanlandes S. 87.)

Zur Feigen- Trauben- und Olivenzeit gilt es, sich für den Winter zu verproviantiern. Den Frauen liegt es ob, nicht nur Feigen zu trocknen (Kap. 14), Rosinen zu bereiten (Kap. 13), sondern auch häufig die Oliven zu pflücken und in Salzwasser einzumachen (Kap. 19). Die Fellachinnen beschäftigen sich außerdem noch mit allerlei Flechtwerken aus Stroh, Binsen und Schilf (Weiden gibt es nicht); die Städterinnen widmen sich Stickereien und Häckelarbeiten (S. 82).

Ein hartes Los ist denjenigen Fellachinnen beschieden, die aus Mangel an eigener Ernte in die Philisterebene, in die Jordanaue oder ins Ostjordanland ziehen müssen, um hier in den Monaten April bis Juni sich ihr bescheidenes Stück Brot zu ersammeln. Sie arbeiten entweder um Taglohn oder erhalten als Mithelfer in der Ernte einen gewissen Teil des Ertrags, oder sie gehen hinter den Schnittern her und lesen wie ehedem Ruth (2,3) Ähren auf[1], die sie jeden Abend mit einem Stein oder Holz ausklopfen.

Trotz der vielfach schweren und anscheinend vielseitigen Arbeit der Bauernweiber bleibt ihnen doch mancher Tag der Muße, wo sie zusammensitzen, plaudern und sich Ruhe gönnen können. Im übrigen weiß die Fellachin von Jugend auf es nicht anders, als daß die Arbeit ihr Los ist.

---

[1] laḳḳat oder ṣejjâf.

Kapitel 11.

Der Kreislauf des Jahres.

Dem Bewohner des H. Landes ist die Vierteilung des Jahres in Frühling, Sommer, Herbst und Winter wenig geläufig. Er unterscheidet nur zwischen der Regenzeit[1] von etwa Mitte Oktober bis Mitte April und der regenlosen oder trockenen Zeit[2] von Mitte April bis Mitte Oktober. Jene entspricht dem Winter[3], diese dem Sommer[4]; Frühling[5] und Herbst[6] sind wegen ihrer kurzen Übergänge nur dem Namen nach bekannt. Auch in der Bibel sind fast nur diese beiden erwähnt und einander gegenübergestellt, vgl. 1 Mo 8,22; Ps 74,17.

Da es hierzulande in erster Linie die ungleichmäßig verteilten Niederschläge[7] sind, welche Werden und Vergehen in der Natur bedingen — die nötige Wärme wäre fast immer vorhanden —, so werden wir verstehen, warum der Morgenländer den Jahreskreislauf mit dem Eintritt des ersten Regens gegen Ende September oder zu Anfang Oktober beginnen läßt. Aus demselben Grund mögen auch die Juden den Jahresanfang in diese Zeit verlegt haben. Aus 2 Mo 23,16 und 34,22, wonach das Laubhüttenfest auf das Ende des Jahres gelegt war, geht hervor, daß die Hebräer ihr ökonomisches

---

[1] faṣl esch-schita. [2] faṣl eṣ-ṣēf. [3] schita. [4] ṣēf. [5] rabī'. [6] charīf. [7] Das niederschlagreichste Gebiet ist das Gebirge, das in dieser Hinsicht ärmste das Jordantal, in der Mitte zwischen beiden steht die Küstenebene bis zum Karmel (ZDPV, Bd. XXIV, S. 35).

Jahr von Herbst zu Herbst rechneten. Daneben bestand noch ein kirchliches Jahr, welches nach 2 Mo 12,2 mit dem ersten Abib oder Nisan im Frühling begann.

Es ist Oktober. Das Feld ist längst leer. Der rotbraune Boden klafft in Tausenden von handbreiten Spalten und ist begierig des Himmels feuchte Gabe, den Frühregen, zu empfangen. Eines Tages türmen sich im Westen (Lu 12,54) schwarze Wetterwolken auf. Der Landmann fürchtet sie nicht, und wenn es auch manchmal donnert, so ist er doch voll freudiger Hoffnung. Sachte träufelt anfangs das ersehnte Naß hernieder, bis es sich allmählich in reichen Güssen entladet. Nach wenigen Tagen lacht wieder der blaue Himmel hinter den forteilenden Wolken hervor und schüchtern wagen sich auch schon zarte Gräslein aus der Erde.

Anfang oder Mitte November beginnen gewöhnlich die Winterregen oder nach biblischem Ausdruck der Regen „zur rechten Zeit" vgl. Hes 34,26 und 5 Mo 11,14, wo neben dem Regen „zu seiner Zeit" noch der Früh- und Spätregen erwähnt sind. Orkanartige Westwinde leiten sie ein und jagen die Wolken, die nach einem oder zwei Tagen sündflutartig ihren Inhalt ergießen. Bald wälzen sich schmutziggelbe, brausende Gebirgswasser durch die Täler. Man freut sich dann im Augenblick des reichen Wassersegens, ohne zu bedenken, daß eben dieser Segen zur Ruinierung des Landes beiträgt, weil es an Terrassen und Schutzvorrichtungen gegen reißendes Wasser fehlt. Die fortschreitende Bloßlegung der Felsmassen läßt sich schon im Laufe von Jahrzehnten wahrnehmen. Manchmal regnet es acht Tage lang fast unaufhörlich, worauf wieder eine Pause mit Tagen schönen, heiteren Sonnenscheins eintritt. Alsbald sproßt und grünt es aller Orten, wo nur eine Handvoll Erde liegt. Krokus, Gänseblümchen, Scilla, Clematis und Narzissen strecken als erste Boten der Flora ihre Köpflein empor.

Die niederschlagreichsten Monate sind Dezember und

besonders Januar, letzterer mit einem durchschnittlichen Niederschlag von 164 mm (für Jerusalem). Die Zahl der Tage mit Niederschlag im Lauf eines Jahres beträgt ungefähr 56 (für Jerusalem). Die in den vier letzten Dezennien von 1860/1861 bis 1899/1900 gefallene durchschnittliche Regenmenge beträgt 65,5 cm (für Jerusalem). Nicht selten bringt der Winter auch „Schnee wie Wolle“ (Ps 147,16), der aber nie mehr als einige Tage liegen bleibt und häufig schon im Fallen schmilzt. Das Gebirge Juda, sonst ein unansehnliches, graues Aschenbrödel, verwandelt sich in solchen Tagen zu einer im Silberkleide glänzenden Prinzessin, deren Schönheit durch die vielen tausend im Sonnenlicht funkelnden Kristalle erhöht wird.

Der Februar entspricht etwa unserem April; die Fellachen sagen in ihren Wetterregeln von ihm:

schbāṭ — mā ʿalēh rbāṭ, Februar — unzuverlässig immerdar,
in schabbaṭ ua labbaṭ, mag er toben und rasen mit wildem Sinn,
rīḥat eṣ-ṣēf fīh. ist doch der Geruch des Sommers drin.

Des holden Lenzes süßer Atem weht im März auch über die heiligen Gauen, aber die Sonne ist schon weit mächtiger als in Deutschland. Mit heißem Liebesdrang lockt sie die zahlreichen Kinder der Flora heraus, und bald schillern die Berghänge Judas im buntgewirkten Blumenteppich. Das ist die Zeit, von der der Sänger des Hohenliedes (2,11 ff.) sagt: „Der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Land, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören“.

Im April scheint die Sonne wieder mit der den südlichen Breiten eigenen Intensität. Die Saaten sind mehr als spannenhoch, aber der Boden ist in den oberen Schichten bereits wieder trocken. Sehnsüchtig (Hiob 29,23) schaut der Landmann in der Richtung zum Meer (1 Kö 18,43—45), ob sich nicht von da eine Wolkenwand erhebe, die den Saaten einen erfrischenden Labetrunk sendet, den Spätregen, der

von jeher als von großer Wichtigkeit für den Ausfall der Ernte angesehen wurde (Ps 84,7). Sowohl der Früh- als der Spätregen werden von Gewittern eingeleitet, die durch die Großartigkeit ihres Auftretens, die Häufung der Wolken, die unaufhörlich zuckenden Blitze und die Kraft des Donners tiefen Eindruck machen (Ps 77; Hi 37). Die Spätregen richten durch die Plötzlichkeit und Heftigkeit ihrer Güsse mitunter großen Schaden an. Sie reißen das Erdreich auf, durchbrechen Straßendämme, schwemmen Mauern hinweg (Hes 13,11—14), und wehe dem, der im Bereich eines solchen Platzregens sich befindet, er ist in der Regel verloren. Im vergangenen Frühjahr erst wurden gegen 20 Personen, viele Stücke Vieh und die Zelte eines Lagers der Ta'āmre-Beduinen südöstlich von Artas von einem solchen „ungewöhnlichen Regen" (Weish 16,16) ergriffen und fortgerissen. Andere, die sich mit knapper Not retteten, erzählten, die Wolken hätten sich wie mit einem Guß entleert, so daß man über, um und unter sich nur Wasser gesehen habe. Solcherlei Erfahrungen mögen dem Psalmisten nicht unbekannt gewesen sein, der angstvollen Herzens ausruft: „Gott, hilf mir, denn das Wasser geht mir bis an die Seele. Ich bin im tiefen Wasser, und die Flut will mich ersäufen" (Ps 69,2). Ein ausgiebiger Spätregen kann auch bei kargem Winterregen die Aussichten auf die Ernte verdoppeln und verdreifachen. Wie wertvoll er in den Augen des Landmanns ist, geht aus der Wetterregel hervor:

schätuet nißān — Ein Regen im April beschert,
btißua_ß-ßikke ual-fäddān. — die Ochsen samt dem Pflug ist's wert.

Wenn Gott den Ungehorsam Israels zu strafen drohte, so tat er's, indem er durch Propheten das Ausbleiben des Früh- und Spätregens verkündete (Jer 3,3). Noch heute begrüßt der Landmann mit einem tiefgeholten, dankbaren „jā rabb o Herr" den ersten und letzten Tropfen des Früh- und Spätregens.

Vom Mai ab beherrſcht die Sonne Berg und Tal mit ſouveräner Gewalt.

fī ajār	Kommt der Monat Mai heran,
eḥmil mánġalak u ṛār.	nimm die Sichel und greif's an!

Viele Kulturgewächſe und die meiſten Blümlein des Feldes beeilen ſich den Samen zur Reife zu bringen; die grüne Vegetation geht in ein fahles Gelb über, und allmählich erſtirbt, was nicht wie Baum und Strauch tiefe Wurzeln hat. Nur eine gewiſſe Steppenvegetation hält aus: Der braune Dornbuſch (S. 94, Anm. 1) bedeckt weite Berghalden und der Alant (Inula viscosa Ait.) grünt in den Talmulden und rüſtet ſich zur Blüte im September. Auf den abgeernteten Feldern wuchert eine Armee von Diſteln. Gewöhnlich fällt vom Mai an 5—6 Monate lang kein Tropfen Regen. Gewitter mit Regenfall in dieſer Zeit galten von jeher als etwas Außerordentliches (1 Sa 12,17; Spr. 26,1). An Stelle des Regens hat Gott im Sommer in wunderbarer Weiſe den Tau geſetzt, der von höchſter Bedeutung für das Land iſt. Darum erfleht ihn der Erzvater Iſaak für ſeinen Sohn Jakob mit den Worten: „Gott gebe dir vom Tau des Himmels“ (1 Mo 27,28). Vom Tau hängt das Gedeihen der Sommerfrüchte in ganz beſonderer Weiſe ab. In der Wetterregel heißt es mit Bezug darauf:

fī ḥasērān	Im Juni man ſich den Kopf zerbricht,
jeḥsiru inkān il-baṭṭıch ßtaua au lā.	ob die Melone reift oder nicht.

Am Abend häufen ſich am weſtlichen Horizont Wolken an, die in der Nacht oſtwärts ſtreichen und ſich immer mehr zur Erde ſenken. Gegen Morgen, noch ehe die Bergſpitzen ſich purpurn verbrämen, ſtreichen ſie nebelartig über den Erdboden hin und netzen Boden und Pflanzen mit Millionen perlender Tautropfen (Pſ 110,3). Niemandem iſt es verſtändlicher als dem Morgenländer, wenn die Schrift den Tau zum Sinnbild der erquickenden Gnade Gottes gebraucht (Hoſ 6,4), denn

er weiß, welches Labsal derselbe für die ganze Schöpfung ist. In den Tiefebenen bildet sich der Tau, ähnlich wie in Deutschland, in hellen, windstillen Nächten bei wolkenlosem Himmel. Wenn es hier taut, geht das Gebirge meist leer aus. Bisweilen bilden sich die Tauwolken im Gebirge erst gegen Morgen. In diesem Fall begann es in der ersten Hälfte der Nacht in der Ebene zu tauen, aber der Tau ist, wie der Fellache sagt, von den Wolken aufgesogen und ins Gebirge getragen worden, wo der Niederschlag um so reichlicher ist.

Der niederschlagärmste und zugleich auch ein sehr warmer Monat ist der Juli; darum heißt es:

fī tämmūs	Bricht der Monat Juli herein,
tirli_l-mā fil-kūs.	siedet das Wasser im Trinkkrüglein.

Von der Fülle von Licht und Wärme zittert die Luft, und das Auge wird geblendet, wenn es in den Äther schaut. In solchen Tagen sucht man gern ein schattiges Plätzchen, und man versteht, warum die Bibel so manchmal zu dem Bild des Schattens als etwas Erquickendem und Beneidenswertem greift (Ps 91; Jes 49,1; Offb 7). Unerträglich lästig wird es, wenn der austrocknende Ostwind (Hos 13,15) oder Schirokko[1] oder der glühende Südwind[2] (Lu 12,55) weht. Sie werden gemeiniglich nicht genau von einander unterschieden und sind in ihrer Wirkung gleich schädlich. Der Ostwind tritt von Mai bis Oktober von Zeit zu Zeit auf und hält nach der Meinung des Volkes je eine innerhalb 3—21 durch 3 teilbare Zahl von Tagen an. Entweder erscheint er als verdorrender Gluthauch mit starkem Wehen oder ist er still, bleiern und lastet erdrückend über allem, was lebt. Beidesmal ist er gleich sehr ermattend; man ist kaum mehr im stande körperlich und geistig zu arbeiten. Nirgends findet man Labung. Der Himmel ist grau, die Luft mit Sandteilchen

[1] von scharḳi der Östliche. [2] ßmūm der Giftige.

erfüllt. Die Pflanzen welken und manche Blume, die am Morgen noch frisch das Haupt erhoben hat, ist am Abend versengt nnd hängt todesmatt das Köpfchen (Ps 103,16; Hes 19,12; Jona 4,8). Ein andauernder Schirokko vor der Ernte bleicht rasch die grünen Saaten und läßt nur magere Körner reifen (Jes 18,5).

Ganz entgegengesetzter Art ist der Westwind. Er ist für Mensch, Tier und Pflanze eine Erquickung. Er erhebt sich um Mittag ganz leise und wird allmählich stärker, um sich gegen Abend wieder zu legen. Er bringt erwünschte Kühle und Feuchtigkeit vom Meere und heißt darum auch Meerwind.

Der durchschnittlich wärmste Monat ist August, der mit 24,5° C die höchste mittlere Temperatur erreicht; von da ab sinkt die Temperatur Monat für Monat, bis sie im Februar des folgenden Jahres das niedrigste Mittel mit 8,8° C aufweist. Die niedrigste Temperatur überhaupt beträgt — 4° C[1]. Dessenungeachtet fallen die heißesten Tage nicht immer in den August, vielmehr sind es Juni und September, welche häufig die höchsten Tagestemperaturen (bis 44° C) aufweisen. Die ununterbrochene Folge warmer Tage wirkt allenthalben erschlaffend. Die Schulen haben Ferien, und wer irgend kann, sucht eine kleine „Luftveränderung" und eine mehrtägige Ruhepause in der Arbeit des Jahres zu machen. In der Natur sind die meisten Pflanzen erstorben. Neben einer kleinen Anzahl ausdauernder Gewächse prangt insbesondere noch die Rebe in wunderbar frischem Grün und bringt ihre edle Frucht zur Reife.

fī āb — lihāb	Im August — dem Heißen — magst ohne Bangen
iḳṭa' il-ḳuṭf ualā thāb.	Trauben dir vom Weinstock langen.

Im September bewölkt sich bisweilen der Himmel

[1] ZDPV, Bd. XIV, S. 101.

und ſendet den heiligen Gauen wieder einen naſſen Gruß. Die Bauernregel ſagt von dieſem Monat:

fī eilūl	Im September wird der Segen trieſen,
jānsil es-sēt fis-sētūn.	wenn das Öl ſtrömt in den Oliven.

Den Beſchluß des alten und zugleich auch Anfang eines neuen Kulturjahres bilden Oktober und November. Von ihnen heißt es:

fī teschrīn	Mit Oktobers bzw. Novembers[1] Wende.
jurabbir il-'inab uat-tīn.	gehen Trauben und Feigen zu Ende.

[1] Beide Monate heißen teschrīn und werden als erſter und zweiter teschrīn unterſchieden.

Kapitel 12.

Ackerbau.

Der Paläſtiner hat wie der deutſche Bauer ſeine Kalendertage, nach denen er ſich in mancher Hinſicht richtet. So wird z. B. unter Muslimen und Chriſten das „Feſt der Kreuzerhöhung“ [1] (27. Sept. nach julianiſchem Kalender) als Termin angeſehen, da alles, was noch auf dem Felde iſt, als zur Einheimſung reif gilt, oder vom Feſt des hl. Georg (16. Nov.), das den Namen „Feſt von Lydda“ [2] führt, — die Kirche in Lydda iſt dem St. Georg geweiht — heißt es:

Wenn vom Feſt von Lydda an
du pflügſt und felgſt, iſt's wohlgetan [3].

Um die Weihnachtszeit heißt die Bauernregel:

Wenn die heil'ge Weihnacht naht,
höre auf mit Linſenſaat [4].

Im übrigen rechnet der Paläſtiner nach dem landwirtſchaftlichen Verlauf des Jahres. Wie Jeſus in Mt 24,32 das Ausſchlagen des Feigenbaumes als ein Zeichen des nahenden Sommers deutet, ſo ſprechen auch die heutigen Bewohner des Landes von der „Zeit des Sproſſens und des jungen Graſes“, von der „Zeit der Ernte, des Dreſchens oder richtiger der Dreſchtenne und der Traubenleſe“.

---

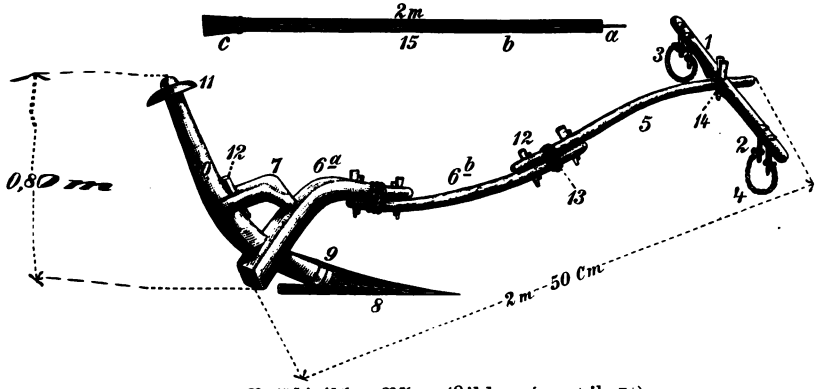
[1] ʿId eṣ-ṣalīb. [2] ʿId lidd. [3] ʿId lidd — uḥrut u ḳidd! ʿId il-milāde — rudd il-ʿadaß lä aulädeh d. h. gib ſie den Kindern zum Eſſen zurück!

Sobald das von der Sommerhitze ausgebrannte und zerrissene Erdreich von einigen Frühregengüssen gut durchfeuchtet ist, schickt sich der Landmann zur Bestellung der Wintersaat an. Er dankt Allah, denn er weiß so gut wie der alttestamentliche Schreiber (5 Mo 11,14; Ps 68,10), daß im H. Lande das Gedeihen der Früchte von nichts so sehr als von dem normalen Eintritt der Niederschläge und ihrer Ergiebigkeit abhängt. Wenn der Winterregen lange ausbleibt, so ziehen in manchen Dörfern Mädchen in Gruppen einher und bitten Gott unter Gesang um Regen. Hagelschlag, Überschwemmung, Frost oder andauernd nasse Witterung, die in Deutschland so vielfach die Landwirtschaft beeinträchtigen, hat der Morgenländer nicht zu befürchten, wohl aber können unzeitige oder geringe Regenfälle, Schirokko und Ausbleiben des Taues magere Ernten zur Folge haben. — In der Tierwelt stellen sich dem Landmann hauptsächlich der Wurm oder „Fresser" (Mal 3,11) und die Heuschrecken feindlich gegenüber. Ersterer — wahrscheinlich eine Miniermotte — soll bei zu früher oder zu später Aussaat erscheinen. Wenn im März die Halme etwa spannenlang sind, findet sich zwischen den Wänden jedes Blattes ein 8 mm großes, schwarzbraunes Räupchen eingekapselt, welches das Chlorophyll zerstört, so daß weite Felder gelb aussehen. Wenn ein ausgiebiger Regen fällt, so erholt sich die Saat wieder, denn die Wurzeln und Halmrohre sind unversehrt, andernfalls geht sie zu Grunde. Die Heuschrecken können zu einer furchtbaren Plage des Landes werden, da sie in ungezählten Scharen einherziehen und buchstäblich alles pflanzliche Grün fressen. Ihr Auftreten und ihre Zerstörungsarbeit kann nicht anschaulicher und treffender geschildert werden, als es der Prophet Joel Kap. 1 und 2 getan hat. Menschliche Abwehr ist diesem Feind gegenüber völlig ohnmächtig; nur Gottes Hand kann, wie Joel 2,20 oder Psalm 109,23 sagt, ihm Einhalt tun durch heftige Westwinde, welche die Schwärme ins Tote

Meer oder in die Syrisch-Arabische Wüste, oder durch Ostwinde, welche sie ins Mittelmeer jagen, oder durch kalte Regen und Taue, welche sie und ihre Brut in einer Nacht vertilgen.

Die Beduinen des Ostjordanlandes unterscheiden zwei bzw. drei Arten von Heuschrecken: 1) eǧ-ǧarād en-naǧdi, eine gelbliche Art, die in dichten Schwärmen weit fliegt und sich nirgends lange niederläßt. Ihre Eier werden innerhalb vierzig Tagen ausgebrütet. Diese Art heißt auch eṭ-ṭajjār und dürfte die eigentliche Wanderheuschrecke (Oedipoda migratoria) sein. Sie wird von den Beduinen gesammelt und verspeist (Kap. 19). 2) ǧarād abu sible d. h. Mistheuschrecke, so genannt, weil sie sich mit Vorliebe auf Mist niederläßt (vielleicht Acridium tataricum oder peregrinum). Es ist eine rötlichgelbe, gefräßige Art, die in kürzeren Strecken fliegt. Sie legt ihre Eier im September und Oktober in die Erde, wo sie den Winter über verbleiben. Im März und April schlüpfen sie aus und schon nach 30—40 Tagen fügen diese Tiere, saḥḥāf genannt, den Feldern namhaften Schaden zu. Von einigen werden die saḥḥāf als eine selbständige Art kleiner Wanderheuschrecken angesehen. Sie ziehen nur hüpfend weiter.

Mit einem aus mehreren Teilen zusammengesetzten, aber dennoch primitiven Pflug naht der Fellache seinem Acker.



Palästinischer Pflug (ßikke oder miḥrāt)

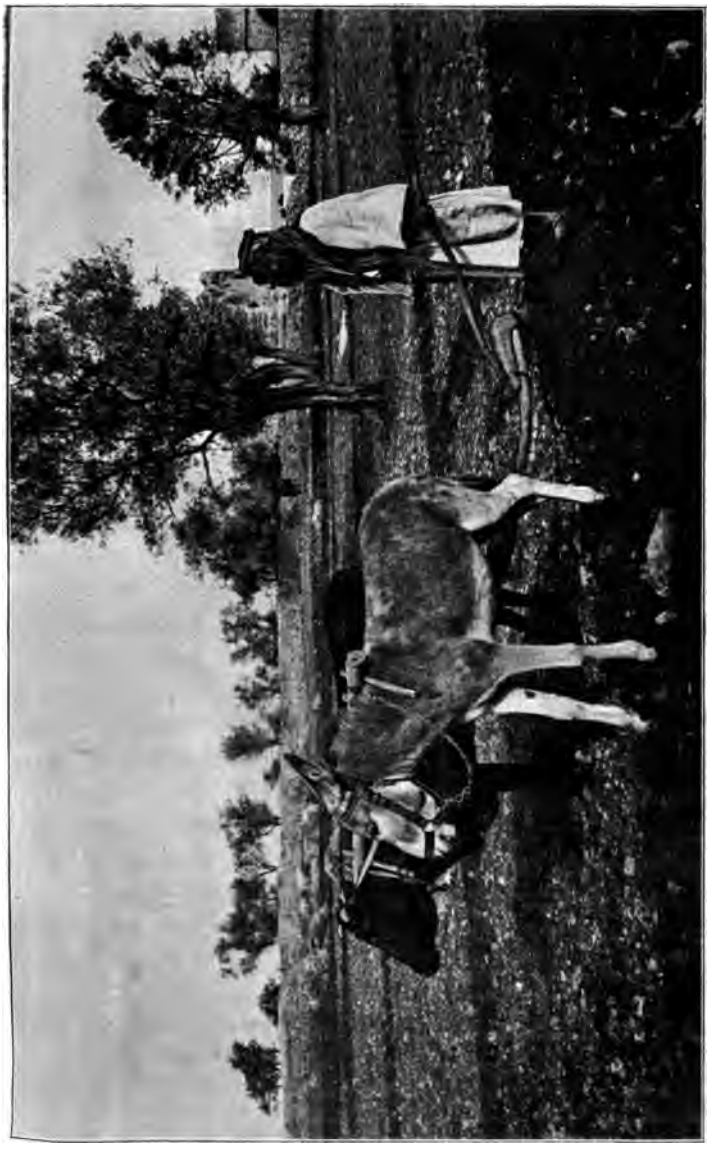
Das Pfluggestell besteht in der Hauptsache aus Eichenholz; Joch und Deichsel können auch aus leichtem Holz etwa vom Sidr- Johannisbrot-

oder Pappelbaum sein. Seine Teile sind: Der Handgriff (kabūße 11), ein zum Aufsetzen der linken Hand dienendes Querstück; die Sterze, aus einem oder zwei (īd 10 und ḏakar 9) Teilen bestehend (in der Figur sind die beiden wohl durch Zahlen angedeutet, aber als ein Stück gezeichnet). Auf den unteren Teil ist die eiserne Pflugschar (ḥaßme 8) mit zwei Flügeln eingesteckt und durch Ringe (ḥalḳat eṭ-ṭōḳ) befestigt. Fast rechtwinkelig zur unteren Sterze und von ihr durchdrungen steht der dicke Grindel oder Pflugbaum (buruk oder iġr 6), der ebenfalls aus zwei Teilen, einem hinteren gebogenen oder geknieten (6*a*) und einem geraden vorderen (ḳudamanīje 6*b*) bestehen kann. Sterze und Pflugbaum werden durch Winkelstück (markūb, rakkūb oder nāṭeḥ 7) fest zusammengehalten, und an den Pflugbaum ist durch eiserne Ringe (ḥalaḳ 13) und hölzerne Keile (ßanānīf 12) die Deichsel (jāßūl 5) gekoppelt. Über das vordere Ende der Deichsel ist das Joch (nīr 1) ein 1,30 m langes Querholz gelegt und durch Nägel, Leder, Stricke oder Bast (schar'a 14) befestigt. An den Enden des Joches stecken je zwei Zapfen oder Haken (maṛāsil oder saṛālīl 2), zwischen welche der Hals der Zugtiere kommt, und welche durch einen Strick, wie im Libanon, oder durch zwei Stricke (ischbikāt 3), wie in Palästina, verbunden werden. Im letzteren Falle hängt von jedem Zapfen ein Strickchen herab, wovon zwei, etwa das erste und dritte, mittels Schlinghölzchen ('aṣāfīr, die Zeichnung deutet sie zwar durch die Zahl 4 an, hat aber zwischen den zwei Zapfen nur einen Strick) in die Schleife der andern gezogen werden.

Der Boden wird durch die platte, schnabelartige Schar nur etwa 10 bis 15 cm tief umgebrochen. Die Saat[1] wird nicht in Furche um Furche[2], sondern auf einmal auf das ungepflügte Land oder auf Teilstücke desselben gestreut und hinabgepflügt. Ein Paar Ochsen oder in beliebiger Mischung Ochse, Maultier, Esel, Kamel, seltener Pferd bilden das Gespann; häufig sieht man auch nur ein einziges Tier den Pflug ziehen. So wird es auch in alten Zeiten gehalten worden sein. Aber 5 oder gar 12 Paar Ochsen vor einen Pflug zu spannen, wie Fonck in seinem Werk „Die Parabeln des Herrn im Evangelium" S. 390 auf Grund der Stellen Lu 14,19 und 1 Kö 19,19 meint, dürfte früher so wenig wie

---

[1] bdār. [2] ṯälm Pl. äṯläm.



Pflügender Fellache

heute praktiziert worden sein[1]. Elisa war der Sohn eines begüterten Mannes im Jordantal und hatte 11 Pflüger mit je einem Paar Ochsen bei sich, er selbst pflügte mit dem zwölften Paar. Die Sitte mit mehreren Pflügen auf einem Feld zu arbeiten, besteht immer noch. Nördlich von Madeba hat ein Mann Namens Abu ġābir große Ländereien, die er mit 40 Joch Rindern zu gleicher Zeit bebauen läßt. Er mietet, wie bei den dortigen Großgrundbesitzern allgemein üblich, für die Arbeitsperioden des ganzen Jahres Pflüger, welche säen und pflügen, ernten und dreschen, wofür sie Kost und ein Viertel des Ernteertrags erhalten. Jener hat für die Beschaffung der Tiere, der Saatfrucht und der Nahrung für Pflüger und Tiere zu sorgen, womit er einen Aufseher betraut, den er über je 10 Pflüger setzt.

In der rechten Hand hält der Pflüger[2] einen 2—3 m langen Ochsenstecken[3], dessen Holzstiel[4] am hintern Ende mit einem Eisenspaten[5] zum Reinigen der Pflugschar und am vordern Ende mit einem Nagel[6] zum Antreiben der Tiere versehen ist. Gegen den Stachel auszuschlagen oder zu „löcken" (Apg 26,14) muß das Vieh natürlich noch mehr schmerzen. Doch ist im allgemeinen der Fellache nicht grausam, denn er treibt die Arbeit gemütlich und unter allerlei Singsang. Auch sind die Tiere lenksam, und man muß geradezu staunen, wie es möglich ist, in den felsigen, unebenen, kleinen und unregelmäßigen Terrassenstücken sich mit Pflug und Zugvieh zu bewegen. Wegen der Schwierigkeit der Bearbeitung des Geländes darf der Pflüger nicht zurückschauen, sondern muß auf Pflug und Tiere wohl acht geben. Daraus erklärt sich das treffliche Bild Jesu, Lu 9,62: „Wer seine Hand an den

[1] Beiläufig sei gefragt: 1) wie wollte jemand 5 oder 12 Paar Ochsen lenken? 2) würden nicht die 96 Hufe der 24 Ochsen vor einem Pflug den Acker festtreten, der doch gelockert werden soll? 3) welche Schwierigkeit würde das jedesmalige Umwenden verursachen! [2] ḥarrāṭ. [3] mihmās. [4] mäßßäß, *b* (s. Figur S. 137). [5] 'abue, *c*. [6] sakkūt, *a*.

Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes". Gründliche Arbeit verrichtet der Fellache aber nicht; sowohl dem Dorngesträuch als auch dem tief eingewurzelten Unkraut weicht er respektvoll aus, und Steine, die entfernt werden könnten, werden ignoriert.

Das Maß, nach welchem das Land nicht eigentlich „abgemessen" sondern abgeschätzt wird, ist der fäddän d. h. Joch Ochsen nnd bedeutet ein Stück Land, welches ein Mann mit einem Paar Ochsen in einem Tag pflügen kann. Es beträgt $1^1/_2$—2 Dunum (24—32 Ar). Auf großen Grundstücken, z. B. in der Ebene pflegen die Leute beim Beginn der Arbeit in einer Entfernung von 60 Ellen Grenzlinien, räß ma'näh genannt, zu ziehen, zwischen denen sie pflügen, und quer zwischen diesen in Abständen wieder etliche parallele Furchen, die als Grenzlinien für die nacheinander zu besäenden Gebiete gelten.

Den Reigen der Wintersaat eröffnet die Gerste. Bis im Januar sind allmählich Feigbohnen, Ackerbohnen, Linsen, Weizen und Wicken dem Schoß der Erde anvertraut. Diese Früchte kommen in schweren Boden, während für die Sommersaat eine leichtere Erde gewählt wird. Von Düngung der Felder weiß man fast noch nichts, aber man gönnt dem Boden alle drei Jahre seine Ruhe durch Brachliegen. Das anbaufähige Gebiet der Jordanebene wird von Fellachen des westjordanischen Gebirges bestellt. Die Besitzer desselben, die Beduinen, kommen zwar mit dem ersten Winterregen in die warmen Jordangefilde, aber nur um die Überlassung der Felder mit den ebenfalls erschienenen Fellachen zu vereinbaren. Diese besorgen die Saatfrucht, säen, pflügen und kehren wieder in ihre Häuser zurück, jene überwintern hier und besorgen die Bewachung der Felder. Die Ernte bleibt wieder den Fellachen überlassen. Sobald das Dreschen beendet ist, fordern die Beduinen ein Drittel des Ertrags ein, ein Drittel verschlingen die Betriebskosten und ein Drittel verbleibt den Fellachen.

Nach Bestellung der Wintersaat geht der Landmann an das Umbrechen der Stoppelfelder[1] des vorigen Jahres, welche die Sommersaat[2] aufnehmen sollen. Diese bedarf einer sorgfältigen Zubereitung des Bodens, und es muß zu dem Zweck das Feld noch zweimal gepflügt werden, denn die hiefür bestimmten Früchte erhalten gewöhnlich keinen Regen und bedürfen ihn auch nicht. Melonen und Gurkenarten würden bei starken, verzögerten Spätregen sogar notleiden. Umsomehr sind sie von reichlich fallendem Tau und einem lockern und dadurch Feuchtigkeit haltendem Boden abhängig. Wenn in der Blüte dieser Gewächse der Tau ausbleibt oder ein kalter Nordwest oder ein heißer Schirokko weht, so sind äußerst geringe Erträgnisse zu erwarten. Als erste kommen die Melonen zur Aussaat. Es werden je 4 oder 5 Körner bei 2 m Entfernung im Gevierte mit der Hand gesteckt. Diese Geradlinigkeit ist notwendig, weil sie noch zwei- bis dreimal gepflügt werden müssen. Die Spätmelonen können bis zur Weizenernte verzögert werden. Sie werden nicht gesteckt, sondern auf folgende praktische Weise ausgesät. Durch ein trichterförmiges Rohr, das unmittelbar hinter der Pflugscharspitze mündet, werden die Körner vom Pflüger in die tiefste Stelle der frischgezogenen Furche gelassen, die sich sofort wieder schließt. Die Eingebornen haben ein besonderes Geschick, regelmäßige Saat zu erzielen. Sesam und Sommerhirse (s. Figur S. 143) werden auf gleiche Weise, die Körner dicht hintereinander, bei 30—40 cm Entfernung der Furchen, gesät.

Die Reife und Ernte[3] der Getreidearten erfolgt zu sehr verschiedenen Zeiten, was seinen Grund in den bedeutenden Unterschieden des Klimas (Kap. 26) zwischen verhältnismäßig nahegelegenen Orten hat. Den Anfang macht die Gerstenernte am 10. April[4] in der Jordanau, vom 15.—25. April

[1] arḍ būr. [2] ṣēfi. [3] ḥaṣīde. [4] Die Data stützen sich auf den aus meiner mehrjährigen Beobachtung gewonnenen Durchschnitt. — Nach dem Traktat Menachot X_2 war man manchmal in Verlegenheit, reife

in der Philisterebene, vom 25.—30. April auf dem Ostabhang des Gebirges. Auf dem Gebirge selbst schwankt der Anfang je nach der Höhenlage und Witterung zwischen dem 10.—30. Mai. Durchschnittlich je 10—14 Tage später beginnt in den genannten Gegenden die Weizenernte. Ähnliche Differenzen ergeben sich in Bezug auf die Endtermine der Ernte. Der Umstand, daß die Leute wenig Arbeitskräfte haben und die Cerealien hierzulande ohne Schaden lange auf dem Halm bleiben können, bewirkt, daß die Ernte an einem Ort sich etwa 7 Wochen hinzögern kann, oder im ganzen Lande sogar bis 12 Wochen, wenn man den Anfangstermin der Ernte in der Jordanebene (10. April) mit ihrem Endtermin auf dem Gebirge (Ende Juni) zusammenstellt.

Sommerhirse (dura)

Die Ernte ist trotz der vermehrten Arbeit eine fröhliche Zeit (Jes 9,3). Man begegnet zufriedenen Gesichtern und hört den Gesang der Schnitter (Kap. 30, Nr. 25—27) und das Trillern der Frauen. Der Fellache hat auch Ursache fröhlich zu sein, denn ein reicher Erntesegen gewährt ihm nicht nur das tägliche Brot, sondern auch die Mittel, seine

---

Gerste für den Osteromer zu finden (vgl. *Riedel, die grossen jüdischen Feste* S. 21); dafür dürfte auch obiges Datum sprechen. Die Gerstenernte in der Jordanau schon in den März verlegen zu wollen, wie so häufig geschieht, wäre verfrüht.

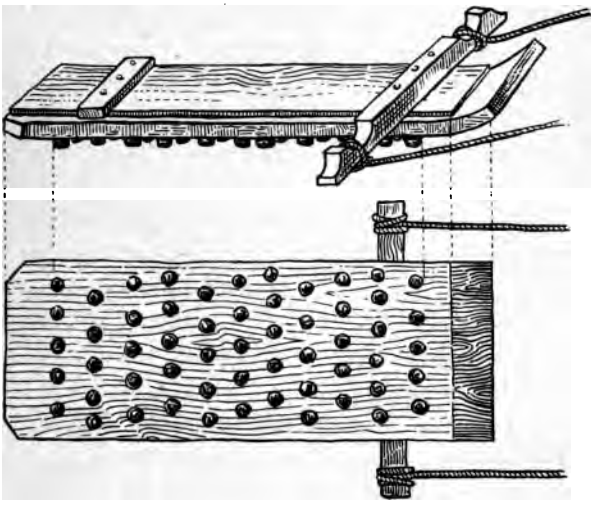
Schulden zu vermindern oder gar zu tilgen. Das Getreide wird in kleine Garben[1] gebunden, auf Haufen gelegt, auf Lasttiere gepackt und zur Dreschtenne[2] gebracht. Diese ist entweder eine große, natürliche Felsenplatte oder sonst ein geräumiger, ziemlich ebener Platz mit festem Boden in der Umgebung des Dorfes. Da sie Gemeingut der Leute ist, so kann

Transport geernteten Weizens zur Tenne

sich jeder ein Plätzlein zur Benützung auswählen, wo er seine Erträgnisse niederlegt. Da weder Regen noch Sturm zu befürchten sind und gerne Tage mit heißen Ostwinden, die das Stroh leicht brechen, abgewartet werden, so kann der Fellache das Dreschen etwa vier Monate hindurch in aller Gemüt-

[1] ḥesme Pl. ḥesam. [2] bēdar Pl. bajāder.

lichkeit betreiben (3 Mo 26,5). Er lebt sozusagen Tag und Nacht (Ruth 3) auf der Tenne, weil ihm auch das Hüten des Getreidehaufens obliegt. Ist das Getreide ausgebreitet, so koppelt man sein Vieh zusammen und treibt es meist ohne Maulkorb (5 Mo 25,4) jeden Tag etliche Stunden im Kreise herum, bis die Körner durch die Hufe ausgetreten und das Stroh in 2—3 cm lange, weiche Stückchen, Häcksel[1], welche dem Vieh als Futter dienen, zertreten sind. Reichere Leute

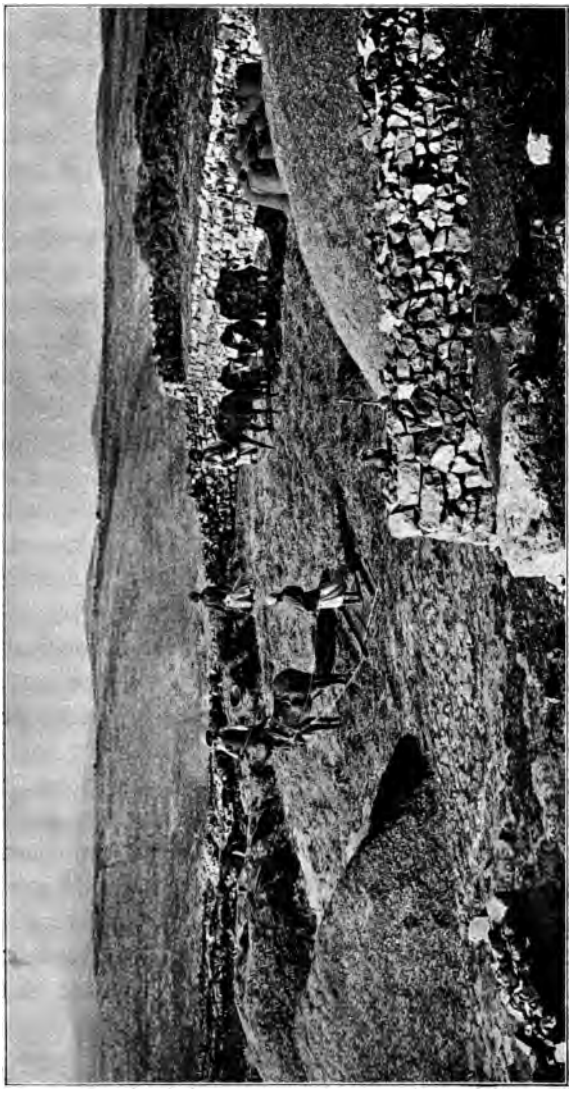


Dreschschlitten (mōreg)

beschleunigen das Dreschen durch den Dreschschlitten[2] (Jer 41,15), ein dickes, schweres Brett, in welches wie Backenzähne kleine, harte Basaltsteine eingefügt sind. Dieses Instrument wird von einem Maultier auf dem Haufen umhergezogen und zerreißt durch sein Gewicht sowohl, weil der Treiber sich noch darauf stellt, als durch die rauhen Steine das Stroh. Bei el-muṛār in der Ebene lernte ich eines Tages den Unterschied im Gebrauch zweier Dreschwerkzeuge,

[1] tibn. [2] mōreg.

Portienne



Einzeltenne

von denen schon Jes 28,27b redet, kennen. Auf der Tenne waren Sommerhirse, Feigbohnen und Sesam gehäuft; die beiden ersten wurden mit einem 2 m langen Stab, letzteres mit einem kurzen Stecken ausgeschlagen.

Sind die Getreidekörner ausgetreten, so geht der Bauer ans Worfeln. Dazu benützt er gern die Abendzeit, wo ein sanftes Lüftchen weht. Mit einer dreizinkigen, hölzernen Gabel wirft er die zerkleinerte Masse unermüdlich in die Höhe. Dabei fallen die Körner ziemlich senkrecht nieder, während die zerriebenen Strohteilchen je nach Größe und Schwere vom Wind näher oder ferner geweht werden. Die weichen Häckselteilchen werden in die Vorratsräume verbracht, die Körner durch Sieben (Am 9,9; Lu 22,31) gereinigt und in Behältern, wozu neben der chābje (S. 51, Anm. 1) auch in Felsen gehauene Zisternen oder in die Erde gegrabene Gruben — so in der Ebene und im Ostjordanland — dienen (Jer 41,8), aufgespeichert. Die Wände dieser Erdgruben werden mit Häcksel belegt, damit das Getreide nicht in Berührung mit dem Erdreich kommt; dessenungeachtet bekommt der Weizen nach langer Zeit einen widrigen Geruch[1]. Die hartgebliebenen Teile, Knoten und Wurzelstücke, welche den Hufen der Tiere und der Reibung des Schlittens widerstanden haben, werden auf die Seite geworfen. Dieser harte Rest[2], den das Vieh nicht frißt, wird von der Hausfrau zum Anfachen des Feuers im Backofen und vom Hausherrn in Vermengung mit Lehm zur Ausbesserung des Daches benützt. Auch verwenden ihn die Töpfereien in Gaza als Feuerungsmaterial und seit kurzem in großem Maßstab die Dampfmühlen der Ebene, deren eine in magdal bei Askalon in einem Jahr mehr als 2000 Kamellasten kaufte. Wo man den Überrest nicht zu

---

[1] welcher von der Grube (maṭmūra, Pl. maṭmūrāt oder maṭāmīr) herrührt, weshalb man sagt: hal-ḳamḥ immáṭmir oder mbárrid dieser Weizen riecht nach der Grube oder ist kühl. [2] ḳaßual.

verwerten weiß noch es tun will, überantwortet man ihn zum ergötzlichen Schauspiel dem Feuer. Der Fellache häuft ihn auf der Tenne zusammen und zündet ihn bei einbrechender Nacht an. Bald schlagen die Flammen weithin sichtbar zum Himmel empor. Vom Nachtwind angefacht frißt das Feuer auf dem Erdboden um sich und flackert und glimmt manchmal die ganze Nacht hindurch. Dieser Vorgang ist dem Herrn ein Sinnbild des endlichen Gerichts, in welchem er die „Spreu" (ἄχυρον) d. h. die harten, meist nichtswertigen Knotenteile mit ewigem Feuer verbrennen wird. An Spreu in unserem Sinn ist in Mt 3,12 schon deshalb nicht zu denken, weil Dinkel im H. Lande gar nicht vorkommt.

Weizen und Gerste sind die Hauptgetreidearten, die angepflanzt werden. Jener liefert das Mehl für das tägliche Brot, diese dient neben Häcksel als Futter für Pferde, Maultiere und Esel.

Im Gebirge wird meist 4-, selten 6zeiliger und im Ostjordanland vorzugsweise 6zeiliger Weizen gebaut. Letzterer heißt ḥâṭije. Der vierzeilige tritt in Arten auf: Die sarī'a ßamra hat schwärzliche Grannen und Spelzen, die zweite Art käff er-ruḥmān „Hand Gottes" oder chulḳat er-ruḥmān „Geschöpf Gottes" hat sehr lange, auseinanderstrebende Grannen, schöne hellgelbe längliche Körner, und die sarī'a ḥrîbâui zeichnet sich durch weiche Körner aus, die leicht zu mahlen sind und schönes, weißes Mehl geben, aber der dicken Haut wegen viel Kleie abwerfen. — Eine andere Art Weizen wurde früher in Syrien kultiviert und soll vereinzelt noch im Jordanland gebaut werden. Sie trägt in Gestalt des Lebensbaumes sieben Ähren auf einem Halm und ist so ergiebig, daß sie durchschnittlich 100fältige Frucht einbringen soll. Die Ursache, daß sie in Syrien, soweit mir bekannt, nicht mehr gebaut wird, mag in der geringen Zähigkeit des Mehls liegen, die es den Frauen erschwert, die bekannten libanonitischen Brotfladen zu formen.

An Gerste wird zweizeilige hauptsächlich von den Beduinen des Ostjordanlandes, vierzeilige in der Ebene und sechszeilige, farḳadi genannt, im Gebirge gebaut.

Außerdem werden Linsen, Kichererbsen, Wicken, Ackerbohnen und in der Ebene noch Feigbohnen, Hirse und Sesam gesät. Die letzteren sind meist Ausfuhrartikel. Feig-

bohnen dienen zu Dung- und Gerbzwecken. Aus Hirse bereitet man Brot, das aber nur frisch gebacken schmackhaft ist, und Branntwein. Aus Sesam wird Öl hergestellt, das zu dem beliebten Nahrungsmittel ḥalāue verwendet wird; auch streut man die Samen auf Backwerk. Die bei der Ölbereitung sich ergebenden Treber[1] sind ein Milch erzeugendes Viehfutter.

Von dem Getreidevorrat auf der Tenne wird zunächst der Zehnte entrichtet. Dem Zehntherr folgt gewöhnlich ein Kaufmann aus der Stadt oder sonst ein Gläubiger, der sich sein Darlehen an den Fellachen durch Abnahme von Getreide zurückerstatten läßt. Nachdem noch dem Dorfgeistlichen, den Derwischen, Blinden und Aussätzigen etwas verabreicht worden ist, ist der Getreidehaufen, von dem ohnedies schon manches verzehrt worden ist, beträchtlich zusammengeschmolzen.

Der durchschnittliche Ertrag der Felder ist das Siebenfache der Saatkörner, ein zwölffacher Ertrag ist als günstig zu betrachten und ein annähernd dreißigfältiger kommt nur noch in den Ebenen in besonders guten Jahren vor. Von einer hundertfältigen Ernte nach 1 Mo 26,12 und Mt 13,8 kann heute nicht mehr die Rede sein; das Land ist ohne Zweifel zu sehr heruntergekommen. Dabei ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß einem einzigen Weizenkorn häufig 10 bis 15 Halme entsprossen, deren Ähren — sagen wir je nur 20 Körner enthaltend — 100 bis 300 fältige Frucht ergeben.

[1] kißbe.

Kapitel 13.

Weinbau.

Palästina ist ein vorzügliches Weinland, wie denn auch die Kultur der Rebe schon vor mehr als 4000 Jahren hier heimisch war (1 Mo 14,18). Weder Hagel noch Frost oder naßkalte Witterung vernichten jemals die Hoffnungen des Winzers und die Mühe, die man auf die Pflege des Weinstocks verwenden muß, ist eine geringere als in Deutschland. Nichtsdestoweniger ist der Anbau der Rebe, wenigstens im Gebirge, nicht sehr lohnend. Nicht nur die Ausgaben für Pflügen, Beschneiden, Ausgrasen, Bewachen, Ernten und für Steuern, sondern auch die vielen Feinde in der Tierwelt reduzieren den erhofften Gewinn.

Die Weinberge sind meist auf hügeligem Gelände angelegt, weil die terrassenförmig aufsteigenden Hänge dem Weinbau günstig sind und dieses Terrain sich weniger für Getreidebau eignet. Doch ist auch viel flaches Gebiet, und zwar nicht nur in der Philisterebene, mit Reben bepflanzt. Leider liegen trotz der günstigen Verhältnisse noch weit größere Strecken völlig brach, wo nicht nur in alten Zeiten, sondern noch in den letzten Jahrhunderten Rebenland gewesen sein muß. Darauf weisen insbesondere die vielen mit „karm Weingarten“ zusammengesetzten Namen von jetzt unbebauten Landstücken wie „karm il-mädäbiß Weingarten der Plätze der Traubenhonigbereitung“ bei Jerusalem oder andere wie

„challet il-máßkara Tälchen des Berauſchungsplatzes“ ſüdlich von bāb el-uād.

Bei Anlage eines Weinbergs werden große, im Pflügen hindernde Steine möglichſt entfernt (Jeſ 5,2) und das Stück zum Schutz gegen Menſchen und Tiere mit einer 1 bis 2 m hohen, trockenen Steinmauer[1] (Jeſ 5,5), die noch mit Dornen bewehrt ſein kann, oder mit Kaktushecken umgeben. Die 1,30 m langen Ruten werden gewöhnlich ausgangs Februar in 50 cm tiefe, ebenſolange und 20 cm breite Gruben von 2—4 m allſeitiger Entfernung verſenkt. Ein neuangelegter Rebengarten trägt im dritten Jahr die erſten Trauben. In manchen Gegenden läßt man die Reben[2] am Boden liegen (Nazareth, Ramallah, eß-ßalṭ, Ebene), in anderen zieht man ſie aufrecht ſtehend (‘ain kārim, abu ṛôsch, bēt maḥßīr und zum größten Teil auch in Hebron). In den Weinbergen baut man aus loſen, unbehauenen Steinen einen 5—6 m hohen Turm[3] (Mt 21,33), welcher einen dunkeln Raum umſchließt, in welchem in den kühlen Nächten das Kleinvieh untergebracht wird, während die älteren Tiere in einem angrenzenden, ummauerten Hof lagern. Den Beſchluß des Turmes bildet eine von Laubwerk und Matten beſchattete Hütte[4], von wo aus man den Weinberg überſehen und bewachen kann. Hier iſt aller Hausrat aufgeſtapelt: Koch- und Eßgeſchirre, Speiſevorräte und Decken. Da dieſe Hütten häufig erneuert werden müſſen, ſo erſcheinen ſie ſchon einem Hiob (27,18) als Bild der Vergänglichkeit.

Die mit der Beſorgung des Weinbergs verbundene Arbeit iſt die folgende. Nachdem durch mehrmaligen Regenfall die Erde genügend erweicht iſt, wird gepflügt. Wo der Pflug nicht ankommen kann, greift man zur Hacke. Beim Beſchneiden[5] im Februar bleiben nur wenige kurze Ruten mit

---

[1] ġedār oder ßinßele. [2] dälje Pl. dauāli. [3] ḳaṣr. [4] ‘arīsche. [5] taḳnīb.

kräftigen Augen stehen. Im Lauf des Frühjahrs wird das Land noch zwei bis dreimal zur Beseitigung des Unkrauts und Auflockerung der Erde gepflügt. Nach vollendeter Traubenblüte entwickelt sich üppiges Laubwerk und bis 3 m lange Schößlinge, die das Reinigen des Stockes (Joh 15,2) erfordern. Allmählich rückt die Zeit des Hütens heran, weil selbst die unreifen Früchte schon den Angriffen der Menschen und Tiere ausgesetzt sind. Der Orientale liebt die unreifen

Weinbergsturm

Trauben[1] sehr[2], er ißt sie roh oder als Salat. Überdies sind in den Weinbergen nicht bloß Reben, sondern auch allerlei Bäume geflanzt: Feigen- Aprikosen- Pfirsich- Mandel- Äpfel- Birn- Granat- und Quittenbäume, deren Segen so verführerisch lockt. Bei der diebischen Natur seiner Volksgenossen bleibt dem Fellachen nichts anderes übrig, als den Hüter zu machen, denn was er nicht hütet, erntet er auch

[1] ḥuṣrum. [2] vielleicht in abergläubischer Abhängigkeit von Kap. 29 Nr. 80.

nicht. Daneben sind die Füchse, als bekannte Liebhaber von Süßigkeiten, gar schlimme Räuber. Ihnen ist keine Mauer zu hoch (Klagel 5,18; Hohesl 2,15). Im Dunkel der Nacht bestreichen sie einzeln und truppweise das Rebengebiet und tun sich an den Trauben gütlich. Aber manchem wird der wohlgedeckte Tisch zum Fallstrick (Ps 69,23). Sei's daß Reinecke von der saftigen Zeche berauscht jegliche Vorsicht vergißt, sei's daß der Mensch diesmal schlauer als er ist, kurz manch einer der rothaarigen Gesellen gerät in die Fallen, welche an verschiedenen Orten in den Boden gelegt und mit ein wenig Erde bedeckt sind. — So zieht also der Winzer mit Sack und Pack in seine Weinbergshütte hinaus, um hier solange zu hausen, bis alles verkauft oder aufgegessen ist. Hier kocht, ißt, trinkt und schläft er, ruht am heißen Mittag unter seinem „Weinstock und Feigenbaum" (1 Kö 4,25) und ist glücklich und lebensfroh. Diesem Naturleben mit seinem patriarchalischen Gepräge setzen erst die Vorboten des Winters ein Ende. Den Propheten ist es ein Zeichen der Verödung des Landes, wenn die „Freude und Wonne" im Felde aufhört und man in den Weinbergen nicht mehr jauchzt und des Gesanges ein Ende gemacht wird (Jes 16, 10).

Die Trauben[1], die im Gebirge Mitte Juli, in der Ebene durchschnittlich einen Monat früher, zu reifen beginnen, können eine Länge von zwei Spannen, ein Gewicht von drei Pfund erreichen und Beeren mit Pflaumengröße aufweisen. In der mittleren Zeit kostet $^1/_2$ kg Trauben 4 Pfennige.

Die hauptsächlichsten Traubensorten sind: dābūḳi, großbeerig, feinhäutig, saftig, eine vorzügliche, frühreifende Speisetraube; ßamrāui, der ersten ähnlich, aber schwarz; ġändäli, gelblich, kleinbeerig, länglich, süß, eine gute Weintraube; marrāui, weniger süß, länglich, dickhäutig, mit harten Kernen; ḥamdāni, süßer als marrāui, mit großen, dickhäutigen Beeren, gute Eßtraube; challāli, rundbeerig, nicht reifende Sorte, die Beeren werden zu Limonade verwendet.

[1] ʿinab; eine einzelne Traube ʿanḳūd.

Sehr viele Trauben werden, weil den Muhammedanern der Genuß des Weines verboten ist, entweder an Ort und Stelle oder in den Nachbarstädten, auf deren Markt sie geliefert werden, frisch gegessen. In Hebron und eß-Ṣalṭ werden viele Trauben als Rosinen, Traubenhonig und Traubenkuchen in den Handel gebracht. Die zu Rosinen[1] bestimmten Trauben werden entweder einzeln oder wie in eß-Ṣalṭ in einem Korb in ein Gefäß[2] mit geklärtem Laugenwasser, dem etwas Öl beigegeben ist, getunkt, auf einem geebneten Dörrplatz im Weinberg oder auf Matten ausgebreitet und 10—15 Tage lang der Sonnenhitze ausgesetzt, wobei man sie zwischenhinein noch einigemal ins Wasser tunken kann. Die Benetzung mit Lauge und Öl hat den Zweck, daß die Rosinen schön weich und von der Sonne nicht zu sehr verbrannt werden und ihre Farbe zugleich einen gewissen Glanz erhält. Zuletzt werden sie von Kämmen und Stielen gesäubert und sortiert.

An Rosinen unterscheidet man: 1) sbīb il-'āde, die „gewöhnlichen", unausgelesenen, noch mit Kammteilen der Trauben vermischten, das raṭl zu 3—4 Piaster; 2) sbīb manáschschal eine „ausgelesene", helle Art, zu 4—6 Piaster; 3) sbīb bänät esch-schäm „Töchter von Damaskus", die schönste und feinste Sorte, von der man wieder eine große Art, zu 6—8 Piaster, und eine kleine, ḥabb il-ḳahue genannt, zu 8—12 Piaster, unterscheidet.

Der Traubenhonig[3] oder das Weinbeermus wird in der Hebroner Gegend folgendermaßen bereitet: Der ausgepreßte Traubensaft wird mit einer weichen Kalksteinmasse[4] vermischt, umgerührt und über Nacht stehen gelassen. Hierauf wird der Saft, der durch den Kalk geklärt und in seiner Herbe gemildert worden ist, abgeschöpft und solange über Feuer gesetzt, bis er die gewünschte Dicke hat. ½ kg solchen Honigs, der als Zukost zum Brot gerne verspeist wird, kostet 10—16 Pfennige. 100 raṭl Trauben geben etwas mehr als 20 raṭl Weinbeermus.

---

[1] sbīb Cibeben. [2] ṭanauijje. [3] dibß. [4] ḥauar oder ḥūuar.

Der Traubenkuchen[1] wird teilweise ähnlich wie der Traubenhonig bereitet. Den durch die Kalksteinmasse abgeklärten Saft läßt man kochen, rührt Gries oder Mehl und hernach Pinien- oder Kiefernsamen hinein. Der so entstandene Brei wird auf Tücher aufgestrichen, an der Sonne getrocknet und als dünne Fladen abgenommen und verspeist. 1 kg kostet etwa 10 Piaster.

Felsenweinkelter

Berühmte Traubengegenden sind Hebron, eß-Balṭ, Ramallah und seit mehreren Jahren die deutschen und jüdischen Kolonien der Ebene. Die christlichen Araber produzieren wenig Wein, um so mehr die Europäer. Der Palästinawein

[1] mälbän.

ist ein sehr kräftiges, etwas herbes Getränke von fast cognakartigem Geschmack. Weinpressen[1], wie sie die Kanaaniter und Israeliten hatten, und wie man sie noch in manchen Weinbergen sieht, werden nicht mehr benützt. Es waren dies zwei in Felsen gehauene Becken. Das große, in welchem die Trauben ausgetreten wurden (Jes 63,2), mißt etwa 4 m die Seite. Sein flacher Boden neigt nach einer Ecke, wo eine Rinne es mit dem kleinen, tiefer liegenden trogartigen Becken verbindet. Auf solchen Keltern lassen sich sehr wohl kleine Vorräte von Getreide ausdreschen (Ri 6,11). Bisweilen findet sich noch ein dritter Behälter mit einer etwas höher liegenden Kanalverbindung, worein der abgeklärte Most fließt. Von da aus wurde er in Schläuche gefaßt (Mt 9,17) oder man goß ihn, wie die christlichen Araber noch immer tun, in irdene Gefäße und leerte ihn nach der Gährung mit Zurücklassung der Hefe in andere Gefäße (Jes 48,11). Der Araber zeigt eine Vorliebe für süßen und starken Wein, den er aus Trauben, welche 14 Tage lang schön ausgebreitet in der Sonne gelegen haben, bereitet. Der daraus gepreßte Saft bleibt süß und ist stark berauschend (Ap 2,13). Wenn die Araber Weinmost lange aufbewahren wollen, so pflegen sie ihn zu kochen und oben am Hals der Gefäße etwas Öl aufzugießen. Das Weinbereitungsgeschäft nach Art der Europäer vollzieht sich noch rascher als im Abendlande, da die zerdrückten Trauben schon innerhalb 6—12 Stunden in Gärung übergehen und also nicht lange stehen bleiben dürfen.

[1] ma'ṣara.

Kapitel 14.

Öl- und Feigenbaum. Gemüsebau.

Der Ölbaum ist wohl der nützlichste Baum des H. Landes. Fast jedes Dorf ist von einem Olivenhain umgeben (5 Mo 28,40), so daß dieser Baum das Wahrzeichen Palästinas genannt werden kann. Einen überaus wohltuenden Anblick gewähren die immergrünen (Ps 52,10), Olivenwälder von Gaza, Ramle, Lydda, Betdschala und Nablus. Es ist zu bedauern, daß die Ölbaumbestände eher verkleinert als vergrößert werden. Der Fellache fällt im Unverstand manchen Baum, nur um durch den Verkauf des Holzes einiges Geld zu lösen und sich aus einer augenblicklichen Not zu helfen. Und doch könnte dieser Baum wie kaum ein zweiter zu einer Quelle des Wohlstands werden, um so mehr, als er sehr anspruchslos ist und mitten zwischen starren Felsen wächst. Treffend heißt es darum: „Er gibt Öl aus harten Steinen“ (5 Mo 32,13). Hier findet er zwar nur wenig Erde, die aber von dem einschließenden Gestein den Sommer hindurch kühl und sogar feucht erhalten wird. Der Fellache, welcher behauptet, daß die Kühle dem Ölbaum zuträglich sei, kommt diesem Bedürfnis dadurch entgegen, daß er rings um den Stamm her gelblichweiße hauar-Erde (S. 155) anhäuft. Andere Pflege als gelegentliches Ausputzen der Zweige und Umpflügen des Landes beansprucht der Baum nicht, und dennoch lebt er unverwüstlich weiter und trägt seine Früchte. Mit Bezug darauf sagt der Fellache: Der Wein-

stock sei eine Bitt, eine zärtliche Dame und verlange Pflege und Aufmerksamkeit, der Feigenbaum sei eine fellāḥa, eine abgehärtete Bäuerin, die schon bei wenig sorgfältiger Behandlung gedeihe, der Ölbaum aber sei eine bedauīje, ein auch in der Wildnis und bei langer Vernachlässigung noch arbeitsames Beduinenweib.

Ganz eigener Art ist die Kultur des Ölbaums. Man kennt hierzulande keine Olivenbaumschule, worin junge Wildlinge aus Samen großgezogen werden; denn da der Ölbaumwildling ein äußerst langsames Wachstum hat, so würde es viele Jahre anstehen, bis er veredelungsfähig wäre, und auch veredelt würde er Jahrzehnte hindurch ein unansehnliches Bäumchen bleiben. Es kann vielmehr jeder größere Baum zu einer Pflanzschule im kleinen gemacht werden. Aus dem knorrigen Wurzelstock drängen sich rings im Kreise eine Anzahl kleiner Stämmchen empor, deren frische Jugendkraft dem Psalmisten zu dem Bilde Anlaß gibt: „Deine Kinder sind wie Ölzweige um deinen Tisch her“ (Ps 128,3). Sobald diese Schößlinge einigermaßen erstarkt sind, werden sie zur Zeit der Olivenblüte okuliert. Man schneidet am Wildling ein rechteckiges Stück Rinde aus (macht also nicht den üblichen T-Einschnitt), überträgt ein von einem fingerdicken Edelreis genommenes, gleichgroßes Stück mit guten Augen auf den Ausschnitt und verbindet die Veredlung auf eine Dauer von 12 Tagen mit Bast. Wenn die Veredlung von Erfolg begleitet war, so löst man die veredelten Stämmchen mittels einer Axt derart vom Mutterbaum los, daß man ihnen ein klotzartiges Stück des Wurzelstocks beläßt. Hierauf schneidet man ihnen die Edeltriebe ziemlich nah der Veredlungsstelle ab, weil sie im ersten Jahre, wo sie selbständig Wurzel fassen, nicht genügend Säfte hätten, diese Triebe weiter zu entwickeln, und versetzt sie. Bereits im dritten Jahr kann ein solcher Baum Früchte tragen. Will man einen schon großen, wilden oder halbzahmen Ölbaum veredeln, so bringt

man in Mannshöhe an jedem Ast eine Veredlung an und trennt oberhalb derselben in Form eines Ringes die Rinde bis auf das Holz los, damit sich die Säfte mehr der Veredlung zuwenden. Diese teilweise Unterbrechung des Saftstromes bewirkt, daß weit mehr Blüten als sonst hängen bleiben und der Baum im Herbst einen sehr reichen Ertrag abwirft. Nach der Ernte der Oliven werden die Äste an der geringelten Stelle mit dem Beil abgeschlagen; sie abzusägen würde, wie die Fellachen sagen, den Bäumen schaden.

Von dem Verfahren, das der Apostel Paulus in Rö 11,17—24 erwähnt, und das darin besteht, wilde Reiser auf einen edlen Baum zu kopulieren, um, wie es scheint, diesen zu kräftigen, weiß man in Palästina nichts mehr. Wilde Olivenbäume haben einen hohen, steifen Wuchs, während zahme sich durch die schöne Wölbung der Zweige und der Krone auszeichnen.

Man unterscheidet mehrere Arten von Oliven. Einige derselben sind: bjâḍi, hochwachsende Bäume mit verhältnismäßig geringen Erträgnissen; ßurri, eine geschätzte Art mit länglich-ovalen Oliven; frangi, mit großen, runden Früchten, wahrscheinlich von einem der Mittelmeerländer stammend. Die Oliven unterscheiden sich gewissermaßen auch hinsichtlich der Farben. Die einen färben sich schon bald schwarz, die andern bleiben sehr lange grün, so daß man mit der Ernte nicht wartet, bis auch sie schwarz geworden sind.

Der Ölbaum bedarf zu seinem Gedeihen ein von andern Kulturen freies Land. Er duldet nicht, daß man Weinreben oder Feigenbäume dazwischen pflanzt. Mit seinen Wurzeln und Zweigen beherrscht er Erdreich und Luftraum. Mit jenen raubt er dem Weinstock die Säfte des Bodens, mit diesen hält er die Strahlen der Sonne ab. „Bitter und süß vertragen sich nicht nebeneinander", sagt der Fellache. So sieht man also wohl Reben und Feigenbäume beisammen, aber höchst selten einen Weinberg mit Olivenbäumen, es sei denn, die letzteren sind junge Wildlinge, in welchem Fall die Reben nur interimsweise gepflanzt sind und, sobald jene trag-

fähig werden, den Platz räumen müssen. Diese Unduldsamkeit des Olivenbaumes mag es uns erklärlich finden lassen, warum in der Bibel stets Weinstock und Feigenbaum, aber nie Weinstock und Ölbaum nebeneinander genannt sind (vgl. 5 Mo 8,8; 1 Kö 4,25; Hohesl 2,13; Hos 2,12; Joel 1,12; Sach 3,10).

Im Herbst sind die Oliven[1] reif. Sie werden teils gepflückt, teils mit langen Stecken abgeschlagen, wobei man sorgfältig darauf achtet, nicht zu viel von den zarten Zweigen zu zerstören. Sehr viele Oliven werden verspeist. (Über das Einmachen derselben s. Kap. 19.) Andere werden zur Ölbereitung verwendet. Man breitet die Beeren auf dem Dach oder sonst auf einer Fläche aus und häuft sie dann einige Zeit auf, damit sie nach den Worten des Fellachen „in Gärung geraten"[2]. Hierauf kommen sie in die Ölpresse[3]. Diese besteht aus einem wagrechten, kreisrunden Stein mit tellerartiger Vertiefung, in welcher ein aufrecht stehender Mühlstein durch ein Maultier oder durch einige Männer im Kreis bewegt wird. Nachdem die Oliven von diesem Stein zu Brei zermalmt sind, werden sie in einer andern Presse[4] (ähnlich einer Weinpresse) ausgepreßt. Das Öl[5] läuft in eine kleine, auszementierte Zisterne und wird aus dieser in Lederschläuche oder in große irdene Krüge gefüllt. Ärmere Leute schütten die Oliven in die Mulde eines Felsen und zerdrücken sie mit einem walzenförmigen Stein. Die zermalmten Früchte werden in einem Kessel mit siedendem Wasser übergossen, worauf das Öl oben zu schwimmen kommt und abgeschöpft wird[6]. Je fleischiger die Olive ist, desto weniger und geringer ist das Öl, das sie gibt. Das beste und feinste Öl gewinnt man aus den unreifen Oliven. Im Herbst kostet 1 ratl 12—14 Piaster. Der Olivenertrag ist nur all' ander' Jahre ein reichlicher; ein großer Baum kann etwa 120 kg Oliven

[1] sētūn. [2] jochmor. [3] bädd. [4] ma'ṣara. [5] sēṭ. [6] Dieses „obenschwimmende" Öl heißt „ṭfāḥ" und wird für die beste Sorte gehalten.

Olivenernte

Ölpresse
(im Vordergrund bādd, im Hintergrund ma'ṣara)

oder 25 l Öl einbringen. Die Paläſtiner wiſſen dieſen Baum wohl zu ſchätzen, denn nicht nur liefern die Beeren und das Öl dem Geſunden ein vortreffliches Nahrungsmittel (Kap. 19), nicht nur erhellt letzteres in langen Winternächten die dunkle Hütte, ſondern es dient dem Kranken auch als Arzenei in allerlei Leibesnöten (Mk 6,13). Auch ſalben ſich die Araber gerne damit wie in bibliſcher Zeit die Israeliten (5 Mo 28,40; Pſ 92,11). Sie reiben ſich vom Kopf bis zum Fuß ein und behaupten, davon ſtark und kräftig zu werden. Die Sitte, das Haupt des Gaſtes mit Öl zu ſalben (Pſ 23,5; Lu 7,46), iſt nicht mehr gebräuchlich.

Auch der Feigenbaum ſpielt eine bedeutende Rolle im Leben des Paläſtiners; er bietet außerdem für den Pflanzen- und Bibelfreund beſonderes Intereſſe. Im Februar, nach kaum zwei Monaten der Ruhe, pulſiert im Feigenbaum ſchon wieder neues Leben. Noch bevor die Blätter zum Vorſchein kommen, brechen aus den Achſeln der ſchwellenden Blattknoſpen erbſengroße Knöllchen, die Fruchtanſätze der Frühfeigen, hervor. Die Blüte ging ſchon früher, als dieſe Anſätze noch faſt ganz vom Holz umſchloſſen waren, dem menſchlichen Auge verborgen im Innern vor ſich. Die warme Frühlingsſonne läßt nun Blätter und Fruchtanſätze ſich erſtaunlich raſch entwickeln. Anfang April ſind die letzteren etwas größer als Kirſchen geworden und finden bereits viele Liebhaber unter dem hieſigen Volk (vgl die S. 153 hervorgehobene Vorliebe für unreife Früchte). Jedermann hält ſich für berechtigt, ſolche zu pflücken, um ſie mit Salz als Delikateſſe zu verſpeiſen. Um ſo weniger ſieht jemand ein Unrecht darin, von allen Bäumen zu naſchen, als die Frühfeigen der überwiegenden Mehrzahl nach doch im unreifen Zuſtande abfallen (Offb 6,13), wenn im Mai die Anſätze der eigentlichen oder Sommerfeigen ſichtbar werden. Nur diejenigen der ichḍēri-Art bleiben hängen, reifen Anfang Juni und kommen unter dem Namen ḍēfūr als ſchöne, große, grünhäutige, ſehr ſaftige

Erstlinge auf den Markt. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen im März und April von einem kräftigen Baum mit schönen, grünen Blättern in gutem Boden und sonniger Lage Ansätze zu Frühfeigen erwartet werden. Geradezu undenkbar aber ist es, daß ein gesunder Baum im August, in der Zeit der Sommerfeigen, früchteleer dasteht, denn der Feigenbaum ist ganz allgemein und regelmäßig fruchttragend. Von Ende Juli[1] bis Dezember bietet er in verschiedenen Arten dem Morgenländer seine süßen Früchte in ununterbrochener Reihenfolge dar. Ja, bis in den Januar hinein, wenn die Dezemberstürme schon alle Blätter weggefegt haben, retten sich einige Nachzügler, die letzten „Spätfeigen". Im Libanon gibt es Sorten, die um diese Zeit erst reif werden. Das Interesse, das der Bibelleser an dem Feigenbaum hat, dürfte abgesehen von Stellen wie 1 Kö 4,25, Lu 13,6, Joh 1,48 hauptsächlich durch das Gleichnis Jesu von der Verfluchung des Feigenbaums wachgerufen worden sein. Dasselbe enthält nicht nur für den Unglauben, sondern auch für manchen aufrichtigen Christen eine schwer zu billigende Handlungsweise Jesu. Denn auch dem Herrn wäre es übel angestanden, hätte er, lediglich um ein Tatgleichnis geben zu können, den Baum verflucht, weil dieser der Früchte mangelt, die er nach dem Bericht Mk 11 zur Osterzeit noch gar nicht haben konnte. Eine genaue Kenntnis der Entwickelung der Früchte des Feigenbaums, wie sie obige Darstellung zu vermitteln sucht, muß die vorhandenen Bedenken und Unklarheiten zerstreuen und die Unanfechtbarkeit des biblischen Berichtes auch in dieser Sache dartun. Jesus suchte an jenem Aprilmorgen, als er von Bethanien kam, nach Gepflogenheit der Landeskinder unreife Frühfeigen, wie sie der Baum, nach seinem Blätterschmuck

[1] Um die Reife der Feigen im Juli zu beschleunigen und möglichst bald reife Früchte auf den Markt liefern zu können, pflegen die Fellachen die „Mundöffnung" der Feigen, solange sie noch auf dem Baume sind, mit einem Tropfen Öl zu benetzen.

zu schließen, hätte haben können. Der Zusatz des Markus Kap. 11,13 will sagen: In der Zeit der Sommerfeigen trägt jeder Baum Früchte, während im Frühling da und dort ein Baum auch ohne Frühfeigen sein kann. So war dieser Feigenbaum ein passendes Bild für das Volk Israel. Gleichwie jener in einer noch heute durch seine Feigenkultur bekannten Gegend am geschützten, sonnigen Ostabhang des Gebirges Juda in einem guten Boden stehend nur Blätter aufwies, so ermangelte auch Israel der im Werden begriffenen Erstlingsfrüchte, die es auf Grund des Gesetzes, der Propheten und der sorgfältigsten Pflege Gottes hätte bringen können (Mt 21,43).

Feigengärten gibt es da und dort im Lande, und was für einige Distrikte die Trauben, das sind für andere die Feigen. Die Gegend von Bethlehem, Bēt ßāḥūr, Bethanien, Bethel, 'ain jabrūd bis zum Anfang der Nabluser Ebene ist durch schöne Feigengärten bekannt. Diese Gärten werden einigemal umgepflügt oder gehackt, sonst aber wird nichts weiter mit ihnen getan.

Die Feigenbäume werden durch Ableger vermehrt. Will man von einem Baum eine andere Sorte Feigen erzielen, so schneidet man den Stamm unmittelbar am Boden ab und vollzieht die Veredlung durch beiderseitiges Pfropfen in den Spalt. Die Edeltriebe können im ersten Jahr schon mehr als mannshoch werden und sogar einige Früchte tragen.

Ein guter Teil der Feigen wird frisch verzehrt, ein bedeutend größerer an der Sonne getrocknet. Wenn die Feigen eines Baumes infolge des welk gewordenen Stieles schlaff herabhängen, so schüttelt man den Baum, liest die abgefallenen Früchte zusammen und breitet sie auf der Erde aus, um sie etliche Tage von der Sonne bestrahlen zu lassen. Zur Aufbewahrung für den Winter werden sie in einer Tontruhe fest zusammengepreßt, daß die Luft keinen Zutritt hat und sie sich

weich und gut erhalten. Getrocknete Feigen werden auch zur Schnapsfabrikation verwendet.

Von den etwa 20 Feigensorten seien folgende genannt: 1) dēfūr Frühfeigen, S. 164; 2) ʿichḍēri nennt man die zweite Ernte der Frühfeigenbäume, grünlichgelb; 3) naʿēmi oder ʿanāḳi Feige und Stiel länglich, grün bis gelb, ebenfalls frühreif; 4) mūllēsi oder muāsi groß, länglich, bräunlich, innen weiß; 5) ßbāʿi groß, rund, außen blauschwarz, innen rot, ein wenig säuerlich. Nummer 1, 4 und 5 sind die besten Eßfeigen. 6) ßuādi schwarz, innen rot, mäßig groß; 7) charrūbi schwarzbraun, innen rot, groß, mehr länglich als ßuādi; 8) bjāḍi groß, grün, am Stiel länglich, innen weißlich. Nummer 7 und 8 geben die besten ḳuṭṭēn d. h. getrockneten Feigen. 9) churtmāni groß, rötlich angehaucht, innen weiß bis rötlich; 10) ṛuslāni oder ʿaġlōni klein und süß; 11) schnāri grün, mit sehr zarter Haut, innen rot, sehr süß, haben oben an der Mundöffnung häufig einen Tropfen Saft; 12) iḥmēri rund, außen und innen rötlich; 13) buḳrāṭi großköpfige Feigen.

Gemüse gedeihen nur da recht, wo gewässert werden kann, obschon manche Arten wie Kusa und Tomaten sehr gut auch ohne Wasser gedeihen und Melonen überhaupt nur auf den Tau angewiesen sind. Liefert eine Quelle das Wasser für mehrere Gärten, so ist es so eingerichtet, daß jeder Landbesitzer seine bestimmten Tage und Stunden hat, in welchen er das Wasser in Kanälchen auf sein Land leiten darf. In solchen berieselten und auch gedüngten Gärten werden fast das ganze Jahr hindurch die verschiedensten Gewächse gepflanzt. Die bewässerten Gemüse nennt man ßaḳi. Es sind Kraut[1], neuerdings auch Sauerkraut, Eiergewächs[2] oder Melanzane (Solanum melongana), weiße[3] und gelbe[4] Rüben, Griechenhorn[5], Rettiche[6], Artischocken[7], Pfeffer[8], Zuckererbsen[9], Bohnen[10], Flaschenkürbis[11] — kann monatelang aufbewahrt werden —, gemeine Gurken[12], Zwiebel[13], Knoblauch[14] und verschiedene Salate[15].

---

[1] malfūf. [2] bedinġān. [3] lift. [4] ġāsar. [5] bāmje. [6] fiġl. [7] arḍeschōke. [8] flēfle. [9] basēlla. [10] lūbie. [11] ḳara'. [12] chiār. [13] baṣal. [14] tūm. [15] chaßß.

Die trocken, ohne Bewässerung gedeihenden Gemüse heißen ba'l; sie werden in der Ebene im März, im Gebirge im April ausgesät und sind in ihrem Wachstum von einem

Früchte des H. Landes

lockeren Boden und reichlichen Tau abhängig. Hiezu gehören Tomaten[1], Markkürbis[2], Schlangengurken[3] und Melonen[4].

[1] bandōra. [2] kūßa. [3] faḳḳūß oder im Libanon miḳṭā und ḳiṭṭā. [4] baṭṭīch.

Tomaten können auf berieſeltem Land das ganze Jahr hindurch gepflanzt werden. Der Blumenkohl[1] kommt als kleiner Setzling ſchon im Frühjahr an ſeinen Platz, harrt ohne jegliche Bewäſſerung den heißen Sommer aus und fängt mit dem erſten Regen an, ſich zu den herrlichſten Köpfen zu entfalten, die alljährlich von Januar bis Anfang April den Markt zieren und ein ſehr beliebtes Gemüſe geben. Seit mehreren Jahren werden, hauptſächlich in der Ebene, auch Kartoffeln gepflanzt. Dies geſchieht, wenn man recht frühzeitige bekommen will[2] und man mit der Gefahr des Erfrierens nicht rechnet, ſchon mit dem erſten Regen, andernfalls iſt Februar der geeignetſte Termin. Die Kartoffeln reifen raſch, ſie werden ſchon Ende Mai eingeheimſt. Leider laſſen ſie ſich hierzulande nur einige Monate lang aufſpeichern. Der Same muß immer neu bezogen werden.

Es iſt ein wunderbarer Segen, der trotz aller Vernachläſſigung dem Boden des H. Landes noch heute entſtrömt. Wenn überall ſo wie ſeit einigen Jahren in ʿain kārim, Bethlehem und von ſeiten der Europäer noch da und dort der Boden kultiviert würde, ſo könnte er eine Fülle von Produkten aller Art erzeugen. Da das kleine Paläſtina in ſeinen einzelnen Teilen ſo verſchiedenartige klimatiſche und Kulturverhältniſſe aufweiſt, ſo hört das Ernten eigentlich nie auf. Kaum geht eine Frucht zur Neige, ſo wird ſie ſchon durch die Reife einer andern abgelöſt, wenn auch nicht immer in derſelben Gegend. Das Wort 3 Mo 26,5: „Die Dreſchzeit ſoll reichen bis zur Zeit der Weinernte und die Weinernte bis zur Zeit der Saat", das dem Volke Iſrael als eine Verheißung reichen Segens gegeben wurde, trifft noch immer zu. Der Ernte der Getreidearten und Hülſenfrüchte ſchließt ſich unmittelbar die der Weintrauben an. Rechnen wir noch die

---

[1] ḳarnabīṭ. [2] Solche kommen von der Ebene ſchon Anfang April auf den Markt Jeruſalems.

verſchiedenen Gemüſe, Gurkenarten und Baumfrüchte dazu, ſo kann man mit Recht von einer ununterbrochenen Erntezeit reden. Den Reigen eröffnen anfangs Mai die ſüßen und etwas ſpäter die ſäuerlichen Maulbeeren, ihnen folgen die Miſchmiſch, eine kleine Aprikoſenart, die dem Gaumen zwar vorzüglich mundet, aber wegen der den Verdauungsorganen gefährlichen Schärfe ſparſam genoſſen werden ſollte[1]. Pflaumen, Pfirſiche und Kernobſt ſchließen ſich im Juni an und ſchon werden auch die ſüßen Feigen reif. Vom Tau des Himmels getränkt ſchenkt Gott dann im Juli das große Heer der ſaftigen Gurkenarten, die vom Volk vielfach roh gegeſſen werden, der noch ſaftreicheren Melonen und ſüßen Kaktusfeigen. Zu ihnen geſellen ſich um dieſelbe Zeit des Weinſtocks edle Früchte, ſpäter im Auguſt und September die Granatäpfel, Quitten, Nüſſe, Sa'rur, Oliven und Bananen. In den Winter hinein halten Feigen, Trauben, Melonen, Zuckerrohr, Datteln und Damaskus-Äpfel aus. Dieſem herrlichen Früchtekranz geben die goldgelben Orangen und Zitronen vom November bis in den Mai einen würdigen Abſchluß.

[1] Aus durchgetriebenen Aprikoſen werden dünne, rotbraune, lederartige Fladen, kamardîn genannt, bereitet, die man entweder trocken oder in Waſſer aufgelöſt als eine Art Kompott verſpeiſt.

Früchte- und Gemüsekalender.

(Die römischen Ziffern I, II und III bedeuten erstes, zweites und drittes Drittel des Monats.)

	Aussaat bzw. Blüte	Reife bzw. Ernte
Ackerbohne	nach dem 1. Regen: November	Ebene: I April Gebirge: I Mai
Apfel	I April	III Mai und Juni[1]
Aprikose	Februar	II und III Mai[2]
Bamje s. Griechenhorn (hibiscus esculentus).		
Banane kommt von September an auf den Markt.		
Bandora s. Tomate.		
Bedindschan s. Melanzane.		
Birne	II—III März	Juni—August
Blumenkohl s. S. 169.		
Bohne	I März[3]	April
Dattel	Frühjahr	Oktober—November
Dura s. Sommerhirse.		
Fakkūß s. Schlangengurke.		
Feigbohne	Oktober—November	I Mai
Feige vgl. das S. 164 ff. Gesagte.		
Flaschenkürbis	April	Ende Sommer
Gerste	November	III Mai bis I Juni[4]
Granatapfel	III April bis II Mai	September
Griechenhorn	Mai	Juli—August
Gurke[5]		
ḥummuß s. Kichererbse.		

[1] Damaskus-Äpfel im Herbst. [2] kommen um diese Zeit von der Ebene. [3] in der Ebene auch schon früher gesteckt; wo gewässert werden kann, kann man den ganzen Sommer pflanzen. [4] Wie in der Ebene alles durchschnittlich einen Monat früher reift, so gilt das auch von den Getreidearten; Gerstenernte in der Ebene III April und I Mai vgl. S. 142. [5] reift in Engeddi und Jericho im März, auf dem Gebirge im Mai und Juni. Nach einer Pause gibt es wieder im September und Oktober.

	Aussaat bzw. Blüte	Reife bzw. Ernte
Johannisbrot	November	Ende Sommer
Kaktusfeige	Mai	Juli bis I September
kara' s. Flaschenkürbis.		
Kartoffel s. S. 169.		
Kichererbse	II April	I Juli
Kūßa s. Speisekürbis.		
Linse wie bei Wicke.		
Mandel	Februar	Juli, August
Maulbeere a) süße	März	III April bis II Mai
Maulbeere b) saure	April	Mai, Juni
Maulbeerfeige reift 3—4 mal im Sommer.		
Melanzane oder Eiergewächs wie bei Tomate.		
Melone	März und April[1]	Ende Juni—Sept.[2]
Nuß		September—Okt.
Olive	III April[3]	I Okt.—November
Orange	März und April	III Nov.—April[4]
Pfirsich	I März	Juli und August
Pflaume	III März	Juni
Quitte	I und II April	III August, Sept.
Rettich November—März.		
Rübe a) gelbe gibt es fast das ganze Jahr.		
Rübe b) weiße November—Februar.		
Salat von Ende November—März.		
Sa'rur s. Weißdorn (Crataegus monogyna Willd.).		
Schlangengurke wie bei Speisekürbis.		
Sesam	April	August—September
Sommerhirse	April	Juli, August
Speisekürbis	III April	Juni, Juli[5]

[1] Spätmelonen im Mai gesteckt. [2] lassen sich bis Januar aufbewahren. [3] Ebene: III März. [4] Die Haupternte von Orangen und Zitronen ist Mitte Januar bis Mitte März. Von einer später blühenden und reifenden Orangensorte, rig'i genannt, kann man selbst noch im Mai Orangen auf den Bäumen finden. [5] Aussaat und Reife in der Ebene je einen Monat früher. Von Gaza kommen schon im April kleine kūßa auf den Markt Jerusalems.

	Aussaat bzw. Blüte	Reife bzw. Ernte
Spinat	November	Januar
Sykomore · ſ. Maulbeerfeige.		
Tomate	I März bis III April	Sommer bis Herbſt[1]
Traube	I Mai	Juli[2] bis III Nov.[3]
Turmus ſ. Feigbohne.		
Weißdorn	III April	September
Weizen	Nov. und Dezember	II—III Juni[4]
Wicken	Dez. und Januar[5]	II Mai[6]
Zitrone wie bei Orange[7].		
Zuckerrohr	März—April	Sept.—Januar
Zwiebel	nach dem 1. Regen	Auguſt

[1] Die Tomate kann in der Ebene zwei Jahre gelaſſen werden und reift dann im zweiten Jahre früher. [2] Ebene: Ende Juni. [3] d. h. bis zum Eintritt des Winterregens. [4] Im Jordantal und in der Ebene II—III Mai. [5] Ebene: November und Dezember. [6] Die Ernte von Linſen und Wicken iſt unmittelbar vor der Gerſtenernte. [7] doch gibt es nachblühende Zitronen und daher faſt das ganze Jahr reife Früchte.

Kapitel 15.

Rindvieh- und Bienenzucht.

(„Das Land, da Milch und Honig fließt".)

Das **Rindvieh** des Westjordanlandes ist eine kleine, unansehnliche und struppige Rasse. Die Fellachen halten Ochsen und Kühe fast nur der Feldgeschäfte wegen. Wenn die Tiere zur Arbeit untauglich sind, werden sie an den Metzger verkauft und geschlachtet. Mastvieh gibt es nicht. Reicher ist der Bestand an Kleinvieh, an Schafen und besonders an Ziegen. Erstere werden zahlreich im Ostjordanland gehalten, wo heute noch als die stärksten und fettesten Ochsen und Hämmel die von Basan gelten (Ps 22,13); letztere sind mehr im Westjordanland heimisch. Das syrische Schaf kennzeichnet sich durch den 20 cm breiten und ebenso langen, polsterartigen Fettschwanz, die Ziege durch ein glattes, sichelförmiges Gehörn und 20 cm lange, schlaff herabhängende Ohren.

Unter der Führung von Jünglingen streifen die Herden über die zahllosen Berge und Täler hin und sind dabei oft im weiten Umkreis zerstreut, während der Hirte auf der Flöte seine einstimmigen Lieder bläst.

Im Frühling, wenn sich alle Triften in grünes Weideland verwandeln und die Herden junges Volk bekommen, beginnen die Milchbächlein zu fließen, da blüht das Geschäft der Butter- Schmalz- Sauermilch- und Käsebereitung. Die süße Milch, nicht nur der Rahm, wird in einem Ziegenfell, das

bei den Beduinen zwischen zwei Stangen des Zeltes aufgehängt ist, heftig und lange hin- und hergestoßen, bis sie sich zu Butter verdickt hat. Die dabei sich abscheidende Butter- oder Sauermilch (läbän) ist ein sehr beliebtes Nahrungsmittel. Eine andere Art läbän, unsere deutsche Dickmilch, wird unmittelbar aus Süßmilch bereitet, indem man diese kocht und ihr sofort eine sehr kleine Portion Sauermilch[1] beimischt, die Gefäße dicht mit Tüchern bedeckt, worauf sie alsbald zu gerinnen anfängt und innerhalb eines Tages zu wohlschmeckender Dickmilch wird.

Aus der im Haushalt überflüssigen Milch wird Käse[2] und Kischk d. i. getrocknete Dickmilch bereitet. Man schlachtet ein noch säugendes Ziegenböcklein, salzt und pfeffert den Inhalt[3] des Magens, entnimmt ihm eines der Milchklümpchen — der Rest kann aufbewahrt werden —, umhüllt es mit einem Läppchen und reibt damit, stets von Milch befeuchtet auf der Handfläche hin und her, bis das Stückchen sich in eine untergestellte Schüssel voll süßer, lauer Milch aufgelöst hat. Hierauf gerinnt die Milch und scheidet sich in Wasser und Dickmilch ab, welche man in Tücher faßt und mit der Hand in beliebige, ein bis zwei Hand große, 2 cm dicke Scheiben formt. Dieser Käse ist kräftig und, solang er frisch ist (1 Sa 17,18), auch wohlschmeckend.

Kischk wird aus Sauermilch gewonnen, welche man in einen Sack[4] faßt, der das sich abscheidende Wasser durchläßt. Die dickliche Milch wird entweder mit grobem Mehl vermischt oder auch nicht, mit Salz bestreut, in Klümpchen von Eiergröße geballt und in der Sonne getrocknet. Sorgfältiger verfährt man im Libanon. Man gießt auf Weizengraupen zuerst süße Milch, nach zwei Tagen saure Milch und so täglich acht Tage lang etwas Milch, bis die Graupe,

---

[1] rōbe d. h. Geronnenes. [2] ġibn. [3] mäßäh. [4] aus weißem Stoff, chām oder mālṭi genannt.

die man nebenbei knetet, erweicht ist. Jetzt läßt man die Masse ein wenig in der Sonne trocknen und verreibt sie unmittelbar darauf mit den Händen zu einem griesartigen Mehl. Der Kischk wird mit gehacktem Fettfleisch, Knoblauch und Wasser zu einer dicken Suppe gekocht und mit Brot gegessen; auch kann er in Wasser aufgelöst genossen werden. Siehe außerdem Kap. 19 unter „Nationalgerichte".

Schmalz[1] d. i. ausgekochte Butter liefern in größerer Menge hauptsächlich die Beduinen. Es ist meist unrein, so daß es nochmals gekocht werden muß. Auch die Butter — da die meisten Kühe in der besten Milchzeit anstrengende Feldarbeit verrichten müssen, so kommt hauptsächlich Ziegenbutter in Betracht — ist weiß und wegen der sich darin findenden Ziegenhaare nicht sehr appetitlich.

Leider ist die für die Kasse des Viehhirten ergiebigste Zeit nur von kurzer Dauer. Im Mai schon vertrocknen die Weidegräser. Das Rindvieh, das jetzt fast unausgesetzte Ruhe genießt und daher eher Milch liefern könnte, erhält nur Häckselstroh zur Nahrung. Will man durchaus Milch erzielen, so reicht man Ölkuchen[2] aus Sesamtrebern (S. 150). Nur kümmerlich wird das Leben dieser Tiere gefristet; geht ein Stück aus Mangel an genügender Nahrung zu Grunde, so hat es eben Allah so gewollt, der Verlust wird konstatiert und getragen. Günstiger liegen die Verhältnisse für Ziegen und Schafe. Sie finden auch im Sommer, Herbst und Winter auf den mit Büschen und Dornen bewachsenen Hügeln zur Not ihre Nahrung. Geht aber in den mageren Gegenden auch diese aus, so ziehen die größeren Viehbesitzer in östlichere Distrikte bis ins Jordantal und überwintern hier, wobei sie des Abends der Sicherheit wegen ihre Herden in einem gemeinsamen Lager vereinigen und in den natürlichen Höhlen übernachten (1 Sa 24,4). Ein solches Lager[3] ist zum Schutz

[1] ßämn. [2] kißbe. [3] ḥaṣīre oder ṣīra.

gegen wilde Tiere mit einer mannshohen Mauer aus losen Steinen umfriedigt, mit Dornen bewehrt und befindet sich unmittelbar vor der Höhle. Es wird außerdem noch von Hunden bewacht (Hi 30,1). Die Herden der Beduinen übernachten auf einem großen Platz[1], der von den Zelten der Beduinen umgeben ist. In ähnlicher Weise zogen die Brüder Josephs mit ihren Herden Weideplätze suchend im Land umher[2] (1 Mo 37,12—17), und in den Ostabhängen des Gebirges hatte der reiche Viehhirte Nabal sein Wesen (1 Sa 25,2 ff; Karmel und Maon liegen südöstlich von Hebron). Des Morgens treten die Hirten an das Lager heran und stoßen von Zeit zu Zeit Lockrufe aus. Alsbald wird die Menge unruhig, die Tiere erheben sich, bewegen sich nach verschiedenen Richtungen und scharen sich allmählich je um ihren Hirten. Muß dieser auch lange rufen, immer gelingt es ihm, seine eigenen Tiere um sich zu sammeln, aber nie würden sie sich um einen fremden Mann scharen, denn sie kennen des Fremden Stimme nicht (Joh 10,3—5). Die nomadische Bevölkerung nährt sich einen großen Teil des Jahres von ihrem Weidevieh. Im Frühling schwelgt der Beduine im Überfluß und mästet[3] sich, damit er in der mageren Zeit darben kann. Kommt ein Gast unter das Zeltdach des Beduinen so wird er in ähnlicher Weise wie einst jene drei Gäste von dem großen Beduinenschech Abraham mit Brot, Milch, Butter und Käse bewirtet und ihm, falls er besonderer Ehre wert gehalten wird, auch ein Schaf geschlachtet (1 Mo 18,5—8).

Unter Bezugnahme auf zwei Bibelstellen mögen noch einige Bemerkungen über den Wurf der Ziegen und Schafe sowie über die Schafschur einen Platz finden. Die Ziegen bringen zu vier verschiedenen Zeiten entweder im Winter, Frühling, Sommer oder Herbst Junge zur Welt.

---

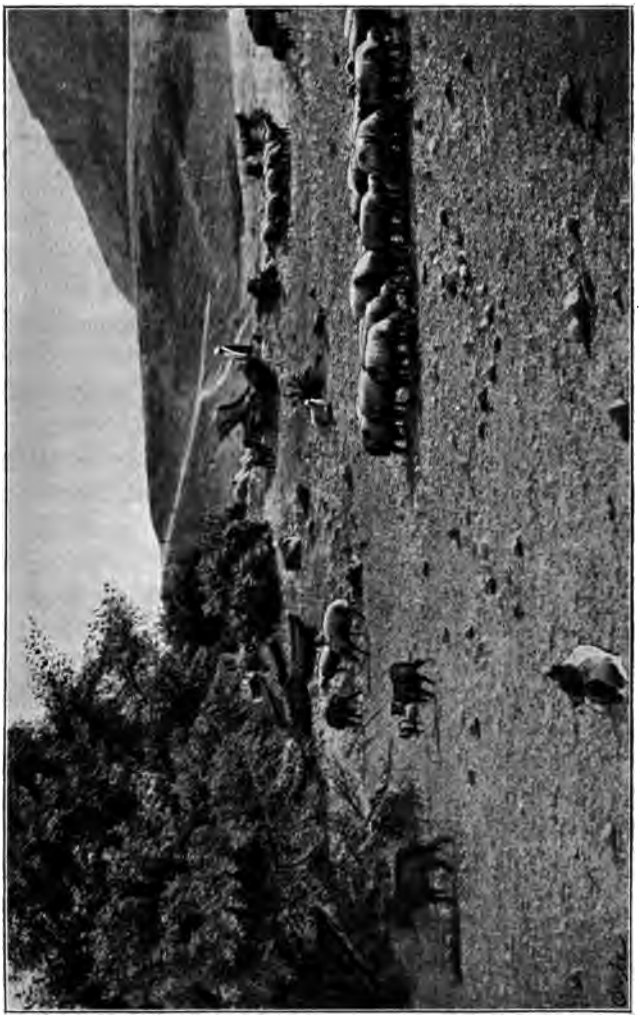
[1] marāḥ. [2] man sagt von solchen umherziehenden Hirten: hum fil-'isb oder mu'asbīn sie sind im Freien lebend, vgl. Lu 2,8. [3] binßaḥ.

Entsprechend diesen Zeiten des Wurfs heißen die Jungen erstens baddāra, auch milādijjāt und ʿerṭāßijjāt d. h. die im Dezember und Januar als Erstlinge zur Zeit des Weihnachts- und Epiphanienfestes Geborenen, zweitens rabīʿijjāt d. h. die im Frühling, etwa Mitte Februar bis Mitte April Geborenen, drittens ṣēfijjāt d. h. die im Sommer etwa Juni und Juli Geborenen, viertens sētūnijjāt d. h. die um die Olivenernte etwa Oktober und November Geborenen. Die baddāra und rabīʿijjāt sind Erst- oder Frühlinge, die ṣēfijjāt und ṣētūnijjāt Spätlinge. Die baddāra kommen in der geeignetsten Zeit zur Welt, indem sie nach zweimonatlichem Säugen noch den ganzen Frühling gute Weide finden und daher groß und kräftig werden. Schon weniger günstig liegen die Verhältnisse bei den rabīʿijjāt, die nach der Entwöhnung im Mai nicht mehr viel Gras finden und darum weniger stark werden. Die ṣēfijjāt und noch mehr sētūnijjāt aber finden weder bei den Müttern genügend Milch noch auf der Weide grünes Gras, darum bleiben sie schwächlich und klein. Die Trächtigkeit (ʿischār) der Ziegen und Schafe dauert etwas über fünf Monate, und es ist in einer Herde von 100 Ziegen die Zeit des Laufs (hidād) bei 50—60 Stück im August und September — diese bringen baddāra —, bei weiteren 20 im Oktober und November — sie gebären rabīʿijjāt —, 10 weitere werfen ṣēfijjāt und die letzten 10 d. h. alle diejenigen, welche abortierten oder ihre Jungen durch den Tod alsbald verloren haben, werden im Mai oder Juni zum zweitenmal trächtig und bringen sētūnijjāt. Aus dem Gesagten erklärt sich die Handlungsweise eines Jakob (1 Mo 30,37—43), der die streifig geschälten Stäbe in der Brunstzeit der baddāra, möglichenfalls auch der rabīʿijjāt, in die Rinnen legte, wodurch ihm sowohl die kräftigsten als auch die meisten Tiere zufielen.

Die Zeit des Wurfs der Schafe ist Dezember und Januar. Eine kleine Anzahl der Herde beschenkt den Hirten abwechslungsweise auch zweimal im Jahr mit Lämmern, indem sie im Dezember (Frühlinge) und im Juni (Spätlinge) werfen, worauf im nächsten Jahr wieder nur ein Wurf erfolgt.

Rührend ist die Sorgfalt, mit welcher der Hirte sich eines müden oder kranken Lämmchens annimmt. Wenn er die Herde ins Lager treibt, so sieht man ihn häufig ein oder zwei Lämmer im Busen (S. 55) tragen (Jes 40,11).

Die Schafschur ist vom Beginn der wärmeren Jahreszeit abhängig und findet gewöhnlich Ende April oder Anfang



Schafherde in der Wüste Juda

Mai statt. Sie in früherer Zeit vollziehen zu wollen, würde den Tieren wegen der kalten Nächte schaden. Reiche Herdenbesitzer, z. B. ein Schech, der einige Hundert Schafe hat, besorgen sich hiefür Hilfspersonal[1] oder Schafscherer. Nach Beschluß der Arbeit ist es althergebrachte Sitte, diesen Leuten ein Mahl mit Schafbraten zuzurichten (1 Sa 25).

* * *

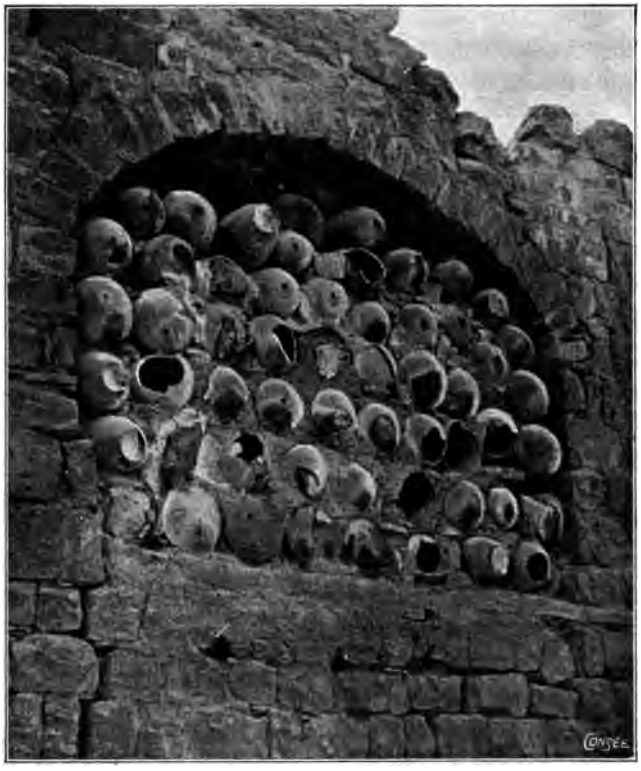
Die klimatischen und pflanzlichen Verhältnisse Palästinas sind für die **Biene**[2] so günstig, daß sie ohne Pflege fortkommt. Wenn man trotzdem verhältnismäßig selten einen wilden Schwarm findet und auch die Bienenzucht sich in bescheidenen Grenzen hält, so liegt das einerseits an dem mangelnden Schutz für die wilde Biene, die in dem waldarmen Lande kaum einen Bergungsplatz mehr findet, wo nicht die habgierige und zerstörende Hand des Fellachen hingelangt, anderseits in dem geringen Verständnis der Bauern in Sachen einer rationellen Bienenzucht.

Es gibt fast in jedem Dorf einen Bienenliebhaber, der in irgend einer warmen Ecke einen, wenn auch bescheidenen Stand hat. Als Wohnung der Biene dient ein bauchig-cylindrischer Tontopf, der vorne ein 2 cm großes Flugloch hat, hinten durch einen Deckel mit Lehm luftdicht verschmiert ist. Die Töpfe sind 60 cm lang und 25 cm weit und liegen pyramidal[3] übereinander. Einmal im Jahr werden die Töpfe geöffnet, wobei die Bienen durch Rauch betäubt und die Waben zerstört werden, so daß die Tierchen sie bei jeder Tracht neu bauen müssen. Der Honig wird zur Hälfte entnommen und der Stock wieder geschlossen. Im übrigen schenkt man den Bienen keine Beachtung. Sie bleiben der Fürsorge Allahs überlassen, und sollten während des Winters einige Stöcke verhungern oder erfrieren, so heißt es: „von Gott"

---

[1] ʿūne. [2] naḥle. [3] falls nicht der Raum es anders gebietet.

und dagegen läßt sich nichts machen. Ein solcher Topf gibt etwa 3 kg Honig und 1 kg Wachs. Angesichts solcher Vernachlässigung will der jetzige Ertrag noch ein beachtenswerter heißen.



Bienenstand eines Fellachen

Weit gewinnbringender ist dem gegenüber die rationelle Bienenzucht. Ohne besondere Schwierigkeit können vom Stock vier Honigtrachten oder 50 kg geerntet werden. Fehljahre gibt es nicht. Der bedeutendste Bienenzüchter des

H. Landes ist Herr Henri Baldensperger. Um zu solchen Erträgnissen zu gelangen, muß dieser Imker das Jahr hindurch den Standort wechseln. Im Februar befliegen seine Völker die Blüten der Mandel- und Aprikosenbäume und der Ackerbohnen in der Umgebung von Ramle. Im März und April stehen seine Kästen inmitten der riesigen Orangengärten Jaffas, und es wird der Orangenhonig geschleudert. Hierauf siedelt Herr B. wieder landeinwärts auf die Ebene Saron, wo Senf, Boretsch, Kaktus, Akazien und der Azedarachbaum[1] ihre Süßigkeiten hergeben. Ein Teil der Bienen wird im Mai aufs Gebirge ins uādi 'ali transportiert, wo ungezählte Thymianbüsche in zwei Arten[2] zu blühen begonnen haben, während der andere Teil in der Ebene bei el-murār verbleibt und Hyoscyamus aureus L, im Juni und Juli den Keuschlammstrauch[3] und Prosopis Stephaniana Spr.[4] befliegt. Reiche Beute liefert dann im August eine überall wuchernde und verhaßte Distelart, Kentrophyllum syriacum[5], wovon 60 Völker innerhalb zwei Wochen schon 7 Zentner geerntet haben. Der ins Gebirge verbrachte Teil kommt im Juli und August noch nach Artas bei Bethlehem, wo ganze, in der Ferne öde aussehende Hügelflächen von einer später blühenden Thymianart schöne Erträgnisse des köstlichsten Nektars gewähren. So können die Bienen vom heitersten Wetter begünstigt vom Februar bis September fast ununterbrochen sammeln, fürwahr eine günstige Konstellation der Verhältnisse. Der palästinische Honig ist außerordentlich aromatisch. 1 kg Thymianhonig kostet 90 Pfg, Orangenhonig 1,20 Mk. Man hat hier drei Arten der Honigbiene (Apis melifera), welche sich in der mehr oder weniger hellen Färbung der gelben

---

[1] Melia Azedarach L., ar. ßenßilacht. [2] sa'tar eḥmār und sa'tar ßäbäle. [3] Vitex agnus castus, fellachisch ṛār, was eigentlich „Lorbeer" heißt. [4] janbūṭ. [5] ḳūṣ, auch ḳōṣ, wahrscheinlich die in 1 Mo 3,18 genannte Distelart.

Leibesringe unterscheiden: die ägyptische oder Palästinabiene, die syrische und die cyprische Biene.

Daß die Biene den Hebräern ein wohlbekanntes Tier war, dafür ist nicht nur der Name Debora d. i. Biene (1 Mo 35,8; Ri 4,5), sondern auch die Wertschätzung des Honigs ein Zeugnis (1 Sa 14,27; 2 Sa 17,29; Ps 19,11; Jes 7,15; Spr 24,13). Ob sie aber eigentliche Bienenzucht getrieben haben, ist trotz der Erwähnung des Honigs unwahrscheinlich. In den meisten Fällen dürfte von dem unten erwähnten Traubenhonig oder von dem Honig wilder Bienen (5 Mo 32,13; Ri 14,8; 1 Sa 14,25; Mt 3,4), die damals sehr zahlreich gewesen sein müssen, die Rede sein. Auch scheint der Umstand, daß in der Bibel die Biene nicht das Bild des Fleißes und der Nützlichkeit, sondern das eines Verfolgers ist (5 Mo 1,44; Ps 118,12), nicht dafür zu sprechen, daß die Israeliten eifrige Imker gewesen waren. Noch gewichtiger fällt in die Wagschale, daß das im Grundtext für „Honig" stehende Wort dᵉbāsch eingentlich „Eingedicktes" bedeutet, eine Bezeichnung, die weniger für den Bienenhonig als vielmehr für den heute noch viel produzierten Traubenhonig zutrifft (vgl. seine Bereitung S. 155), und an den man um so eher denken darf, als das arabische Wort dibß für Traubenhonig seiner Wurzel nach noch dasselbe wie das ebräische dᵉbāsch ist. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die Worte „Milch und Honig" ein zusammenfassender Ausdruck für die beiden Hauptprodukte Kanaans sein sollen, und als solches kann neben Milch, dem Erzeugnis der Viehwirtschaft, unmöglich der Bienenhonig, sondern nur der Traubenhonig, ein Erzeugnis des Weinbaus, gemeint sein. Dafür spricht auch die Tatsache, daß Kanaan ein gut bebautes Land mit Rebenkultur war (5 Mo 6,11), und daß die Bibel in manchen Stellen, wo sie von dem seit Alters (2 Mo 3,8) gebräuchlichen Ausdruck „Milch und Honig" abweicht, geradezu „Wein" oder „Wein und Milch" als die

Hauptprodukte des Landes bezeichnet (Amos 9,13. 14; Joel 3,23; 1 Mo 49,11. 12). An Traubenhonig wird insbesondere da zu denken sein, wo der Honig als ein spezifisches Landesprodukt und als Ausfuhrartikel erscheint (1 Mo 43,11; Hes 27,17); denn auch heute noch wird dibß (Traubenhonig) von den Eingebornen ausgeführt, während 'aßal (Bienenhonig) nur einige europäische Imker in den Handel bringen.

„Ein Land, wo Milch und Honig fließt", ist uns allen ein von der Schule her geläufiges Wort, und wir deuten es uns gewöhnlich auf die große Fruchtbarkeit des alten Kanaan. Zweifelsohne darf es aber auch buchstäblicher genommen werden in dem Sinn, daß die beiden köstlichen Produkte „Milch und Traubenhonig" in solcher Fülle vorhanden waren, daß das H. Land diesen Ausspruch rechtfertigte. Wenn wir erwägen, daß die Hebräer ein Hirtenvolk waren, das nach den Berichten der Bibel zu schließen (Ps 65,14; 2 Chr 7,5 und 26,10; vgl. auch Hi 1,3), große und viele Herden gehabt haben muß, und das mit der Besitzergreifung Kanaans auch ein ackerbautreibendes Volk wurde, als dessen Beschäftigung nächst dem Getreidebau immer auch die Kultur der Rebe obenan stand, wenn wir ferner bedenken, daß die Bebauung des Landes in biblischen Zeiten eine viel allgemeinere und intensivere als heute war, so dürfen wir kühnlich behaupten, daß das bekannte Bibelwort vollkommen zutraf. Heutzutage liegen die Verhältnisse freilich ungünstiger; dessenungeachtet verdient Palästina unter gewissen Bedingungen seinen alten Ruhm. Der Boden ist ungemein fruchtbar, wiewohl ihm auf weiten Strecken nur eine dünne Humusschichte verblieben ist. Bei fleißiger Arbeit, die, nebenbei gesagt, von jeher der Boden des Landes erforderte, bei einem verständigen Betrieb der Landwirtschaft und weiser Mithilfe der Regierung könnten ihm Ströme von „Milch und Honig" abgewonnen werden. Die großen Ebenen wären im stande Hunderte von Herden zu ernähren. Die scheinbar unfruchtbaren Hänge warten nur

des Anbaus, um wie Ölbäche (Hi 29,6) so auch Weinbäche zu ergießen oder Trauben zu liefern, die einerseits monatelang frisch genossen, anderseits als Rosinen, Traubenhonig und Traubenkuchen ein vorzügliches Nahrungsmittel geben. Was 5 Mo 32,13 in poetischer, aber zutreffender Sprache schildert, ist eine allen Winzern des Gebirges bekannte Tatsache, nämlich daß die Rebe mit Vorliebe zwischen Steinen wurzelt, weil sie hier den Sommer über Kühle und Feuchtigkeit findet, und daß oft felsige Hänge mit den schönsten Olivenbäumen bestanden sind. So hat Gott sein Volk Israel in Wahrheit Traubenhonig saugen lassen aus Steinen und Öl aus Felsen. Daneben dürfen wir in der jetzigen Zeit wohl auch des Naturhonigs gedenken. Die großartigen Orangenhaine Jaffas und Sidons und die zahllosen, mit gewürzigen, honigreichen Blumen bestandenen Ebenen und Hügel bergen jährlich reiche Schätze des köstlichen Honigseims, die zu heben manchem Imker lohnende Arbeit gewähren würden.

Kapitel 16.

Steuerverhältnisse.

Grund und Boden des H. Landes zerfällt in fünf Klassen[1]:

1) Arḍ mīri[2] Staatsgut, Regierungs- oder Kronland. In diese Klasse gehört der größte Teil des Landes. Es sind das die Ebenen, welche an ganze Dörfer oder einzelne Personen „verpachtet" d. h. gegen Ablegung des Zehnten zur Bebauung überlassen werden. Daneben gibt es auch im Gebirge viel Land dieser Kategorie. Miri-Land kann durch „temlīk eß-ßaḥīḥ d. h. gültige Verleihung zu Volleigentum" in Mulkland umgewandelt werden. Der temlīk eß-ßaḥīḥ ist ein zwischen dem Sultan als Eigentümer allen Staatslandes einerseits und demjenigen, der das Land zu freiem Eigentum erwerben will, anderseits geschlossener Kaufvertrag. Miriland kann strenggenommen nicht verkauft noch vererbt werden, wohl aber darf dies von der musāra'a d. h. dem Recht der Bebauung geschehen. Besitzer ist und bleibt der Staat.

Die einer Ortschaft gehörigen Strecken von Miriland werden zu Beginn der Regenzeit den Bürgern in einzelnen Parzellen durchs Los zugewiesen. Bei der Verteilung kommen auf jeden Bürger statt eines zusammenhängenden Stückes

[1] Vgl. Klein in ZDPV, Bd. IV, S. 70 und Padel in „Westasiatische Studien" 1900. [2] eig.: arḍ amīri dem Emir oder Sultan gehörig.

mehrere Streifen[1] Landes, die an ganz verschiedenen Orten der Markung liegen. Die Grenzen werden durch tiefere Furchen oder Steine bezeichnet, und noch heute gilt die Verrückung der Grenzmarke als eine fluchwürdige Tat (5 Mo 19, 14).

2) Arḍ mulk ist unabhängiges Eigentum. Der Eigentümer kann es verkaufen, verpfänden, verschenken und zu uaḳf machen. Mulkland vererbt sich oder fällt, wenn Erben nicht vorhanden sind, dem Fiskus anheim. Es sind meist kleinere Grundstücke in der Umgebung der Dörfer.

3) Arḍ uaḳf Stiftungsgut, Vermächtnisland d. h. Ländereien, welche vom Landesherrn oder von einer Privatperson einem religiösen Institut geschenkt wurden, um aus deren Ertrag Moscheen, heilige Plätze, Kirchen und Schulen zu erhalten. Uaḳf-Land ist im letzten Jahrhundert durch die Stiftungen jerusalemitischer Christen an die Klöster ganz bedeutend angewachsen.

4) Arḍ matrūke ist „gelassenes Land" zum Nutzen der Menschen überhaupt oder der Bewohner des Dorfes. Hiezu gehören öffentliche Wege, Gebetsplätze und Weideplätze.

5) Arḍ mauāt „totes Land", das in niemandes Besitz ist, von Dörfern mindestens ½ Stunde entfernt liegt und unbebaut ist. Wer es „belebt"[2], macht es sich dadurch zum Eigentum. — Daneben gibt es noch arḍ maḥlūle „vakantes Land", dessen Besitzer ohne Erben gestorben ist, weshalb es dem Staat zufiel, der es wieder verkaufen kann.

Der Löwenanteil aller Abgaben lastet auf Grund und Boden, überhaupt auf der Landwirtschaft, wogegen die bares Geld Besitzenden, die Beamten, die Kauf- und Handwerksleute d. h. im allgemeinen die Städter frei ausgehen. Die Einkünfte von Mīriland kommen dem Staat, von Mulkland dem Sultan und von Uaḳf-Land der Stiftung zu gut.

---

[1] märiß Pl. mauāriß. [2] jeḥji.

Die direkten Steuern zerfallen in Grundsteuer, Zehnten, Militärabgabe und Viehsteuer.

Die Grundsteuer[1] entfällt auf Ländereien und Häuser, mit Ausnahme der innerhalb der Mauern Jerusalems gelegenen sowie der den griechischen, armenischen und lateinischen Klöstern gehörigen. Die Ländereien sind hinsichtlich ihrer Güte abgestuft in „geringes Land[2]“, auch „Brachland“ genannt, in „Land mittlerer Güte[3]“ und in „bestes Land[4]“, und dementsprechend zu 250, 500 und 750 Piastern pro Dunum (à 1600 q-Ellen) taxiert. Auf 1000 Piaster Werts Land entfallen 4 Piaster Grundsteuer. Das Gleiche gilt von der Einschätzung der Häuser. Mulk-Ländereien um Jerusalem herum, vermietete Häuser und solche im Werte von über 20000 Piastern unterliegen einer Taxe von 8 ‰.

Der Zehnte[5] ist von den Erzeugnissen des Ackerbaus zu entrichten. Bei der Erhebung dieser Steuer wird das Verpachtungssystem angewendet, ein Verfahren, das schon die Römer beim Einzug der Zölle handhabten. Im Verwaltungsrat einer Stadt z. B. Jerusalems, versammeln sich die Dorfobersten, deren es je nach der Zahl der Religionsgemeinschaften und Größe des Dorfes zwei bis fünf sind. Außerdem erscheinen einige Stadtedelleute[6], bisweilen auch Juden und solche, die Liebhaber zur Pachtung sind. Zuvor muß jeder Pächter eine amtliche Bescheinigung seines Vermögens vorlegen, damit die Regierung eine Bürgschaft für die zu empfangende Steuersumme hat. Nach Feststellung einer der Leistungsfähigkeit des Dorfes bzw. den bisherigen Erträgnissen entsprechenden Summe werden die Dorfschulzen gefragt, ob sie geneigt sind, diese Summe zu zahlen. Fände sich niemand, der mehr bietet, oder wären jene imstand die Summe, wie es Vor-

[1] uērko, in der Bibel: Schoß. [2] arḍ būr oder arḍ ßalıch. [3] arḍ uaßṭa. [4] arḍ a'la. [5] el-'üschr. In Wirklichkeit werden eingezogen $^1/_{10}$ des Ertrages + $^1/_7$ des Zehnten + $^1/_4$ des Siebtels + 6 % vom Zehntel, im ganzen 12,38 %. [6] afandīje.

schrift ist, sogleich zu zahlen, so wäre es gut; in der Regel aber wird die Summe durch gewissenlose Pächter in die Höhe getrieben. Dabei bleibt freilich den Dorfschulzen das erste Recht auf das gemachte Angebot; aber nur, wenn sie einig sind, nicht selbst sich bereichern wollen und ein Herz für das Wohl ihres Dorfes haben, vermögen sie fremde Pächter fern zu halten und die Steuersumme in mäßigen Grenzen zu halten. Die Methode der Versteigerung schlägt zum Vorteil der Regierung und des Pächters aus. Erstere erhält eine größere Summe, als sie selbst ansetzte, und der Pächter weiß auch sein Schäfchen zu scheren. Etwa im August stellt er sich auf dem Dorfe ein, setzt sich mit den Ortsvorstehern, zwei Dorfältesten und zwei Schreibern in Verbindung und schätzt für jeden Bauern den Ertrag seiner Obst- und Gemüsegärten je nach der Anzahl der Bäume oder Größe des Gemüseländchens ohne Rücksicht darauf, ob sie viel oder wenig getragen haben. Die Ergebnisse der Getreidefelder werden auf der Dorftenne taxiert. Soweit wäre die Sache noch erträglich, nun aber kommt der hinkende Bote. Der Fellache kann in der Regel nicht zahlen. „Ich bin arm“ [1] ist nicht nur eine leere Redensart, sondern bittere Wahrheit. Der Pächter gibt sich mit einer Abschlagssumme zufrieden, in der natürlich hohe Stundungsprozente begriffen sind. Diese Summe einzutreiben ist Aufgabe der Dorfschulzen [2]. Die Art und Weise der Eintreibung, auf die näher einzugehen wir uns versagen müssen, verursacht den Leuten erhöhte Ausgaben und wirft sie in Schulden. Wenn ein Dorf verständige und einiggesinnte Vorsteher hat, so ist es ihnen ein Leichtes die Steuern in mäßigen Grenzen zu halten, indem sie keinen fremden Unternehmer beilassen, sondern selbst die Steuern pachten und sie zur rechten Zeit unter gerechter Verteilung eintreiben. In wenigen, haupt-

[1] ana fakīr. [2] muchtār Pl. machātīr.

sächlich Christendörfern ist dies so; die muslimischen Dörfer aber sind fast durchgängig in zwei oder mehr feindliche Heerlager gespalten.

Die Kopf- oder Soldatensteuer[1] trifft alle nichtmuselmanischen türkischen Untertanen, denn die Ehre des Militärdienstes haben nur die „Gläubigen", wogegen die „Ungläubigen" d. h. Christen durch Entrichtung von jährlich $36\frac{1}{2}$ Piastern Regierungskurs[2] ihren Patriotismus beweisen müssen, im übrigen aber militärfrei sind. Da diese Abgabe gleicherweise von unmündigen Knaben wie arbeitsunfähigen Männern bis zum 60. Lebensjahr gefordert wird, so wird sie in manchen Dörfern auf die innerhalb des 15.—60. Lebensjahres stehende arbeitsfähige Mannschaft umgelegt. Wo diese Umlage nicht stattfindet, kann die Steuer einen an unmündigen Knaben reichen Vater schwer treffen. Doch hat er bei mehr als drei Knaben die Vergünstigung, daß er selbst frei ausgeht. Die Einwohner haben eine große Abneigung gegen den Kriegsdienst, der ihnen die Söhne fünf Jahre lang und dazu noch in entlegene Reichsteile entführt. Wo immer ein Vater es vermag, sucht er seinen Sohn durch 50 türkische Liras loszukaufen. Freilich ist das eine erneute Auflage, die ihn mitunter zu völliger Verschuldung führt.

Tiersteuer[3] wird von Ziegen und Schafen pro Stück $4\frac{1}{2}$ Piaster erhoben. Auch Bienen sind besteuert, jeder Stock mit 6 Piastern. Die übrigen Haustiere: Pferde, Maultiere, Kamele, Ochsen, Kühe sind frei, wohl weil sie zur Bestellung des Feldes und zur Fortführung eines Berufes notwendig sind.

Die Wegsteuer[4] betrifft die Lasttiere und Lastwagen. Für einen Esel ist etwa 15 Pfennige, für ein Kamel das

---

[1] el-'aßkarije. [2] siehe die Tabelle der „Münzen und Gewichte". [3] ma'dūd ed-dauābb d. h. Gezähltes an Tieren. [4] ed-darbije.

Doppelte und für einen Frachtwagen 6 Piaſter pro Pferd zu entrichten. Zu dieſer Abgabe geſellt ſich die Steuer für Herſtellung und Unterhaltung der Straßen. Sie beträgt für jeden gezählten männlichen Kopf der anwohnenden Dörfer 16 Piaſter.

Die Gewerbſteuer[1] wird ſehr willkürlich erhoben. Die Jeruſalemer Geſchäftsleute gehen, ſoviel mir bekannt geworden iſt, zum größten Teil frei aus. Strenger ſcheint man in den Dörfern zu verfahren, wo dieſe Steuer gewöhnlich zu einer andern geſchlagen wird. Dabei exiſtieren je nach dem Erwerbszweig beſondere Abſtufungen.

Die Kommunalſteuer[2] begreift hauptſächlich die Beſtreitung der Koſten für Nachtbeleuchtung und Wachdienſt, für Benetzung und Beſchotterung der Straßen in ſich und betrifft die Ladenbeſitzer und Wagenhalter. Auf dem Lande erwächſt ſie aus den Ausgaben für die Erhaltung des Lehrers, der Poliziſten und da und dort auch der Gäſte.

An Zöllen[3] ſind für alle eingeführten Waren 8 %, für die ausgeführten 1 % des Wertes zu entrichten.

Indirekte Steuern ſind auf Salz, Tabak, Getränke und Stempel gelegt.

Acciſe oder Conſumtionsſteuer[4]. Das Monopol auf Salzgewinnung aus dem Toten Meer durch die Beduinen iſt ſo geregelt, daß die Gewinnung zwar freigegeben iſt, die Produzenten aber angehalten ſind, das Salz an die Steuerbehörden abzuliefern, wobei ihnen 1½ kg mit nur 10 Pfennig vergütet werden, was einen lebhaften Schmuggel zur Folge hat. — Den Tabakverkauf hat die Regierung an eine auswärtige kaufmänniſche Geſellſchaft, der Régie Ottomane verpachtet, welche das Recht hat Tabak aufzukaufen und zu vertreiben. Ihre Beamten durchziehen das Land und ſchätzen

---

[1] et-tämättu'. [2] tanzîfât uîrkußi. [3] kumruk. [4] in der Bibel: Zoll.

die Tabakspflanzungen ein. — Die Gewinnung von Wein und andern geistigen Getränken unterliegt einer Steuer von 15 % ihres Wertes. Freigegeben ist die Weinbereitung bis zum Höchstmaß von 200 Okka[1]. Für die Berechtigung zum Ausschank von Getränken wird eine Gebühr von 30 % des Mietswertes der Schankräume erhoben. — Stempelzwang besteht für schriftliche Verträge jeder Art, sofern sie vor Gericht angenommen werden wollen, sowie für Zeitungen.

[1] 1 Okka ist etwa $1^1/_2$ l; siehe „Münzen und Gewichte".

Kapitel 17.

Kauf und Verkauf.

Manchen Zug echt orientalischen Wesens bieten Kauf und Verkauf dem Beobachter dar. Beim Verkauf von größeren Wertobjekten ist eine gerichtliche Urkunde[1] erforderlich. Dabei hat sich der Käufer genau zu informieren, ob der Kaufbrief formell allen Bedingungen entspricht und inhaltlich so gefaßt ist, daß hinterher keine Ansprüche geltend gemacht werden können. Reservatrechte irgend welcher Art können lästige Folgen nach sich ziehen und haben Anlaß zu einem fliegenden Wort und einer sprichwörtlichen Redensart gegeben. Der arabische Schwänkemacher ǧaḥa — so erzählt man — bedingte sich beim Verkauf seines Hauses das Recht aus mitten im Zimmer einen Nagel als sein Eigentum behalten zu dürfen. Als nun der neue Besitzer das Haus beziehen wollte, fand er ein Aas daran aufgehängt, das ǧaḥa nur gegen viel Geld wieder entfernte. Seitdem wird der Ausdruck vom „Nagel oder Pflock des ǧaḥa[2]“ für den Fall angewendet, daß jemand beim Verkauf eines Landstückes einen kleinen Teil davon durchaus nicht veräußern will, in der eigennützigen Absicht, später vom Käufer jeden beliebigen Preis fordern zu können[3]. Auf derselben Basis beruht das Sprichwort[4]: „Sie hat nun ein Haus und

[1] ḥiǧǧe. [2] uatad ǧaḥa. [3] ZDPV, Bd. XIX, S. 75. [4] ṣār ilha bēt u mußmār fil-ḥēṭ.

einen Nagel in der Wand" d. h. sie pocht auf ihre jetzige, etwa durch Verheiratung besser gewordene Stellung. Ein Nagel in einer Wand oder Mauer bedeutet Geltendmachung von Eigentumsrechten auf die Mauer. Denselben Sinn dürfen wir vielleicht auch den vielen Nägeln in den Ritzen der „Klagemauer der Juden" oder in den Wänden der Grabeskirche, die bekanntlich mehreren Konfessionen angehört, und wahrscheinlich auch den Stellen Esra 9,8 und Jes 22,23 bis 25 unterlegen.

Es ist nicht etwa orientalisch umständliche Darstellungsweise, wenn 1 Mo 23,17 erzählt: „So ward bestätigt . . . das Feld und die Höhle, die darin war und alle Bäume, die auf dem Felde, die in seiner ganzen Grenze ringsum standen, dem Abraham zum Eigentum", sondern sachkundige Kenntnis der Rechtsverhältnisse, wie sie in diesem Punkt heute noch dieselben sind. Es ist z. B. beim Kauf eines mit Bäumen bestandenen Landstückes notwendig, daß die Urkunde auch die Erwerbung der Bäume nennt, wenn anders man nicht riskieren will, daß eines Tages der Verkäufer des Grundstückes mit vollem Recht sich anschickt, die Baumfrüchte zu pflücken.

In derselben Weise wie zu Abrahams Zeiten pflegt der Verkäufer noch heute zur Einleitung zu sagen: „Nimm's umsonst[1], ich schenke es dir" (1 Mo 23,11), bis er nach einigem geheuchelten Zögern einen zu hohen Preis fordert, wobei er unverfroren genug ist hinzuzufügen: aber was ist das zwischen mir und dir[2] (V. 15)? Jetzt ist es Sache des Käufers das Feilschen fleißig zu praktizieren, denn er kann sicher sein, daß er um das Vierfache überfordert worden ist. Selten geht ein Verkauf ohne Zwischenhändler[3] vor sich, für die eine gute Belohnung abfällt, und die zugleich als Zeugen des

---

[1] chud bil-bäläsch! [2] ualäkin schu hädä bēni u bēnak?
[3] ßumßär Pl. ßamäßira oder ßumßarīje.

Handels walten. Beim Verkauf von Tieren wird dreimal die rechte Hand ineinander geschlagen und mit Einschluß aller eventuell nachträglich zum Vorschein kommenden Fehler des Tieres gefragt: „Kaufst du dieses hier stehende, einäugige, lahme, krüppelhafte Tier, das, mit einem Wort, wie geschlachtetes Fleisch im Korb ist“[1]? worauf der Käufer antwortet: „Ich habe es gekauft“, und es mit einem „Gott segne es dir[2]“ des Verkäufers in Empfang nimmt.

Beim Zählen einzelner Gegenstände, einer Anzahl Säcke Weizen usw. pflegen die Araber dies- und jenseits des Jordan statt der Zahlen 1 und 2 zu sagen: „Allāh uāḥid Gott ist einer“ = 1, „mā lo tāni er hat keinen zweiten“ = 2; dann fahren sie mit den üblichen Zahlen bis 6 fort. Statt der Zahl 7, die auch ihnen eine heilige Zahl ist, wird barake oder ßamḥa gesagt, anzudeuten: der Gegenstand dieser Nummer möge gesegnet sein, und falls Käufer oder Verkäufer zu viel oder zu wenig gemessen oder gewogen haben sollten, so möge es vergeben sein. —

Noch immer hat sich die Sitte erhalten, den Käufer von Weizen und ähnlichen Trockenfrüchten „ein voll, gedrückt, gerüttelt und überfließend d. h. gehäuft, nicht abgestrichen Maß in den Schoß“ d. h. in den Mantel zu geben (Lu 6,38).

---

[1] btischtri häd-däbbet l-maugūde, el-'ōra, el-'arga, el-mkáßßaḥa, laḥm fī ḳuffe? [2] Allāh jibārik lak!

Kapitel 18.

Der gesellschaftliche Verkehr.

Außerordentlich treu hat sich alte Sitte und Redeweise in den Umgangsformen erhalten. Die Grüße sind ebenso mannigfaltig als höflich, herzlich, poesie- und sinnvoll. Sie zeigen, von welch hohem Adel der Gesinnung das Volk, das sie zuerst gebrauchte, beseelt war und sind glücklicherweise im Munde des Landvolkes noch nicht so zur bloßen Formel herabgedrückt, wie dies sonst der Fall zu sein pflegt.

Der gewöhnliche Gruß der Muslimen lautet: „Friede sei mit dir!“ (Ri 19,20; 1 Chr 13,18; Lu 24,36; Joh 20,19). Dieser Gruß trägt religiösen Charakter, und das ist der Grund, warum Muhammedaner ihn den Christen nicht gönnen. „Die Nazarener“, so meinen sie, „sind ja keine Friedenskinder, nur auf den Bekennern des Islam ruht der Friede“. Wegen seines bedeutsamen Inhalts kommt es vor, daß der Muslim bei Täuschungen über die Person des Begrüßten, den Gruß allen Ernstes zurückverlangt. Dieselbe tiefe Auffassung des Friedensgrußes tritt uns im Mt 10,13 entgegen. Friedewünschen und Grüßen ist für die Bewohner Palästinas etwas so eng Zusammengehöriges, daß sowohl die Israeliten wie die Araber für beides ein und dasselbe Wort haben. Diese Erscheinung erklärt uns Christi Wort an seine Jünger: „Wo ihr in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe (d. h. sprecht: Friede sei mit euch), und so es dasselbe Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen“.

Gemäß der Vorschrift des Propheten: „Wenn ihr mit einem Gruß gegrüßt werdet, so grüßt die Person mit einem besseren Gruß", ist man in der Erwiderung darauf bedacht, den Wunsch des Grüßenden zu verdoppeln oder zu überbieten. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen:

A: nhārak ßa'īd — Dein Tag sei glücklich } Guten
B: „ „ u mbārak „ „ „ „ und gesegnet } Tag!
A: eß-ßäläm 'alēk — Friede sei mit dir!
B: u 'alēk eß-ßäläm u raḥmet Allāh u barakāto — Auch auf dir ruhe der Friede und Gottes Barmherzigkeit und sein Segen!
A: mäßä_l-chēr — Guten Abend!
B: mīt mäßä — Hundert (gute) Abende!
A: márḥaba — Willkommen } Gewöhnlicher
B: marḥabatēn — Zweimal willkommen } Tagesgruß.

Dieser Gruß ist sehr bezeichnend. Genau lautet er: marḥaba bak d. h. weiten Raum um dich sc. mögest du finden! Er stammt ohne Zweifel aus alter Zeit, wo die Existenz der Nomaden von großen Weideflächen, die sie für ihre Herden bedurften, abhing (1 Mo 26,22 Rehoboth; 13,6 ff.).

Im Lauf des Tages sind auch folgende zwei Grüße häufig:

A: el-'auāfi — Gesundheit und Gelingen!
B: allāh ji'afīk — Gott schenke dir Gesundheit!
A: ṣaḥḥ bádano } Gott möge es seinem Leibe wohlgehen lassen!
B: u bádano }

Ebenfalls noch viel gebraucht ist der alte Gruß: Gott sei mit dir[1] (Ri 6,12; Ruth 2,4), worauf man erwidert: Gott schütze dich[2]!

Verwandte und Freunde, die sich längere Zeit nicht mehr gesehen haben, begrüßen sich noch immer mit dem Kuß (1 Mo 33,4; 2 Mo 18,7; Lu 7,45), wobei man sich auf beide Wangen küßt. Bei gewissen Gelegenheiten wird das Küssen sogar zur feierlichen Ceremonie. Nach einem vollzogenen Begräbnis z. B. küssen sich die das Grab umstehenden Verwandten mit dem Wunsch: Möge dein Haupt in Frieden

[1] allāh ma'ak! [2] allāh jéḥfaṣak!

(oder unversehrt) bleiben[1]! Darauf bilden die übrigen Leidtragenden in zwei Reihen Spalier, welches die Verwandten durchschreiten, um von allen geküßt zu werden. Es wird kaum zu bezweifeln sein, daß die Apostel bei ihrer Mahnung an die Christengemeinden in Europa: „Grüßet euch untereinander mit dem heiligen Kuß“ (Rö 16,16; 1 Kor 16,20; 2 Kor 13,12; 1 Thess 5,26) an eine derartige Sitte ihrer morgenländischen Heimat gedacht haben. Bei all' diesen Gelegenheiten ehemals wie heute ist es selbstverständlich, daß nur die Männer sich gegenseitig küssen (vgl. Kap. 9).

Bei Besuchen wiederholen sich die Begrüßungen und Segenswünsche in allerlei Variationen und gehen in ein förmliches Zwiegespräch über gegenseitiges Befinden und das der Familienglieder über. — Solche Empfangsformeln sind:

A: ahlan ua ßáhlan Rechne dich zur Familie, deren Räumlichkeiten für dich geebnet sind d. h. mach dir's bequem.
B: fik d. h. der Wunsch möge dir zu gut kommen!

A: ḥállat il-bárake Segen ist bei uns durch dein Kommen eingekehrt.
B: (mit oder ohne jubārik) fik Gott segne dich!

A: auḥáschtna Du hast uns (durch dein Fernbleiben) einsam gemacht.
B: alläh lā juḥschak Möge Gott dich nicht einsam machen!

A: kunt muschtāḳ lak ktīr Ich hatte große Sehnsucht nach dir.
B: u ana bil-áktar Und ich noch mehr.

A: scharáftna Du hast uns (durch deinen Besuch) beehrt.
B: tscharráfna Wir sind beehrt worden.

Die jedem Bibelleser befremdliche Mahnung Christi: „Grüßet niemand auf der Straße“ (Lu 10,4) erklärt sich aus der Nebenbedeutung des Wortes „grüßen“ arabisch ßälläm. Wenn ich einem Abreisenden den Auftrag gebe: ßällim 'ala fulān, so heißt das auch: besuche den und den! Die Jünger aber hatten Wichtigeres zu tun als unterwegs bei Bekannten einzukehren, um sie zu „grüßen“ und bei ihnen Gast zu sein, um sich so in ihrer dringenden Missionsarbeit aufhalten zu

[1] ßälämet räßak.

lassen. Darum wohl auch die Mahnung Lu 10,7: „Geht nicht von einem Hause zum andern über"! Ein freundlicher Gruß aber im Vorübergehen auf offener Straße war ihnen vom Herrn gewiß nicht verwehrt.

Der Verkehr mit Höherstehenden ist von ausgesuchter Höflichkeit getragen, und es werden dabei genaue Abstufungen hinsichtlich der einem jeden zukommenden Ehrerweisungen gemacht. Je nach dem Maß der Ehre, daß der Geringere dem Vornehmeren glaubt zukommen lassen zu müssen, verbeugt er sich mehr oder weniger tief (1 Mo 18,2; 19,1; 33,3; 1 Sa 20,41), wobei die Rechte in graziösem Schwung zunächst gegen den Boden und dann zur Brust und Stirn geführt wird, anzudeuten: „Dir gehört mein Herz und Sinn". Vor hohen Beamten und Fürsten fällt man sogar auf das Angesicht nieder (1 Mo 44,14; 1 Sa 25,23). Nach der Verbeugung ist es Pflicht der im Zimmer Anwesenden, vornweg des Hausherrn, sich zu erheben. In feierlicher Stille nähert man sich dem Gast, ergreift eine oder beide Hände und küßt sie auch bisweilen. Mit der Bitte „habe die Güte"[1] wird zum Platznehmen eingeladen und nun erst entbietet der Hausherr mit der bekannten Handbewegung den Gruß, worauf Fragen über das Befinden[2] des Gastes zur eigentlichen Unterhaltung überleiten (1 Mo 43,29). Je nachdem Veranlassung vorliegt, werden allerlei fromme Wünsche[3], Beteuerungen[4] und überschwengliche Phrasen, hinter denen die pure Schmeichelei steckt, in das Gespräch eingestreut. Bei Christen werden Süßigkeiten mit Arak oder Likör als Erfrischung gereicht.

Wer eine Bitte vorbringt oder einen Dank abstattet, begleitet dieselben mit den Worten: „Gott verlängere dein Leben[5]" (Da 2,4). Wer dem andern etwas erzählt oder Liebens-

---

[1] tfaḍḍal. Im allgemeinen duzt man im Orient jedermann. [2] ḥāl eig. Zustand. [3] Allāh jín'im 'alēk Gott sei dir gewogen, gnädig (1 Mo 43,29). [4] bēni u bēnak Allāh der Herr sei zwischen mir und dir (1 Sa 20,42). [5] Allāh jiṭauuil 'ûmrak.

würdiges sagt, wird mit einem: „Gegrüßt sei dein Mund oder dieser süße Mund[1]“! belohnt, und für eine erwiesene Gefälligkeit dankt man: „Deine Hände seien gegrüßt[2]“!

Das unterwürfige Benehmen des Untertanen gegenüber dem Herrscher, des Niederstehenden gegenüber dem Höheren, wie es dem alten Orient eigen war und auch in die Formen der Unterhaltung überging, ist fast noch dasselbe. Der geringe Mann redet von sich nicht in der ersten, sondern in der dritten Person. Er nennt den Höhergestellten „mein Herr[3]“ (1 Mo 24,18; 1 Sa 26,18), und wenn er sich auch nicht mehr als einen „toten Hund“ (2 Sa 9,8; 2 Kö 8,13) bezeichnet, so gebraucht er doch noch den Ausdruck „dein Knecht[4]“ (Jos 5,14; 1 Sa 17,34) oder „der Arme[5]“.

Der sich verabschiedende Gast sagt: Ich gehe „mit deiner Einwilligung[6]“, was mit dem Segenswunsch „zieh mit Frieden[7]“ (2 Mo 4,18; 1 Sa 1,17; Lu 7,50) gestattet wird, worauf der Scheidende noch erwidern kann: „Gott erhalte dich[8]“!

So pflegt der Orientale die Unterhaltung mit einem schönen Kranze sinniger Grüße und Wünsche zu umrahmen. Sein feiner Merks für die Opportunität einer Redensart, sein angeborenes Talent für bildliche Redeweise bringt Fluß in die Unterhaltung und fördert nicht selten seine Zwecke. — „ßälämtak dein Wohlsein“ lautet z. B. die treffliche Antwort des einfachsten Fellachen auf die vielleicht unwirsch gestellte Frage des Besuchten: was willst du? und leitet in wohltuender Weise das Gespräch ein. „ßälämtak“ ist auch mein Wunsch für dich, lieber Leser.

---

[1] ßâllim (aus jußâllim) tumak oder ßâllim hät-tum il-ḥelu. [2] ßâllim idēk. [3] ßīdi. [4] ‘abdak. [5] el-faḳīr. [6] bchāṭrak. [7] ma‘ eß-ßäläme. [8] allāh jißâllmak.

Kapitel 19.

Nahrungsmittel und Speisen.

Brot und Waſſer nicht nur als allgemeine Bezeichnung für die Nahrung des Menſchen überhaupt, ſondern im buchſtäblichen Sinne ſind wie früher (1 Mo 21,14; 1 Kö 18,14) ſo noch heute das einzige, was viele Beduinen und Fellachen tagelang genießen.

Das Brot wird faſt ausſchließlich aus Weizenmehl bereitet, zu Gerſte- und Durabrot[1] greift man nur in Zeiten der Teuerung und Not (Ri 7,13). Eine andere Verwendung des Weizens iſt zur Zeit der Ernte ſehr beliebt. Die faſt reifen Ähren werden über einem Kohlenfeuer geröſtet und ausgerieben, worauf die Körner, während man ſie von einer Hand in die andere gleiten läßt, durch Blaſen von der Spreu gereinigt werden; das ſind die aus Ruth 2,14 und 1 Sa 17,17 bekannten „Sangen“[2]. In ähnlicher Weiſe wird die Kichererbſe geröſtet und in Büſchelchen verkauft. Noch häufiger iſt der Verbrauch von Weizenſchrot[3] oder Graupen d. i. gekochter, dann getrockneter und geſchroteter Weizen.

Als Nahrungsmittel zweiten Ranges möchten wir für die ackerbautreibende Bevölkerung des Weſtjordanlandes die Oliven und das Olivenöl nennen, welche der Milch entſchieden den Rang ſtreitig machen. Die Oliven werden, nachdem durch leichtes Klopfen mit einem Stein die Fleiſchhülle

---

[1] ſ. Abbildung S. 143. [2] frike. [3] burrûl.

aufgerissen ist, in Salzwasser getan und geben nach einigen Wochen eine schmack- und nahrhafte Zukost zum Brot. Die schwarzen Oliven verbringt man in einen großen Strohkorb[1], streut Salz darauf, legt des angenehmen Geschmacks wegen Blätter und Stiele der Raute[2] bei, bedeckt sie mit Steinen, vermischt sie nach zehn Tagen mit etwas Öl und kann sie nach einigen weiteren Tagen genießen. — Das Öl, welches wie bei der Witwe zu Sarepta (1 Kö 17,12) im Krug der ärmsten Fellachin sich findet, wird in verschiedener Weise verwertet. Wenn der Landmann seinen frisch aus dem Ofen kommenden Brotfladen in etwas Öl eintauchen kann, so gilt ihm das als Leckerbissen. Das Öl vertritt bei den Fellachen die Stelle des Schmalzes, während fast nur die Beduinen eine Art Schmalz oder zerlassene Butter im Gebrauch haben. Wo nicht Schmalhans Küchenmeister ist, da wird viel Öl zugesetzt, denn der Araber liebt es, daß seine Salate und Speisen förmlich in Öl schwimmen.

An Brot, Oliven und Öl schließt sich eine lange Reihe von Nahrungsmitteln an, die sämtlich dem Pflanzenreich entstammen und teils gekocht, teils frisch, teils getrocknet oder als Gelée verzehrt werden. Linsen, Bohnen, Erbsen, Spinat, Gurkenarten, Bedindschan, Bamje, Rüben, Flaschenkürbis, Blumenkohl liefern Gemüse. Aus Tomaten, Rettichen und Schlangengurken, denen wie bei den Israeliten Zwiebel, Lauch, Knoblauch (4 Mo 11,5) zugefügt werden, bereitet man Salate, die ein Ragout verschiedener Gerüche in sich schließen. Die letztgenannten Gewächse werden auch roh genossen.

Eine weit größere Neigung als zu diesen mehr herben Speisen haben die Araber zu Süßigkeiten und Leckerbissen; und die gütige Mutter Erde hat das Fleckchen Palästina auch in dieser Hinsicht mit reichen Gaben bedacht. Trauben, Feigen, Maulbeerfeigen, Kaktusfeigen, Datteln, Melonen, Orangen,

---

[1] ḳafir. [2] sädäbije.

Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Granatäpfel, Quitten, Maulbeeren, Mandeln, Sa'rūr fast alle in seltener Güte und oft in verschiedenen Sorten sind um verhältnismäßig billiges Geld zu haben.

Nur wenige Nahrungsmittel wie Reis, Kaffee und Zucker liefert das Ausland. Zu der eben aufgezählten Reihe von pflanzlichen Nahrungsmitteln kommen noch die verschiedensten Kräuter des Feldes, die fleißig gesucht werden, weil sie der Kasse des gemeinen Mannes am billigsten kommen. „Jedes Kraut läßt sich essen" sagt der Araber und bestätigt damit das uralte Bibelwort (1 Mo 1,29). Im Frühjahr gehen die Frauen und Mädchen auf die Berghänge und in die Talgründe und suchen ganze Bündel von Pflanzen, die sie entweder verkaufen oder als Salat oder Gemüse verspeisen. Die begehrtesten Kräuter sind Malva (chubbēse), Cichorium (hindbe), Gundelia ('akkūb), Corchorus (mlūchīje), die jungen Triebe von Asparagus (ḥaljūn), Eryngium (ḳurs-'anne), Vicia (ß'ēß'a), Sinapis (chirdēle), Crocus (bissēs), Centaurea (murrēr), Anchusa (lißān et-tōr), Portulac (baḳle oder farfaḥīn), Mentha (na'na'), und last not least das wohlschmeckende, gewürzige Origanum Maru (sa'tar), dessen Blätter getrocknet und pulverisiert eine sehr beliebte Zukost zum Brot, Öl und Käse geben, und das mit Petersilie, Lattich und ähnlichen Kräutern vielleicht zu den sogenannten bittern Kräutern der Israeliten zählte, wie sie heute noch bei der Passahmahlzeit genossen werden.

Gegenüber der pflanzlichen Kost tritt die animalische völlig in den Hintergrund. Milch wird fast nur im Frühjahr produziert und von den Fellachen verhältnismäßig wenig konsumiert, da sie dieselbe entweder unmittelbar an Kunden verkaufen oder zu Butter, Käse und Kischk verarbeiten. Auch die Eier, die in der Regel nur bei Gelegenheit eines Besuches aufgetischt werden, werden zum größten Teil von der Hausfrau verkauft. Bei der immer mehr zunehmenden Ver-

armung des Landvolks bleibt den Leuten nichts anderes übrig, als alle Produkte, die sie einigermaßen entbehren können, in klingende Münze umzusetzen, so daß sie selbst oft nur noch von Brot, Wasser und den Kräutern des Feldes leben. Fleisch ist ein Festtagsessen und eine Speise für besondere Ereignisse: Geburt des Erstgebornen, Einlösung eines Gelübdes, Schafschur (1 Sa 25; 2 Sa 13,23), Beendigung eines Hausbaus, Todesfall, Besuch eines vornehmen Gastes. In der Regel wird ein Schaf oder ein Böcklein geschlachtet. Der Ruf „wir wollen schlachten“ [1] ist eine um so lieblichere Musik für die Ohren des Fellachen, je seltner er ihn vernimmt. Neben der gewöhnlichen Zubereitung des Fleisches, dem Kochen ohne und mit Sauermilch (2 Mo 23,19 [2]), dem Braten in Stücken und dem Braten am Spieß [3], ist noch das Braten des ganzen Tieres üblich. Dies geschieht auf folgende Weise. Man gräbt eine flache Grube, die ein Schaf wohl zu fassen vermag, in die Erde und baut aus Steinen und nasser Erde ein notdürftiges, aber gut verschmiertes Gewölbe darüber. In diesem sog. Bratofen [4], der eine Türöffnung und ein Rauchloch hat, wird ein bis zwei Stunden lang ein starkes Feuer unterhalten. Nach Abbrennung desselben schiebt man das geschlachtete und enthäutete Schaf samt den gereinigten Eingeweiden (2 Mo 12,9) in die heiße Glut, verstopft eiligst die Türe und Kaminöffnung, damit möglichst wenig Hitze entweicht und wartet ruhig zwei Stunden. Dann öffnet man das Gewölbe und siehe da, der Wohlgeruch eines vorzüglichen Bratens ladet zum leckeren Mahle ein. Wir dürfen annehmen, daß auch die Israeliten das Passahlamm in ähnlicher Weise zubereitet haben [5], nicht nur weil das Braten eines ganzen

[1] biddnä nidbaḥ. [2] derart zubereitetes Fleisch heißt geradezu „läbän ummo Milch seiner Mutter“. [3] wobei das Fleisch in Stückchen aufgespießt ist oder feingehackt wie eine Rolle um das Eisen liegt und so zubereitet kbäb genannt wird. [4] sarb Einsperrung. [5] wenn auch der Talmud das Braten am Spieß vorschreibt, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß es früher anders gehandhabt wurde.

Lammes sich so mit einfachen Mitteln bewerkstelligen läßt, sondern auch weil sich diese Sitte dies- und jenseits des Jordan und auch bei den konservativen Samaritanern in Nablus erhalten hat. — Allgemein beliebt ist die Herstellung von ḳaurma oder ḳāurma d. h. von gekochtem und gesalzenem Vorratsfleisch. Fleisch und Fett eines Schafes werden in würfelartige Stücke geschnitten, mit Salz vermischt und in einem Schmortiegel ohne Wasser gekocht, bis ein Schleim entsteht, welcher sich in Töpfen monatelang hält, so daß man jederzeit davon nehmen kann. — Der Vertrieb von Rindfleisch liegt in den Händen der Juden, bei den Arabern ist dieses Fleisch nicht beliebt.

Fische[1] werden von den Anwohnern des Mittelmeers, des Tiberiassees und des Jordanflusses gefangen[2] und verspeist; für das Inland, mit Ausnahme Jerusalems, auf dessen Markt sie geliefert werden, kommen sie kaum in Betracht.

Heuschrecken[3], nebst Honig die Speise Johannis des Täufers, werden von den ärmeren Paläſtinern als Nahrung zwar nicht verachtet, aber lange nicht so häufig wie von den Beduinen des Ostjordanlandes, besonders der 'arab ibn raschīd, verzehrt (S. 137). Man sammelt sie und reißt ihnen Füße, Flügel und den Kopf ab, mit welch letzterem zugleich die Eingeweide herausgehen. Der Rest wird entweder frisch oder gedörrt, gebraten oder gekocht genossen und soll wie Hühnerfleisch schmecken.

Neben manchen mit Vorliebe benützten Gewürzen, wie Safran und spanischem Pfeffer, ist Salz[4] auch dem Orientalen die unentbehrlichste Beigabe zu den Speisen. Es wird wie schon im Altertum (Hes 47,11; Zeph 2,9) teils aus Salz-

---

[1] ßämäk. [2] Die Beduinen der Jordangegend pflegen sie durch Ausstreuen von zerriebenen Früchten des Storaxbaumes (ar: 'abhar) zu betäuben bzw. zu töten (MuN des DPV, 1902, S. 31). [3] ǧarād. [4] milḥ.

gruben am Südufer des Toten Meeres durch Verdunstung der Sole teils vom Dschebel Usdum von Beduinen gewonnen[1].

An Getränken[2] kennt der muslimische Landbewohner nichts als Wasser, und man muß es ihm zum Ruhme sagen, daß er sich im Gegensatz zum muslimischen Städter streng an das Weinverbot hält. Daneben ist eine frische Limonade, ein Rosenwasser[3], ein Saft der Süßholzwurzel[4] oder der Johannisbrotschoten eine beliebte und vielkonsumierte Erfrischung.

* * *

Nationalgerichte und Nationalgebäck.

rus mfalfal gedämpfter (eigentlich gepfefferter) Reis.

mġáddara Art Pilav aus Linsen, Reis, Zwiebeln und Öl.

kibbe Art Bouletten aus Graupe (burṛul), Zwiebeln, feingehacktem Fleisch und Pinienkernen (Snobarkernen).

maḥschi sind mit Hammelfleisch, Läbän oder auch Kischk, Reis und Tomaten gefüllte Speisekürbisse (kūßa), Reb- oder Kohlblätter.

schúschbarak eine Art Pastete aus Nudelteig mit Fleischstückchen, Kischk und Zwiebeln; ähnlich unsern gefüllten Nudeln.

ṣanlje eine Art Pickelsteiner Fleisch aus zerkleinertem Hammelfleisch, Kartoffelscheiben und den verschiedensten Gemüsen, in der ṣanlje (rundes Backblech) im Backofen geschmort und aufgetischt.

fāṭāǰir eine Art Pastete; in ausgewelltem Brotteig sind gebratenes Fleisch, Snobarkerne und Zwiebeln gewickelt.

knäfe Art Pastete aus Fadennudeln, Schmalz, Zucker und Mandeln.

baḳläue ein Gebäck in Rhombusform mit Blätterteig, viel Schmalz, Zucker und Mandeln, zuletzt mit Syrup übergossen.

ma'mūl Art Kuchen von Gries und Schmalz, ohne Eier, in der Mitte sind Nüsse, Zimmt und Weinbeermus (dibß).

rūḥ il-ḥalḳūm oder räḥat luḳūm eine durchscheinende Süßigkeit aus Zucker, Orangenblütenwasser, Stärke, Mastix gekocht, erkaltet und in würfelartige Stücke geschnitten.

---

[1] Vom Honig wurde in Kap. 15 gehandelt. [2] maschrūbät.
[3] mā uard. [4] 'irḳ eß-ßūß.

Kapitel 20.

Mahlzeiten.

Wem es vielleicht schon aufgefallen ist, daß die Bibel wohl häufig von einem „Abendmahl“ [1], aber nie von einem Mittagessen [2] redet, der möge wissen, daß der Morgenländer zwar auch drei Mahlzeiten kennt, von denen aber die des Abends die weitaus wichtigste, also die Hauptmahlzeit ist. Am Morgen und Mittag hat das Landvolk kalte Küche, des Abends aber liebt es etwas Warmes. Da wird Reis oder Weizengraupen oder ein Gemüse in einem großen Kochgeschirr [3] auf dem aus losen Steinen aufgebauten Feuerherd [4] oder aus Lehm fabrizierten Kochherd [5] aufgesetzt. Das fertige Gericht wird im Kochgeschirr selbst oder in einer mächtigen Holzschüssel, die gelegentlich aber auch zum Waschen des Gesichts und der Hemden dient, auf den Boden gestellt. Tisch, Teller, Gabel und Löffel sind entbehrliche Geräte, nur in den der Stadt näher gelegeneren Dörfern und in besseren Fellachenfamilien gibt es allmählich blecherne oder hölzerne Teller und Löffel. Man sitzt im Kreis um das Gericht her, entweder mit untergeschlagenen Beinen oder mehr liegend (Joh 13,23) die Füße nach hinten gewendet und den linken Arm auf ein Polster gestützt. Jeder langt mit den Fingern in die Schüssel, schaufelt sich ein Häufchen heraus und führt

[1] ʿascha. [2] ausgenommen in Lu 11,37. [3] ṭúngara. [4] mōḳade. [5] ṭabbāch.

es zum Mund. Bei flüssigeren Speisen wird ein Stück der Brotflade löffelartig in die Tunke geführt und aufgeladen. Dafür, daß man in ähnlicher Weise auch früher schon die Speisen eingenommen hat, spricht die Schilderung des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern (Mt 26,23). Das Brot wird nicht mit dem Messer geschnitten, sondern mit der Hand gebrochen (Jes 58,7; Mt 26,26).

Eingeborene bei der Mahlzeit

Bei größeren Gastereien mit Schafsbraten übernimmt der Hausherr die Verteilung des Fleisches, indem er dasselbe unter den lüsternen Blicken der Geladenen zerreißt oder auch schneidet und die Teile in der Runde auf den in der Schüssel dampfenden Reisberg legt oder jedem einzelnen überweist. Der Ehrengast bekommt vom wertvollsten Teil des Bratens, als welcher bei den Fallachen der Oberschenkel des Hinterfußes

nebst einem Schwanzstück[1] angesehen wird (1 Sa 9,23). Vom Vorderfuß des Schafes zu empfangen wird als Geringschätzung geachtet und es darf, wenn nicht Feindschaft entstehen soll, dieser nie als ein einziges Stück einem Mann gegeben werden. Bei einem großen Abendmahl gehört es zum guten Ton, daß man weder Löffel noch Gabel benützt, und daß man die Knochen nicht benagt, sondern das Fleisch abreißt. Das Abnagen der Knochen ist nur denjenigen gestattet, die als Zuschauer außen herum sitzen, und denen man die Knochen mit den noch daran haftenden Fleischrestchen zuwirft. Im Vielessen sind die Araber nicht weniger Meister als es die Israeliten gewesen zu sein scheinen. Was Sirach Kapitel 37, Vers 33 und 34 sagt: „Viel Fressen macht krank und ein unsättiger Fraß kriegt das Grimmen. Viele haben sich zu Tod gefressen", ist an manchem Fellachen, der im unmäßigen Genuß des festlichen Schafsbraten nicht genug tun konnte, buchstäblich in Erfüllung gegangen. — Da die unmittelbare Berührung der Speisen mit den Fingern diese beschmutzt, so ist in besseren Häusern das Waschen der Hände vor und nach der Mahlzeit üblich (Mk 7,2 ff).

Wunschformeln sind bei den Mahlzeiten im allgemeinen nicht gebräuchlich. Doch erheischt die Sitte, daß man auf einen Trunk Wasser, nach welchem der Trinkende ein „Gott sei gelobt"[2] ausgesprochen hat, ein „wohl bekomm's"[3] wünscht, was mit „Gott lasse es dir wohl bekommen"[4] erwidert wird. Auch das jede Mahlzeit beschließende Täßchen Kaffee will, sobald es getrunken ist, der Sitte gemäß mit dem Wort „immerwährend[5] sc. mögest du Kaffee haben", zurückgegeben werden. Ebenso kann man nach aufgehobener Tafel den Wunsch aussprechen: „dein Tisch möge immer voll sein"[6], was mit „in den Freuden-

[1] schadā. [2] el-ḥamdu lillāh. [3] hanījan. [4] allāh jehannīk. [5] dāime. [6] ṣufra dāime.

zeiten[1] (z. B. Hochzeit) möge dein Tisch gedeckt sein“ beantwortet wird.

Die Zubereitung der Speisen liegt zwar der Hausfrau ob, aber auch die Männer verstehen sich wie schon in alten Zeiten (1 Mo 25,29) meist sehr gut auf die Kochkunst, wie denn auch das Braten eines Schafes, die Zerteilung des Fleisches und in der Hauptsache auch die Versorgung desselben ihre Sache ist.

---

[1] bil-afrah.

Kapitel 21.

Gastfreundschaft.

Die schönste von allen orientalischen Sitten hat dem Morgenland von jeher die Zuneigung der Menschen erworben: ich meine die edle Sitte der Gastfreundschaft und der Heilighaltung des Gastrechts, wodurch der Gastfreund[1] das Recht auf jedmöglichen (1 Mo 19,4 ff; Ri 19,23 f) Schutz des Hausherrn erlangt. Diese Tugend wird sowohl bei der seßhaften Bevölkerung, noch mehr aber bei den Beduinen als heilige Pflicht geübt. Jedes Dorf hat seine Herberge[2], worin der Fremde nicht nur unentgeltlich übernachten kann, sondern auch gespeist wird. So mag z. B. der geneigte Leser, wenn er nach Art der Fellachen leben kann, ohne Zehrpfennig durchs ganze Land kommen. Freilich müßte er es ertragen können, wenn zahllose Flöhe und Wanzen sich Mühe geben, ihn zu tätowieren und zur Ader zu lassen, denn gegenüber dieser hierzulande übermächtigen Landsmannschaft gibt es keine Rettung. Ein anderes ist auch, ob er wie weiland Jakob (1 Mo 28,11) das Haupt auf einem Stein ruhen will oder klugerweise etwas Kissenartiges mitnimmt. Jedenfalls wird das Mitleiden, das er von der Schulzeit her mit dem „armen" Jakob gefühlt hatte, etwas schwinden, wenn er in den Herbergen manchen Fellachen trifft, der nichts als einen Stein zum Kissen nimmt und dennoch süß und

[1] ḍēf. [2] maḍâfe, auch ßâḥa.

feste schläft. Der bekannte Turban, die wahrscheinlich auch von dem Erzvater Jakob schon getragene, dichte Kopfumhüllung (S. 57) ist nebenbei auch ein praktisches Kopfkissen. Bisweilen wird der Fremde auch von einem Dörfler freundlich ins Haus eingeladen. Nie wird jemandem die erbetene Aufnahme verweigert; wollte es jemand tun, es gälte noch immer als Zeichen schmutzigen Geizes (Hi 31,32; vgl. auch die Entrüstung der Jünger Jesu in Lu 9,51 ff). Dem Gast zu Ehren, der das Haus betritt, beeilt sich die Hauswirtin das Zimmer zu kehren und eine Matte auszubreiten, auf die man sich niederläßt. Der Hausherr aber schickt sich an, vor den Augen des Gastes den Kaffee zu bereiten. Dies zu tun gilt als Ehre, auch liebt man es nicht, den Kaffee vorrätig gestoßen zu haben, weil man fürchtet, er verliere sein Aroma. Er röstet[1], während die Konversation vor sich geht, die Kaffeebohnen in einem eisernen Löffel[2], zerstößt sie in einem Mörser[3] zu feinem Pulver, kocht es in einer kupfernen oder blechernen Kanne[4], wäscht die Täßchen sorgfältig aus, gießt ein wenig von dem schwarzen Getränk in eines derselben, kostet davon, wohl zum Beweis, daß alles richtig ist und reicht dann dem Gaste ein Täßchen. Solange der Gast unter dem Dach des Arabers weilt, begegnet ihm alles mit großer Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit, und er darf erfahren, daß die bekannte Empfangsformel „Mein Haus ist dein Haus“[5] noch kein leerer Schall ist.

Nichts übertrifft die Herbergswilligkeit des echten Beduinen, der in schrankenloser Gastfreundschaft hohen Ruhm sieht. Wer das Zelt des Beduinen betritt und durch den Genuß von Brot in die geheiligte Verbindung des Brotes und Salzes tritt, ist unverletzlich. Denn das ist Beduinensitte: Gemeinsames Essen von Gesalzenem bedeutet Freundschaft und läßt den Gast zur Familie gehören, Unterlassung

---

[1] beḥammiṣ. [2] miḥmās. [3] hāuen, ġurn. [4] briḳ. [5] bēti bētak.

desselben aber Feindschaft. Innerhalb $3^1/_3$ Tagen wird der Gast weder nach dem Woher noch Wohin gefragt. Ist er in dieser Zeit als Biedermann erfunden worden, so kann er auch länger verweilen, und nach Jahr und Tag noch ist der Beduine verbunden, ihm Schutz angedeihen zu lassen. Die Unverletzlichkeit des Gastrechts wird selbst dem Feind gegenüber beobachtet, weshalb Jaels Tat (Ri 4,17 ff) von jedem Beduinen aufs strengste verurteilt werden würde. Erst wenn der Feind nicht mehr im schützenden Bereich des Zeltes bzw. des Stammgebietes weilt, steht wieder alles „im alten Recht", und die soeben noch das Freundschaftsmahl miteinander genossen haben, befehden sich vielleicht bald darauf in blutiger Weise.

Kapitel 22.

Brunnen.

Was jener alte Muhammedaner am Chan Lubbān, unweit Silo, mit dankbarem Blick zum Himmel mir äußerte: „Das Wasser ist eine Gabe Gottes“, ist nicht etwa nur eine Redeblume, sondern die bewußte Empfindung jedes Morgenländers. Ist doch die Beschaffung des nötigen Wassers eine der wichtigsten Lebensfragen für viele Paläſtiner. Wohl heißt es in 5 Mo 8,7: „der Herr, dein Gott, bringt dich in ein Land der Wasserbäche, Quellen und Tiefen, die in den Tälern und an den Bergen entspringen“, aber es muß dabei im Auge behalten werden, daß unter den „Quellen“ oder „Brunnen“ (wie Luther übersetzt) in erster Linie an gegrabene Brunnen (1 Mo 26,15 ff) und ausgehauene Zisternen (5 Mo 6,11) zu denken ist. Jene gehören der Ebene, diese dem Gebirge an, wo beide aus der alten Zeit noch in Menge vorhanden sind und Zeugnis von dem Fleiß der früheren Bewohner ablegen. Von der Instandhaltung dieser Behälter hing der von Mose gerühmte Wasserreichtum im wesentlichen ab. Jetzt sind sie leider vielfach zugeschüttet oder liegen leer und unbenützt da. Solch eine „leere Grube“ (1 Mo 37,24) oder Zisterne dient noch immer wie zu Josephs Zeiten als bequemes Mittel, einen Menschen spurlos verschwinden zu lassen. Wo es keine Quellen gibt, sind auch die Beduinen auf Zisternen angewiesen, deren jedes Lager eine Anzahl in der Runde besitzt. Bisweilen begegnet man auf

Reisen einem Beduinenhaufen, der mit Sack und Pack unterwegs ist, sich ein neues Lager zu suchen. Entweder hatte Ungeziefer die „Kinder Kedars“ gezwungen ihre Zelte abzubrechen oder war ein Brunnen erschöpft. Über ihr bestimmtes Gebiet dürfen sie bei solchen Streifen aber nicht hinausgreifen, wenn sie nicht in Streitigkeiten mit andern Stammteilen geraten wollen (1 Mo 26,22).

Die wieder aufgefundenen, alten Zisternen haben, wenn sie in Fels gemeißelt sind, eine birn- oder glockenförmige Gestalt, daneben gibt es auch vierseitige, oben mit einem Gewölbe schließende Zisternen. Das Gewölbe findet man bisweilen noch in alter Form mit über die Ecken gelegten Steinen aufgeführt. Die alten Zisternen sind, wie die in der Gegenwart gebauten, aus Mauerwerk aufgeführt und mit einem zementartigen, äußerst dauerhaften Bewurf bekleidet. Auch die in Fels gehauenen bedürfen, wenn Erdspalten den Fels unterbrechen, stellenweise eines Bewurfes, damit das Wasser sich nicht verlaufe (Jer 2,13). Derselbe besteht in seiner untern Schicht aus einem Speis von Kalk und Asche, der mit Tonscherben beklebt wird, damit er eine rauhe Oberfläche darbiete. Auf diese wird, wenn sie trocken ist, eine 5 cm dicke Mischung von gut gelöschtem Kalk und Tonscherbenpulver[1] aufgetragen und sorgfältig geglättet. Um solches Pulver zu bekommen, gehen die Frauen auf Ruinenstätten und Ländereien, in deren Nähe früher menschliche Ansiedelungen oder wenigstens bewohnte Weinbergstürme gewesen sein müssen, suchen hier die zahlreich sich findenden Tonscherben[2], verkaufen sie oder tragen sie auf eine Felsplatte und zermalmen sie mit einem rundlichen Felsblock, einer Art Walze[3], zu feinem Pulver[4].

In die Zisternen wird im Winter das Regenwasser

---

[1] ḥamra. [2] schaḳaf. [3] dardâß. [4] Am Gihonteich in Jerusalem sieht man häufig arme Leute bei dieser Arbeit beschäftigt.

geleitet, welches merkwürdigerweise keinen fauligen Geschmack annimmt, sondern sich schnell klärt und den heißen Sommer hindurch frisch erhält[1]. Die Brunnendecke hat eine runde, auch viereckige Öffnung, die in Weidegegenden noch mit einem schweren Stein (1 Mo 29,2), sonst aber in moderner Weise mit einer Eisenplatte verschließbar ist. Zum Schöpfen bedienen sich die Fellachen eines ledernen Eimers, der an einer Leine in die Tiefe gelassen wird, und den die Leute in der Regel selber mitbringen (Joh 4,11).

Fließende Quellen besaß das kalksteinreiche Land wohl nie sehr viel; um so geschätzter waren von jeher die vorhandenen, wie das die H. Schrift in verschiedenen Bildern und poesievoller Sprache zum Ausdruck bringt (Spr 13,14; Jes 12,3; Joh 4,10). Wo sie sprudeln, sproßt grünes Leben, und es ist solch eine Oase inmitten der aschgrauen Umgebung ein wohltuender Anblick und das Murmeln der Quelle dem Wanderer eine willkommene Musik. Auch ist solch ein Brunnen lebendigen Wassers ein vielbesuchter Ort und vorzüglich geeignet Menschen- und Tierstudien zu machen. Ins Wasser tretend netzt der Fellache das schweißtriefende Antlitz und die staubbedeckten Füße. Um den Springquell herum drängt sich ein dichter Knäuel von Frauen mit Ziegenschläuchen oder großen Krügen. Manch hübsche Rahel und blöde Lea streiten sich um den Vorrang. Kinder mit schmutzigen Gesichtern ergötzen sich im nassen Element oder suchen laut weinend die Mutter. Eine eben ankommende Fellachin versteht es zwei Herren zugleich zu dienen. Auf dem Kopf trägt sie graziös balancierend den Krug und auf ihrer Hüfte reitet ein kernhafter Junge, der in vollen Zügen an seiner Quelle, der Mutterbrust, trinkt. Nebenan waschen etliche Frauen irgend einen Teil ihrer Kleidung (S. 124). Unverdrossen wie die

[1] Quellwasser, in solche Zisternen verbracht, geht, wohl wegen seiner pflanzlichen Bestandteile, schon nach wenigen Tagen in Fäulnis über.

plätschernde Quelle läuft dabei das redefertige Mundstück, gleich als ob es mit dieser wetteifern wollte. Ihre Rede ist nicht immer lieblich, wohl aber — wenn auch nicht in St. Pauli Sinn (Kol 4,6) — „mit Salz gewürzt“. Den Vordergrund des ländlichen Bildes behaupten Kühe, Esel

Dorfquelle

und Ziegen. Seitlich der Quelle ist ein letzter Rest aus alten, besseren Zeiten, ein Gemäuer von schön behauenen Steinen. Aus dem kleinen Fleck Erde, welcher durch das Mauerwerk begrenzt wird, erhebt sich ein Feigenbaum, der mit seinen Wurzeln in die Brunnenstube hinabsteigt, und der nicht nur kühlen Schatten, sondern auch wohlschmeckende Früchte spendet.

Mit einem ſolchen Baum vergleicht der fromme Sänger des Alten Bundes den Gottesfürchtigen, der ſeine Frucht bringt zu ſeiner Zeit und deſſen Blätter nicht verwelken, Pſ 1,2 und 3.

Manche Quelle, z. B. die bei den Teichen Salomos und die Marienquelle, liegt ſehr tief und verläuft unterirdiſch, ſo daß man zu ihr auf Stufen hinunterſteigen muß (1 Mo 24,16).

Kapitel 23.

Alte Kultusstätten.

Zu den Hauptkultusstätten des Altertums gehörten neben heiligen Höhen, Steinen und Quellen vornehmlich heilige Bäume. Solche werden in Verbindung mit einer kultischen Handlung schon in vorisraelitischer Zeit erwähnt (1 Mo 12,6; 13,18; 35,8), begegnen uns aber später, als die Israeliten Kanaan eingenommen hatten, noch häufiger. Die Israeliten, anstatt solche Bäume zu zerstören (5 Mo 12,2), übernahmen sie von den Kanaanitern als heilig und zollten ihnen noch zu Hesekiels (6,13) Zeiten Verehrung. Wir dürfen wohl sagen, daß bei dem konservativen Charakter der semitischen Völker die unter der heutigen Bevölkerung Palästinas übliche Baumverehrung nichts anderes als ein Erbstück der alten Zeit ist, und es sogar nicht unmöglich ist, daß manche Orte, wo solche Bäume stehen, noch die gleichen sind. Denn nicht immer haben erst die Muhammedaner den Ort zu einem heiligen gestempelt, sondern häufig dürfte er es schon durch eine Begebenheit aus der israelitischen Geschichte geworden sein, und die Muslimen haben ihn in dieser Eigenschaft überkommen, haben vielleicht einen berühmten Schech oder Heiligen hier begraben und von da an den Ort nach dessen Namen genannt. So ist es z. B. gar nicht unwahrscheinlich, daß auf der Ruinenstätte 'ain schämß, dem alten Bethsemes, wo als einziges Gebäude nur das Heiligtum abu misār mit seinen Bogengängen und seinem großen Feigenbaum erhalten ist, dieses seinen Ursprung dem Aufenthalt der

Heiliger Baum des wāli ʿAli oberhalb Bāb el-uād

Heiliger Hain östlich von Bēt maḥṣīr

Bundeslade daselbst verdankt (1 Sa 6,9—15), ebenso das eine Stunde nördlich davon auf stolzer Höhe thronende Heiligtum von ṣar'a von dem israelitischen Helden Simson (Ri 13,2). Landauf landab finden sich einzelne oder zu einem Hain gruppierte Eichen und Terebinthen, die samt ihrer Umgebung für heilig gelten. Ihre Entstehung bringen die Leute mit einem muslimischen Heiligen (ʷili) in Verbindung[1]. Früher, so sagen sie, war dies der Aufenthaltsort eines in besonderem Maße frommen Mannes, der mit seinem Tode in den Ruf eines Heiligen kam, und dem man das Kuppelgebäude, das sich fast immer dabei befindet, als Grabmal errichtete. Entweder hat nun der Mann selbst oder die Nachwelt einen oder mehrere Bäume gepflanzt, oder standen sie schon vorher da und gelten seitdem wie die ganze Örtlichkeit für heilig. Östlich von bēt maḥßīr ist meines Wissens der schönste heilige Hain des Landes. Ein wildes Durcheinander von Eichen, Terebinthen, Pinien, Granat- und Ölbäumen krönt die luftige Berghöhe. Hier wohnte vor Jahren der schēch 'aġami, dem nach der Hain den Namen ʷili schēch 'aġami trägt. Als der Schech starb, ging die Verehrung auf den Ort über. Kein Mensch wagt es, Zweige von den Bäumen zu reißen oder auch nur dürres Holz zu nehmen, aus Furcht, der Heilige könnte es rächen. Höchstens darf das Holz zur Bereitung von Opfermahlzeiten, die am ʷili abgehalten werden, verwertet werden. Kein Vieh darf hier weiden, keine Oliven gepflückt werden, sie würden sich sonst über Nacht in Käfer verwandeln. Kein Wild wird hier geschossen, und darum waltet auch ein fröhliches Leben unten im Busch und oben auf den ausgebreiteten Ästen. Die Heiligkeit solcher Orte schützt alle Gegenstände vor Diebstahl, z. B. Pflüge, Hacken und Holz, das hier zeitweilig niedergelegt wird. Die Umgebung eines ʷili wird wie

[1] führen sie bisweilen aber auch in die biblische Zeit zurück. So sagte man mir in Ekron, daß das dortige Heiligtum aus den Tagen des ibrahim il-chalil (Abraham des Freundes Gottes) stamme.

früher (1 Mo 35,8; 1 Sa 31,13) so noch heute als Begräbnisplatz benützt. Auch werden da Gelübde geleistet, indem man dem Heiligen für die Erfüllung eines Anliegens einen Topf Öl, Oliven, Schmalz oder Getreide gelobt. Bei der Einlösung beschenkt man an Stelle des Heiligen die Armen mit dem betreffenden Gegenstand, oder wenn ein Schaf gelobt worden ist, wird es am ʷili geschlachtet, gebraten und von den Angehörigen und Armen verzehrt. Ganz allgemein ist die Sitte, daß Frauen ihre Herzenswünsche dem Heiligen vortragen und zum Zeichen dafür einen Fetzen ihres Kleides an die Zweige des Baumes oder an die Fenstergitter des Gebäudes binden in der Absicht, der Heilige möge ihrer vor Gott gedenken. Häufig sieht man an solchen Orten auch Kerzen liegen, die an dem dem Heiligen geweihten Tag angezündet werden.

Im Altertum scheinen solche Stätten in noch ausgiebigerer Weise dem Kultus gedient zu haben, weil sie als Sitz eines göttlichen Numens angesehen wurden. Diese Annahme erklärt auch das Auftreten von Orakel- (1 Mo 12,6) oder Zauberbäumen (Ri 9,37).

Der Kultus mit heiligen Höhen, Steinen und Quellen ist so gut wie in Vergessenheit geraten. Immerhin mag erwähnt werden, daß die Beduinen des Ostjordanlandes vornehmlich die Gipfel der Berge zur letzten Ruhestätte ausersehen. Auf einem Berg begraben zu werden, ist oft der einzige, letzte Wille eines Schechs (5 Mo 32,48—50).

Ein bekanntes Beispiel der Verehrung von Steinen bei den Muslimen bietet der heilige Fels in der Omarmoschee.

Die Quellen gelten vielfach als Aufenthaltsorte der Geister, weshalb die Wasser holenden Frauen in der Regel den Namen Gottes anrufen (Kap. 25), bevor sie herantreten.

Kapitel 24.

Synkretismus. Geisteskranke.

Es ist bekannt, daß Muhammedaner, Christen und Juden in Glaubensfragen sehr scharfe Grenzen ziehen, und jede der drei Parteien die Lehren der andern mehr oder weniger verwirft. Dessenungeachtet ist ein starker Synkretismus zwischen Islam, Christentum und Judentum vorhanden, der sich in religiösen Gebräuchen und Anschauungen und im Aberglauben[1] offenbart.

Wenige Beispiele mögen dies zeigen. Zwischen den Fingern der Muslimen spielt ebenso die Gebetsschnur[2] wie in den Händen der Christen der Rosenkranz[2]. Die Muhammedaner richten sich in manchen landwirtschaftlichen Arbeiten nach den christlichen Festen: Kreuzerhöhungsfest und Fest von Lydda[3]. Manche Christen fasten im Ramadan und haben die muslimische Gebetsstellung, wobei die Hände über die Brust gekreuzt werden. Muslimen und Juden rezitieren oder lesen religiöse Stücke unter fortwährendem Neigen des Kopfes; sie legen beim Betreten eines heiligen Ortes die Schuhe ab. Die Juden in Tiberias laden vom Dach der Synagoge zum Gottesdienst ein ähnlich wie der muhammedanische Gebetsausrufer vom Minaret zum Gebet. Juden und leider auch Christen suchen in Krankheitsfällen und Diebstählen nicht selten Hilfe bei muslimischen Heiligen und Zauberinnen.

Endlich verehren Muhammedaner und Christen den berühmtesten aller morgenländischen Heiligen „el-chaḍr“[4] nach

[1] Kap. 25. [2] mâßbaḥa. [3] S. 135. [4] der Grüne.

muhammedanischer Auffassung der Prophet Elias, nach christlicher der Drachentöter St. Georg. Da aber der Ritter mit Eliä Geist ausgerüstet gewesen sei, so kommen auch die Christen beim Gedanken an el-chaḍr auf die Person des israelitischen Propheten zurück, und es begegnet uns in den Ausrufen: „O heiliger Elias, o Chadr, o heiliger Georg“[1] der Hilfe, Kraft und Heilung suchenden Muhammedaner und Christen eine übereinstimmende Verehrung ein und desselben Heiligen.

In noch helleres Licht tritt der Glorienschein dieses Heiligen dadurch, daß die Geisteskranken unter seinen Schutz gestellt sind. Der Orientale hält den Irrsinnigen als von einer dämonischen Macht besessen und nennt ihn darum nie anders als maǧnūn d. h. von einem ǧān oder Dämonen beherrscht. Aus dieser Anschauung heraus erklärt sich fürs erste die Scheu, die man Geisteskranken gegenüber hat, und die z. B. David in jener verzweifelten Lage unter den Philistern veranlaßte, sich wahnsinnig zu stellen (1 Sa 21,12 ff.), um so selbst für Feinde unnahbar zu sein; zum andern das bei Geisteskranken angewandte Heilverfahren. Dieses besteht einfach darin, daß man die Irrsinnigen unter den unmittelbaren Einfluß ihres Schutzheiligen stellt, indem man sie in eine der beiden Irrenanstalten des Landes verbringt. Die eine ist bei Bethlehem, die andere in Nablus; beide heißen el-chaḍr. Auf die Behandlung der Kranken näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; es möge genügen zu konstatieren, daß sie eine grausame und sogar tierische ist, indem der Kranke, an einer schweren Kette angebunden, nur spärlich Speise und Trank erhält und allerlei Torturen zu erdulden hat. Jeder Menschenfreund wird es darum mit Freuden begrüßen, daß die christliche Liebe auch hier angefangen hat, sich dieser Elenden zu erbarmen. Dies geschieht in der von Missionar Waldmeier in ʿaṣfūrīje bei Beirut begründeten Irrenanstalt.

[1] jā mār eljāß, jā chaḍr, jā mār ǧirjiß!

Kapitel 25.

Abergläubisches.

Je mehr ein Volk sich in äußere Religiosität verliert und nicht von der freimachenden Kraft wahren Lebens aus Gott durchdrungen wird, und je ungebildeter es noch dazu ist, um so mehr wird es in den Banden des Aberglaubens liegen. Die Palästiner und zwar Muslimen, Christen und Juden huldigen ziemlich stark dem Aberglauben. So mannigfach er nun bei den Völkern auch auftritt, so ist doch eine merkwürdige Übereinstimmung der Formen nicht zu verkennen. So sagen z. B. die Araber wie die Deutschen: Wenn Raben über dich hinfliegen, so bedeutet es nichts Gutes. Oder: Sieh bei Nacht nicht in den Spiegel, du könntest den Teufel erblicken. — Beide sind auch Tagewähler. Wie in Süddeutschland aus altem Aberglauben Hochzeiten fast nur am Donnerstag und Samstag, auch Montag gefeiert werden, so rät das arabische Verslein[1]: Wasche nicht am Montag und wenn deine Familie 2000 Seelen zählte d. h. wenn es noch so dringend wäre.

Aus dem umfangreichen Gebiet der Formen des Aberglaubens soll im Folgenden nur eine Auswahl der gebräuchlichsten gegeben werden:

1. Wer von der Dostenpflanze[2] vierzig Tage lang jeden Morgen etwas genießt, ist gegen Schlangenbiß gefeit.

---

[1] lā ṭráßßil jōm etnēn ua lau kānāt ʿailtak alfēn. [2] Origanum Maru L, ar: saʿtar.

2. Um jemand, welcher erſchreckt worden iſt, vor den üblen Folgen des Schreckes zu ſchützen, muß man ihm von ſeinem Urin zu trinken geben.

3. Wer die Sterne mit erhobener Hand zählt, bekommt Warzen an die Hand.

4. Wer bei Mondſchein im Freien das Haupt entblößt, läuft Gefahr, grindig zu werden.

5. Kitzelt dich die Handfläche, ſo wirſt du noch am gleichen Tage Geld bekommen.

6. Sitzt die Hausfrau am Feuer und fängt dieſes zu ſingen an, ſo wird irgendwo über die Familie geſprochen. Die Frau pflegt alsdann zu rezitieren: Sagſt du, o Sprecher, Gutes, ſo ſei's für dich und uns; iſt es aber Böſes, ſo komme es auf deinen eigenen Kopf!

7. Sieht jemand im Traum ein Kamel, ſo wird entweder der Betreffende ſelbſt oder einer der Verwandten in Bälde ſterben.

8. Wer die Inſchriften der Gräber lieſt, wird vergeßlich oder wird bald ſterben.

9. Die Mütter warnen ihre Töchter vor dem Kauen von Maſtix am Abend; denn ſonſt, ſagen ſie, würden ſie das Fleiſch ihrer verſtorbenen Anverwandten kauen.

10. Wer vom Tode träumt, lebt lang.

11. Eine Schlange im Traum ſehen, bedeutet: es erſteht ein Feind.

12. Ein Kind, welches bei der Taufe nicht ſchreit, wird bald ſterben.

13. Werden zwei Kinder zuſammen getauft, ſo wird das in zweiter Linie Getaufte nicht lange leben.

14. Auf die Stelle, wo ein Kind gefallen iſt, muß die Mutter dreimal ſpucken, damit der Fall keine nachteiligen Folgen hinterläßt.

15. Über die Kleider eines Kindes, ſelbſt über die Lappen, womit manche Säuglinge nur notdürftig bekleidet ſind, darf

man nicht schreiten, damit das Kind nicht verkrüppele oder im Wachstum zurückbleibe.

16. Man darf ein Kind nicht auf die Füße küssen, weil es sonst nicht mehr wächst.

17. Kleine Kinder muß man viel weinen lassen, so werden sie schwarze Augenbrauen (Zeichen der Schönheit! S. 62) bekommen.

18. Wenn eine Frau einer Schlange begegnet, so spricht sie: „Geh, schleiche dich fort, o Gesegnete“[1], worauf die Schlange, ohne dem Weibe etwas zu leid zu tun, weiterkriecht. Der Ausdruck „o Gesegnete“ ist euphemistisch für Verfluchte und dürfte in der Stelle Hiob 2,9 ein Gegenstück aus alter Zeit finden.

19. Wenn einer schwangeren Frau eine Schlange in den Weg kommt, so fahre, heißt es, diese erschrocken zusammen und bleibe wie gebannt liegen, falls die Frucht ihres Leibes ein Sohn ist; auch könne die Frau das Tier, ohne daß es sich zur Wehr zu setzen vermöchte, töten[2]. Nicht der Fall ist dies aber, wenn die Frau von einem Mädchen entbunden werden wird.

20. Die Orientalen pflegen vor dem Eintritt in ein Zimmer sich der Schuhe zu entledigen. Kommt nun zufällig ein Schuh verkehrt zu liegen, so bedeutet es Unheil.

21. Eine Mutter soll ein ungehorsames Kind nicht auf der Schwelle des Hauses — während die beiden sich darauf befinden — schlagen, denn das bringe Unheil[3].

22. Ein Hochzeitspaar soll auf einem andern Wege als dem zur Trauung in die Kirche beschrittenen ins Haus zurückkehren, damit der Mann nicht bald sterbe.

23. Wird bei einer Trauung, während der Geistliche die Einsegnungsworte spricht, von jemand ein Knoten in eine

[1] ßiri, ßiri, jā mubārake! [2] höchst wahrscheinlich von 1 Mo 3,14 f. abhängig. [3] an die Schwelle geknüpfter Aberglaube, s. auch 1 Sa 5,4 ff.; Zeph 1,9.

Schnur gemacht, so sei das junge Ehepaar gebunden, d. h. die Ehe bleibt kinderlos.

24. Wenn man nach der Geburt eines Kindes in den Blutabgang der Mutter glühende Kohlen wirft, so bleibe die Frau soviele Jahre kinderlos, als die Zahl der ausgelöschten Kohlen beträgt.

25. An dem Orte, wo das Blut eines Ermordeten vergossen worden ist, erscheint jede Nacht ein Gespenst, welches die letzten Rufe oder Worte des Getöteten in derselben Weise vernehmen läßt (vgl. 1 Mo 4,10).

26. Wenn sich eine Wachtel in ein Haus verirrt, so ist dies ein Glück verheißendes Zeichen. Diesem Glauben mag die Wachtel außer ihrem gewöhnlichen Namen ßummāne den Beinamen ßalua, welcher Glück und Trost bedeutet, verdanken.

27. Ein Fellache ist nicht bereit nach Sonnenuntergang ein Sieb auszuleihen, weil dies seinen Kühen schaden könnte; im Notfall wird er verschiedenfarbige Lappen daran binden.

28. Manche Fellachen binden sich um Hand und Fußgelenke wollene Fäden oder Schnüre und behaupten, dadurch eine Stärkung der Gelenke zu erfahren.

* * *

„El-'ain das Auge", richtiger „der böse Blick", ist die verbreitetste Form des Aberglaubens, die darauf sich stützt, daß nach der Ansicht der Leute gewisse Personen die Kraft besitzen, Menschen, Tiere, Pflanzen und Gegenstände durch ihren Blick zu schädigen. In diesem Verdacht stehen erstens die bartlosen[1], zweitens die blauäugigen und gleichzeitig mit lückenhaft stehenden Vorderzähnen ausgerüsteten Leute. Merkwürdig ist, daß nicht nur der Haß oder Neid, sondern auch die Liebe die Ursache der Ausübung des bösen Blickes sein kann. Aus diesem Grunde hört man Frauen, anstatt ihrem

[1] daher der Spruch: ṣabāḥ el-eḳrūd ualā ṣabāḥ el-aġrūd lieber der Teufel als der Bartlosen Gruß.

Wohlgefallen an dem kräftigen und schönen Kinde einer Mutter Ausdruck zu verleihen, vielmehr „pfui über dich“[1] sagen, damit ja der Blick der Bewunderung nicht unheilvoll werde[2]. Schöngestaltete Menschen, vor allem Kinder, edle, wertvolle Haustiere wie Pferde, Maultiere und Kamele sind dem „Auge“ am meisten ausgesetzt. Es ist darum nicht nur Trägheit von seiten der Bauernweiber, ihre Kinder im Schmutz Tag für Tag hinleben zu lassen, sondern auch der abergläubische Gedanke, daß ein schmutziges Angesicht vor dem neidischen Blick sicher ist. Weil aber kein Mensch weiß, ob nicht irgend etwas an ihm oder an seinem Besitz den Neid des andern erweckt, so hält man es für ratsam, sich gegen das böse Auge zu feien. Dies kann durch Amulette[3] verschiedener Art und durch Segenswünsche geschehen.

Ein Amulett hat als Hauptbestandteil einen von einem Daruīsch oder Neger[4] mit Koransprüchen oder gewissen Formeln beschriebenen Leinenstreifen. Dieser kommt in ein blechernes Büchslein, welches zugelötet und an ein Band über die Achsel gehängt, an der Seite auf dem bloßen Körper getragen wird. Kindern werden die Amulette auch an den Tarbusch genäht. Ein häufiges und wirksames Schutzmittel soll eine besondere Art kleiner, goldener Münzen sein, die eine ganze menschliche Figur als Bildnis tragen und daher maschchas[5] heißen. Ein solches Stück wird vornehmlich von Wöchnerinnen vom 1.—40. Tage getragen. Als Schutzmittel dienen außerdem Alaun[6] und blaue Glasperlen[7]. Mittels Schnüren werden die letzteren netzartig gereiht und Alaunstücke dazwischen gebracht und sowohl Menschen wie Tieren als Talisman gegen bösen Zauber angehängt. Maultiere und Kühe sieht man häufig damit; meist ist ihnen noch ein halbkreisförmiger Aus-

[1] tfū ʿalēk. [2] vgl. damit unser deutsches Wort: beschreie es nicht d. h. du sollst es nicht loben! [3] eḥgāb. [4] in diesem Fall takrūri Pl. takárne genannt. [5] eine Person darstellend. [6] schäbbe. [7] charas.

schnitt vom Holz des Zürgelbaumes[1] beigegeben. Lieblingspferden wird ein Halbmondamulett aus Silber oder Elfenbein um den Hals gehängt.[2] Ein neuerbautes Haus ist gegen den bösen Blick geschützt, wenn man Knoblauch, Alaun, blaue Glaskugeln, Knöpfe oder Knochen von toten Tieren oder ein leeres Ei an der oberen Türschwelle oder zwischen zwei Fenstern aufhängt. Über den Türen mancher jüdischen Häuser bemerkt man eine farbige oder steinerne Hand. Dieselbe soll ebenfalls gegen das neidische Auge und die bösen Geister schützen, aber es ist nicht unmöglich, daß sie ein Symbol der Hand Gottes sein soll, welche sich schützend über dem Eingang des Hauses ausbreitet. Mose sang einst: „Herr, deine rechte Hand tut große Wunder" (2 Mo 15,6), und auch Esra (8,31) rühmt die Hand Gottes, die über ihm und seinen Freunden war.

Auch dem Salz schreibt man eine bewahrende Wirkung zu. Bei Hochzeiten streuen die Frauen Salz mit Gerstenkörnern vermischt, wenn die Hochzeitsprozession des Bräutigams durchs Dorf stattfindet. — Leider gilt auch die Lüge als Schutzmittel. Mütter geben auf eine bezügliche Frage nicht selten das Alter ihrer Kinder höher als der Wirklichkeit entsprechend an, um zu verhindern, daß ein kräftig entwickeltes Kind bewundert wird.

Andere Mittel gegen den Bann des „Auges" sind Wunschformeln. Als bekannteste gilt die Anrufung Gottes: „Der Name Gottes sei über dir"[3]! oder „Mit dem Segen Gottes"[4]! oder „Gesegnet"[5]! oder „Dein Schutz sei in Gott"[6]! oder nur bei den Muslimen „Benedeie den Propheten"[7]! oder „Gottes Gedenken"[8]! Wer z. B. ein Kamel bewundert, darf nicht vergessen, den Namen Gottes oder des Propheten in irgend einer Weise hinzuzufügen, etwa so: „jā ṣalātak, jā muḥámmed dein Gebet o Muhammed" sc. möge schützend über dem Tiere sein!

---

[1] Celtis australis L, ar: mēß. [2] wohl schon im Altertum gebräuchlich, vgl. Ri 8,21. [3] ßmallāh 'alēk. [4] 'al-bárake. [5] embārak. [6] ḥauṷáṭṭak b'allāh. [7] ṣálli 'an-nebi. [8] ḏikr Allāh.

Was geschieht aber nun, wenn das böse Auge geschadet bzw. getroffen hat, wie der Araber sagt? Entweder gibt es Mittelchen wie: Zerschlage ein mit Zaubersprüchen beschriebenes Ei an der Stirne des vom „Blick" Getroffenen! oder man sucht dem Schaden durch Räuchern mit Weihrauch zu steuern, denn „der Weihrauch vertreibt den Teufel". Wie gering indes diese Hoffnung auf Hebung des Schadens sein muß, läßt sich daraus ermessen, daß es viele Sieche und Krüppel gibt, die ihr Leiden auf den bösen Blick zurückführen, und daß bisweilen gesagt wird: Zwei Drittel der Gräber sind eine Folge des bösen Blickes. Trotzdem wird die Manipulation des Räucherns noch häufig vorgenommen. Ist z. B. ein Kind erkrankt und der Verdacht steigt auf, daß das böse Auge dabei im Spiele ist, so wird geräuchert. Eine alte Frau nimmt eine Handvoll Salz und wirft es ins Feuer. Wenn das Salz knistert und knallt, so wird das Kind über den Kohlen gewiegt und nach allerlei mystischen Reden und Formeln[1] die Verwünschung ausgesprochen: „Platze, o Auge der Feindin"[2]! Will die Mutter die Person, von der der böse Blick ausging, erforschen, so legt sie ein Stück Alaun auf eine glühende Kohle. Aus der durch das Schmelzen entstandenen rätselhaften Figur wird es ihr nicht schwer, den Feind zu erkennen; denn hat z. B. die Mutter eine Feindin, so muß diese die Missetäterin sein. Hierauf wird die Figur wieder erhitzt, und unter wiederholter Verwünschung und Fluchrede löscht bzw. vernichtet die Mutter mit Wasser das böse Auge der Feindin. Die Zeremonie hat die Mutter vergewissert, daß jene Frau ihre Feindin ist, und wenn sie ihr nun begegnet, spuckt sie aus. — Das Ausspucken geschieht auch sonst als Zeichen der Verachtung bei Leuten, die in Feindschaft leben.

[1] rakue Zauberformel. [2] ṭuḳḳi, jā 'ain il-'adue!

Kapitel 26.

Klima, Krankheiten und Heilmittel.

Das Klima Palästinas weist entsprechend den kolossalen Unterschieden in der Höhenlage der einzelnen Gegenden bedeutende Verschiedenheiten auf. Zwischen dem Spiegel des Toten Meeres (— 400 m) und den Höhen von Hebron und et-ṭaijibe (+ 1000 m) ist eine Differenz von 1400 m. Zu einer Zeit, da die Jordanniederung subtropischen Charakter trägt, fällt auf den Höhen Judas im Januar häufig Schnee. Das andere Kennzeichen im Klima Palästinas sind die fast unvermittelten Übergänge aus der Sommerhitze in die Winterkälte, der plötzliche Umschlag der Winde und die rasche, tägliche Abkühlung nach dem Untergang der Sonne. Es vereinigt demgemäß große Gegensätze zwischen starken, andauernden Regengüssen und dürren Zeiten, kalten Nordwinden und glühenden Südwinden, heißen Tagen und kühlen Nächten (vgl. das Wort Jakobs 1 Mo 31,40).

Diese Kontraste lassen von vornherein einen nachteiligen Einfluß auf die Gesundheit erwarten. An und für sich wäre das Klima, besonders das des Gebirgslandes, nicht ungesund zu nennen. Ein vorsichtiges Verhalten bei Witterungswechsel, beim Genuß des Wassers und der Speisen, besonders mancher Früchte (S. 170 oben) und Vermeidung von Erhitzungen und Gemütsbewegungen werden den Bewohner Palästinas vor mancher Krankheit bewahren. Wo man sich aber nicht daran kehrt, treten Fieber, Rheumatismen, Magen- und

Darmaffektionen, die sich bis zur Dysenterie steigern, auf. Häufige Ansteckungskrankheiten sind Masern, Pocken, Krätze und Diphtheritis. Der Aussatz ist wahrscheinlich nicht ansteckend, wohl aber erblich und so gut wie unheilbar. Es gibt im ganzen wenig Aussätzige. Wenn es gelingen würde, die Aussätzigen zu konsignieren und Heiraten unter ihnen zu verhindern, so wäre die Möglichkeit vorhanden, diese Krankheit auszurotten. Leider ist es ihnen bis heute unbenommen, ihr ungebundenes, liederliches, bettelhaftes Leben, das sie dem geordneten Aufenthalt in christlichen Asylen (Kap. 32, I) vorziehen, weiterzuführen.

Die Hauptkrankheit des Landes ist das Wechselfieber. Mehr oder weniger wird jedermann davon heimgesucht. Es kündet sich durch Mattigkeit, Kopf- und Rückenschmerzen an. Hierauf stellt sich ein starker Schüttelfrost ein, der nach ein paar Stunden in Hitze bis 40° umschlägt. Durch guten Schweißausbruch wird gemeiniglich die Fieberglut gebrochen. Ist die Temperatur nahezu auf normal gesunken, so verordnet der Arzt je nach dem Alter d. h. ob Kind oder Erwachsener bis zu 1 g Chinin, welches mit ziemlicher Sicherheit einen erneuten Anfall verhindert. Erkältung, feuchte Wohnung, schlechtes Trinkwasser, Miasmen, die dem Boden entsteigen, und große Hitze sind die Haupturſachen dieser heimtückischen Krankheit. Sie tritt am häufigsten nach dem ersten Regen und zur Zeit der Schirokkos auf.

Die Landbevölkerung verhält sich manchen Krankheiten gegenüber passiv, was sich aus ihrer fatalistischen Anschauungsweise erklärt (S. 16). Allmählich aber sucht sie mehr und mehr die Hospitäler auf. Was viele noch abhält, ausgiebigeren Gebrauch von den Krankenhäusern zu machen, sind religiöse Vorurteile und abergläubische Ansichten. Trotz der großen natürlichen Vorliebe für freie Luft werden Kranke, namentlich sobald einiger Verdacht auf den Teufel fällt, hermetisch von der äußeren Luft abgeschlossen und das ganze Haus durch-

räuchert. In den den Städten fernliegenden Dörfern nimmt man seine Zuflucht zu der Heilkunst der Quacksalber, die entweder ein Daruīsch oder eine alte Frau ausübt. Auch ist nach dem Glauben der Muhammedaner jede Mutter von Zwillingen von Gott zur Ärztin bestimmt.

Wir geben nachstehend eine Aufzählung von Heilmitteln des palästinischen Volkes, unter denen wie ersichtlich die aus den Medizinkräutern gewonnenen Absude und Säfte die wichtigste Rolle spielen.

1. a) Gegen die häufigste Krankheit Palästinas, das Wechselfieber, wird der Gamander[1] empfohlen, ein gewürziges, im Mai und Juni dunkelrosa blühendes Kräutlein. Aus den dunkelgrünen, sehr bitteren Blättern bereitet man einen Trank, indem man sie mit Wasser übergießt und zwei Nächte unter dem Sternenhimmel stehen läßt. Der Kranke, der morgens und abends davon zu trinken hat, soll sich während der Kur vor jeglicher Aufregung hüten, dann „wird er das Fieber bald los werden und sich seines Lebens wieder freuen". b) Viel gerühmt wird auch ein Absud der bitteren Blätter eines weißfilzigen Lippenblütlers mit kleinen, weißen Blüten, einer Art Andorn[2]. Die Pflanze wächst gern auf Schutt- und Begräbnisstätten.

2. a) Gegen Leibschmerzen und Magenbeschwerden soll man den poleyartigen Gamander[3] abgekocht oder roh genießen. b) Auch die echte Kamille[4] wird als Thee dagegen genossen. c) Gute Dienste soll auch ein Absud der dicken, langen Wurzel der rotfrüchtigen Zaunrübe[5] leisten. d) Endlich wird das aus sa'tar gewonnene aromatische Öl, auf ein Stückchen Zucker getröpfelt, gerühmt. Sa'tar ist der arabische Name für eine Art Dosten oder Majoran[6], einen

[1] Teucrium Chamaedrys L.; ar: kamándra. [2] Marrubium, ar: iḳrēha. [3] Teucrium Polium L, ar: ġi'de. [4] Matricaria aurea, ar: bābūniġ oder ḳrē'a. [5] Bryonia multiflora Boiss., ar: ġarmū'a oder 'inab il-ḥaije. [6] Origanum Maru L.

bei Städtern und Landleuten gleich beliebten Lippenblütler. Er wird vor der Blütezeit im Frühling gesammelt und in der Sonne getrocknet. Die Blättchen, welche sich nun leicht abstreifen lassen, werden zu Pulver gestoßen und als gewürzige Zukost zum Brot genossen. Mengt man noch gerösteten, pulverisierten Weizen und die feingestoßenen, getrockneten, säuerlichen Körner des Summāḳ[1] dazu, sowie das Mehl von geröstetem Sesamsamen, so hat man ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel der Araber (vgl. S. 203). Der Geschmack erinnert an Kräuterkäse.

3. Gegen Dysenterie wird ein von geriebener Muskatnuß bereiteter Thee geraten.

4. a) Eins der bekanntesten Heilkräuter ist die strittige Salbei[2]. Im Arabischen heißt sie marjamīje d. i. Marienkraut, weil die Jungfrau Maria neben einer solchen ausgeruht und sie dann zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit gesegnet habe. Im Zimmer eines Kranken und in feuchten Räumen wird diese Pflanze zur Verbesserung der Luft aufgehängt oder geräuchert. Durch das Räuchern soll, besonders bei ansteckenden Krankheiten, die Luft gereinigt werden. b) Ein Fußbad in Salbeiabsud ist gegen Kopfschmerzen sehr wirksam. c) Aus den gewürzigen Blättern bereitet man einen vorzüglichen Heiltrank gegen Magenleiden und Leibschmerzen, indem man sie in ein Tüchlein bindet, in einem Gefäß mit Wasser anziehen läßt, worauf man die so gewonnene Essenz in kleinsten Mengen eingibt.

5. a) Die Waldminze[3], welche am Wasser wächst, wird gesotten und als Likör eingegeben. Die zerstoßenen Blätter, mit etwas Essig und Sauerteig vermengt und auf den Magen gelegt, bewirken Aufhören von Erbrechen. b) Den

---

[1] Rhus coriaria L, ar: ßummāḳ. [2] Salvia controversa Ten.
[3] Mentha sylvestris L, ar: na'na'.

gleichen Dienſt tun die Samen der Seeſtrands- oder Aleppokiefer[1], welche man leicht röſtet, in ein Tüchlein bindet, in Waſſer anfeuchtet und ausdrückt. Der herauströpfelnde, milchige Saft wird getrunken. c) Ein drittes Mittel iſt eine Miſchung von feingeſtoßenen Pfefferminzküchlein, Eſſig und Mehl, die als Pflaſter auf den Magen gelegt wird.

6. Ein Heilmittel gegen Gliederweh und Rheumatismus iſt ein Andorn[2] mit moſchusartigem Geruch. Wirkſam iſt die Pflanze nach dem Glauben der Leute nur, wenn ſie von einer über 60 Jahre alten Frau gepflückt wird. Auf dem Wege zur Pflanze darf die Frau niemandem Red und Antwort ſtehen. Iſt das Kraut gefunden, ſo werden Wurzeln und Blätter in einem völlig dunkeln Raum des Hauſes abgekocht. Kommt die Maſſe zum Kochen, ſo muß der Kranke, nur in einen Mantel gehüllt, ſich über den dampfenden Keſſel beugen. Sieben Tage lang hat er dieſe Prozedur jeden Abend zu verrichten. In dieſer Zeit darf er nur ungeſäuertes Brot und Honig eſſen.

7. a) Rheumatismus und Gicht ſollen weichen, wenn man ein in heißer Aſche warm gemachtes und auf der Auflegeſeite enthäutetes Blatt der Kaktusfeigenſtaude[3] auflegt. b) Gegen dieſelben Leiden wird eine Art Leimkraut[4] empfohlen, welches in Olivenöl gekocht auf die ſchmerzhaften Stellen zu legen iſt.

8. Gegen Magen- und Leberleiden wird Wermut[5] entweder trocken und pulveriſiert oder als Thee angewendet.

9. Huſten, Lungen- und Bronchialkatarrhe werden mittels Thee von Hollunder oder einer lilablütigen Malve, die die Größe eines Bäumchens erreicht, geheilt.

---

[1] Pinus halepensis Mill., ar: ḳrēsch. [2] Marrubium, ar: ʿḳrēha. [3] Opuntia grandifolia, ar: ṣabor. [4] Silene Atocion Jacq., ar: muṣṣēṣ oder ḳuṭṭēn el-ṛasāl. [5] Ar: schēbe oder schīḥ.

10. a) Ein bekanntes Mittel gegen Asthma ist der Stechapfel[1], dessen Blätter zu Cigarren gedreht und geraucht werden, wenn der Anfall kommt. b) Auch Thee von Vogelknöterich[2] wird häufig gegen dieses Leiden angewendet. c) Derselbe Knöterich, sagt man, heile die Schwindsucht.

11. Zur Vertreibung des Bandwurms werden die Kerne des Kara'kürbisses angepriesen. Ein bis zwei Handvoll davon, nüchtern gut gekaut und genossen mit nachfolgendem Laxier, tut den gewünschten Dienst.

12. a) Ein sicheres Abführmittel ist die sonnenwendige Wolfsmilch[3], die im Ostjordanland wegen dieser Verwertung den euphemistischen Namen „Mutter des Wohlbehagens" führen soll. Man nehme zwei Tropfen des Saftes auf einem Stückchen Zucker, hüte sich aber, zuviel zu genießen. b) Dem gleichen Zweck dient die Koloquinte[4] mit ihrer bitteren, apfelgroßen Frucht. Die den Melonenkernen ähnlichen Samen werden gestoßen und genossen. Oder: man trocknet den Koloquintenapfel, nimmt etwa $^1/_2$ g des pulverisierten Fruchtinnern und trinkt zwei Gläser laue Milch dazu. Diese Medizin wirkt reinigend und soll auch innere Hämorrhoiden heilen.

13. Ein Tropfen des scharfen Saftes der allenthalben auf Schutt wachsenden Spritz- oder Eselsgurke[5] in die verstopfte Nase gebracht hebt die Verstopfung auf.

14. Die in Öl gekochten Blätter der Bongardia Rauwolfii, einer im Februar in der Saat häufigen, gelbblühenden Berberidee, geben eine Salbe zur Linderung von Ohrenschmerzen.

15. Gegen die Hundswut werden die Wurzeln und Blätter von Anagyris foetida L[6] gerühmt, aus welchen man

---

[1] Datura Stramonium L, ar: barsch. [2] Polygonum aviculare, ar: ḳuḍḍāb. [3] Euphorbia helioscopia L, ar: ḥullēbe oder ḥalablūb. [4] Cucumis colocynthis Schrad., ar: ḥanḍal. [5] Ecballium elaterium Rich., ar: faḳḳūß il-eḥmār. [6] ar: littēn oder ßalamōn.

ähnlich wie aus dem Gamander (ſ. Nr. 1a) einen Trank bereitet. Die Pflanze muß fern von menſchlichen Wohnungen wachſen, wo Hunde nicht hinkommen, auch darf ſie nur zwiſchen Sonnenuntergang und -aufgang genommen werden.

16. a) Eine blutende Wunde ſucht man durch Aufträufeln des Saftes einer unreifen, ſchwarzen Feige zu ſtillen. b) Eine ſehr gute Heilwirkung bei Wunden oder Geſchwulſten haben die in Eſſig getauchten Blätter der Wollblume[1], c) die getrockneten und zerriebenen Blätter vom Günſel[2], d) die der italieniſchen Ochſenzunge[3] und e) die des Hollunders[4]. f) Bei eiternden Wunden werden auch die Blätter vom Aron[5] aufgelegt oder man kocht die zerſtoßenen Wurzeln der erwähnten Ochſenzunge und macht mit dem Abſud Umſchläge. g) Eine ähnliche Verwendung erfährt der Alant[6], deſſen Wurzeln pulveriſiert und mit Eiern vermiſcht auf einen gebrochenen Arm oder eine Wunde geſtrichen werden. h) Statt Alant kann auch Eiweiß mit Lehm vermiſcht aufgelegt werden. i) Wunden am Fettſchwanz der Schafe, worin ſich häufig Würmer bilden, werden mit Teer[7] oder Kalk verſtrichen. k) Ein wunder Mund wird durch einen Teig von Senfmehl und Johannisbrotſaft, den man zweimal täglich fünf Minuten lang in den Mund nimmt, geheilt. Das werde zwar ſchmerzen, aber raſch und ſicher heilen.

17. a) Der Gamander (ſ. Nr. 2a) gilt auch als ein vorzügliches Mittel gegen Warzen. Die Pflanze wird getrocknet, zu Pulver zerſtoßen und mit Brot gegeſſen. b) Auch die Wolfsmilch (ſ. Nr. 12) wird hiefür angewendet. Man ſchneide die Warze ab und betupfe ſie zu wiederholtenmalen mit dem weißen Saft der Pflanze.

---

[1] Verbascum tripolitanum Boiss., ar: ʿauáruar. [2] Ajuga Chamaepitys, ar: ʿûschb il-ġurḥ. [3] Anchusa italica Retz, ar: ḥimḥim. [4] ar: belißān. [5] Arum sanctum oder palaestinum Boiss., ar: dān il-fîl oder lūf. [6] Inula viscosa Ait., ar: ṭaijūn. [7] ḳiṭrān.

18. Gegen Sonnenstich wenden die Beduinen Sauermilch an, mit der sie den ganzen Kopf, den Hals und die Brust bestreichen.

19. a) Eine häufige Krankheit Palästinas bilden die Augenleiden. Gegen Augenschmerzen im allgemeinen dient die bittere Aloe[1]. Die dicken, fleischigen Blätter brät man auf Kohlenglut, schneidet ein Stückchen davon ab und legt es noch warm auf das geschlossene Auge. b) Von einer wahrscheinlich nicht einheimischen Leguminose[2] werden die Samen, die den Summāḳkörnern gleichen, außen rostrot, innen grün sind, geröstet, mit Kandiszucker geklopft und auf die geschwollenen Augenlider getan. c) Man rasiere in der Mitte der Schädelfläche einen talergroßen Fleck Haare weg, oder: man bepinsele die Augen mit dem Urin eines kleinen Kindes. d) Wenn das Auge oder Augenlid entzündet[3] ist, so zerstoße die Schale einer kabrīje-Frucht und siebe das Mehl (das Zerstoßene) durch ein Stück feinen Flores. Schwenke hierauf Eigelb durch reines Wasser, löse das umgebende Häutchen und bestreiche mit dem Dotter ein Stückchen Flor, streue etwas kabrīje-Mehl darauf, lege das Ganze gut aufs Auge und hüte dieses vor Luftzug. e) Wenn das Auge schwach geworden ist (ein Nebel vor den Augen liegt, etwa infolge von Krankheit) oder wenn es einen weißen Fleck hat, so öffne ein Ei an der Spitze und sorge, daß das Eiweiß allein in der Schale bleibt (indem man Eiweiß und Dotter gesondert je in ein kleines Gefäß laufen läßt und dann ersteres wieder zurückbringt), vermische damit eine Messerspitze voll reinen, zu Mehl zerstoßenen Kandiszucker, setze die Schale in heiße Asche, rühre Eiweiß und Kandis mit einem Holzstäbchen, bis es wie eine Salbe[4] wird. Reinige die nun aus der Asche zu nehmende Schale gut von außen und stelle sie

---

[1] Aloe vera L., ar: ṣabra murra. [2] ar: schischim; auf dem Gewürzmarkt Jerusalems käuflich. [3] chamīl. [4] barham.

in ein Kaffeetäßchen, worauf durch die Poren der Schale ein Saft schweißt, von dem man je dreimal Tags und Nachts ins Auge tröpfeln läßt. Das Ei ist täglich zu erneuern.

20. Gegen Kränklichkeit im allgemeinen, die ungesunden Stoffen zugeschrieben wird, verfahren die Landleute folgendermaßen: Sie brennen sich in das Fleisch eines Armes ein kleines Loch und stecken eine Erbse darein, die mit einem Rebblatt bedeckt und lose verbunden wird. Durch den Fremdkörper der Erbse kann die Wunde nicht heilen, vielmehr werden Eiter und andere schädliche Stoffe aus dem Körper gezogen. Täglich werden Erbse und Blatt erneuert. So schmerzhaft diese Prozedur ist und so unsympathisch sie uns erscheint, so wird sie doch häufig vorgenommen, denn das Landvolk rühmt ihr stets Heilung nach. Für eine heilende Wirkung spricht allerdings der zu grunde liegende Gedanke von der Reinigung des Blutes durch eine laufende Wunde. — Unter den Christen Nordpalästinas gilt als Rezept: Man gieße Wasser über die Decke eines Neuen Testaments und gebe das Wasser dem Kranken zu trinken.

21. Eins der Universalmittel der Fellachen in den verschiedensten Fällen von Krankheit ist das Brennen mit glühendem Eisen in der Gegend des kranken Körperteils. a) Bei Schlangenbiß wird die Bißstelle gebrannt. b) Bei Diphteritis wird eine Sichel glühend gemacht und der Hals außen vorn herum unter dem Kiefer von Ohr zu Ohr gebrannt; ebenso verfährt man beim kranken Rindvieh. c) Der Unlust der Säuglinge, an der Brust zu trinken, steuert die Mutter dadurch, daß sie einen Nagel glühend macht und mit demselben einen Augenblick den Kopf des Kindes am Wirbel berührt, worauf das Kind binnen einer Stunde zu trinken anfange. d) Gebrannt wird selbst in Fällen, wo es jedem vernünftigen Menschen von vornherein als töricht erscheinen muß. So hörte ich von einem Kind mit einem

kurzen Fuß, dem man durch mehrmaliges Brennen zum Längerwerden des Fußes verhelfen wollte.

22. In der Kinderapotheke der Fellachen finden sich nur wenige Mittel, vieles wird der Natur überlassen. a) Man gebraucht gegen Wundsein fein gesiebte, rote Erde, die mit Wasser zu einem Brei gerieben und so aufgestrichen wird, b) gegen heißes Fieber das Ritzen der Haut mit dem Rasiermesser an Rücken und Füßen, bis Blut fließt, c) gegen schweres Zahnen und gegen Hirnentzündung das Brennen mit einer Stecknadel unter der Zunge oder mit einem glühenden Nagel auf dem Kopf (s. Nr. 21 c). d) Gegen Frostbeulen wird Hennapulver angefeuchtet aufgelegt. e) Gegen Husten wird echte Kamille, als Thee getrunken, angewendet. f) Kopfgrind der Kinder weicht dem Waschen mit dem Absud einer Malve[1] mit großer Rosablüte, oder der Einreibung mit dem Saft grüner Oliven oder dem Bestreichen mit einem Gemenge von Kalk und Olivenöl. g) Gegen Flechten werden gestoßene Goldlackblätter aufgelegt.

[1] Alcea lavateraeflora DC., ar: chuṭmīje oder chuṭīme.

Kapitel 27.

Tod, Leichenklage, Grab.

Mit der Annäherung der Sterbestunde füllt sich das Haus des Kranken mit Verwandten und Freunden. Wenn der Kranke verschieden ist, erheben die versammelten Frauen ein herzzerreißendes Geschrei. Wehrufe erfüllen das Haus; Frauen, die auf dem Dach sitzen, nehmen dieselben auf und künden dem Dorfe an, daß Leid und Trauer hier eingezogen sind. Die nächsten weiblichen Angehörigen zerreißen ihre Kleider oder richtiger, sie machen je nach der Größe des Verlustes an der Brustöffnung einen mehr oder weniger tiefen Riß, indem sie die Wehrufe ausstoßen: „jā kaschalīī, jā ḳaṭī'atīī! etwa: o mein Verlust, ich bin ohne dich nichts mehr wert, o ich bin die Abgeschnittene!" Auch schneiden sie sich, z. B. in eß-Balṭ, zum Zeichen der Trauer etliche Haarlocken ab (Jer 7,29). Hierauf werden die besten Kleider angezogen und unter Gesten und Gebärden des Schmerzes und der Trauer beginnt die Leichenklage[1]. Hierzu versammeln sich die schon Anwesenden mit den inzwischen neu angekommenen Frauen der ḥamūle (S. 5) in einem Zimmer oder auf einem freien Platz vor dem Haus, indes die Männer etwa bei dem Haupt der ḥamūle oder einem Anverwandten sich am Kaffeetrinken gütlich tun. Die Frauen lassen sich in einem Kreise nieder, in der Mitte die Hauptleidtragende

[1] bei Städtern manāḥa oder 'asa, bei Fellachen und Beduinen madāle genannt.

und die nächsten Anverwandten. Diese entblößen das sonst stets bedeckte Haupt, werfen bei sehr schmerzlichen Todesfällen auch Staub und Erde darauf (Jer 25,34; Klagel 3,16; Hes 27,30; siehe auch Kap. 30, Nr. 35), zerkratzen sich die Wangen, raufen die Haare aus (Jer 16,6) schwärzen das Angesicht mit Ruß und schlagen sich auf die Brust. Die Klage dauert vom Eintritt des Todes bis zu dem Augenblick, da der Verstorbene aus dem Hause getragen wird, und findet am Grabe ihre Fortsetzung.

Bald nach dem Hinscheiden rasiert man in manchen Gegenden, wenn der Tote ein Mann ist, die Kopf- und Barthaare, wäscht ihn mit warmem Wasser, verstopft die Öffnungen des Körpers mit Baumwolle, wohl um bösen Geistern den Eingang in den Leib zu versperren, und kleidet ihn in neue, weiße Leinwand, manchmal auch in seine besten Kleider. Einer muslimischen Frau werden Hosen angezogen, damit sie nicht bloß vor ihrem Gott erscheine; an manchen Orten gibt man ihr auch Schleier, Seife und Hennapulver (S. 62) mit ins Grab.

Die Beerdigung findet im Morgenland in der Regel noch am gleichen Tage, meist schon nach zwei Stunden, statt. Eile tut besonders not, wenn der Abend nahe ist, denn der Orientale sucht es zu vermeiden, einen Toten nach Sonnenuntergang zu beerdigen. So war es auch bei Jesus, der wenige Stunden schon nach seinem Tode ins kühle Felsengrab gebettet wurde.

Schon bevor man den Toten aus dem Haus trägt, beginnen die sog. Totentänze. Zu den leidtragenden Frauen aus der Freundschaft gesellen sich, besonders in den Städten, zunftmäßige, um Geld bestellte Klageweiber (Jer 9,17), welche in Verszeilen und Strophen wehklagen und die guten Eigenschaften des Verstorbenen besingen. Die Lieder sind entweder improvisiert oder allgemein bekannt und werden dann durch geschicktes Modeln den jeweiligen Fällen angepaßt. Mit auf-

gelösten Haaren stellen sich die Weiber im Kreis auf, berühren einander mit den erhobenen Ellbogen und hüpfen nur gleichmäßig nach links und rechts, wobei sie mit den Armen und Ärmeln, die sie ab und zu, aber taktmäßig, über den Kopf schlagen, verschiedene heftige Bewegungen ausführen. In der Mitte des Kreises steht die Vortänzerin, die mit einigen Helferinnen den Tanz leitet. Eine von ihnen singt die Klage in höherer Tonlage voraus, worauf der Chor aller Frauen mit denselben Worten einfällt. Instrumentalbegleitung scheint nicht mehr üblich zu sein (Mt 9,23). Allmählich steigern sich die leidenschaftlichen Klagen und die wilden Bewegungen der Hände und Füße, bis die Gesichter in hohem Grade gerötet und erregt aussehen und die Zeit des Begräbnisses heranrückt. Ein solches Getümmel fand Jesus bei Jairus' Töchterlein vor (Mk 5,38).

Wenn der Verstorbene zur Beerdigung beschickt und das Grab hergestellt ist, so wird er ohne Sarg auf einer Tragbahre mit dem Kopf voran von Freunden hinausgetragen. Den Zug eröffnet bei den Christen der Geistliche, bei den Muslimen der imām, sowie Blinde oder Arme, welche das Glaubensbekenntnis rezitieren. Eine große Menge Volks (Lu 7,12) gibt das Geleite, denn die Begleitung eines Toten zur letzten Ruhestätte gilt als Ehrerweisung, die ihm niemand vorenthalten soll. Die Männer gehen im Alltagsgewand (die Christen kleiden sich auch sonntäglich), die Frauen erscheinen in besonderer Trauertracht im rot und schwarzgestreiften Mantel, über welchem vom Kopf bis zu den Füßen ein weißes oder schwarzes Tuch mit Fransen herabwallt. Bei den Muslimen begleiten sie den Zug bis zum Eingang des Dorfes, ordnen sich auf irgend einem freien Platz oder einer Tenne und beginnen die Wehklage von neuem; zum Grab dürfen sie nicht herantreten. Bei den Christen folgen die Frauen bis zum Gottesacker mit, gruppieren sich hier, aber abseits von den Männern.

Das Grab ist ungefähr 1 m tief ausgehoben, am Boden ausgeglättet und an den Seiten mit einem Mäuerchen als Absatz versehen, worauf die Steinplatten gelegt werden, so daß der Tote nicht von der Erde gedrückt wird, sondern in einem kühlen Grabkämmerlein ruht, bei den Christen auf dem Rücken mit dem Gesicht nach Osten, damit die Seele nach Osten entweicht, bei den Muslimen auf der Seite, das Gesicht nach Süden d. h. Mekka zu. Die Christen geben ihren Toten einen Ölzweig als Zeichen des Friedens, unter das Haupt gelegt, mit. Nachdem der Geistliche gebetet, den Toten eingesegnet und mit Öl besprengt hat, wird das Grab geschlossen. Bei den Muslimen findet am Grab keine religiöse Feier statt, dafür werden vom chaṭīb in der Moschee Gebete verrichtet. Außerdem haben innerhalb ein oder zwei Tagen etwa 75 Männer gemeinsam tausendmal den muhammedanischen Glaubenssatz zu rezitieren, was an der 100 Körner zählenden Gebetsschnur des chaṭīb nachgezählt wird. Wohlhabendere Leute lassen das Grab mit einigen großen Steinplatten belegen und am Kopfende einen Stein errichten, der in einem ausgemeißelten Turban oder Tarbusch endigt. Berühmten Scheichs und reichen Leuten werden auch Grabkuppeln errichtet. Nicht selten sieht man die Gräber und Kuppeln mit Kalk übertüncht (Mt. 23,27).

Ein aus alten Zeiten vererbter Wunsch des Morgenländers ist es, bei den Familienangehörigen begraben zu werden entweder so, daß um ein Hauptgrab die übrigen Familiengräber gruppiert werden oder, wenn inzwischen die zur Verwesung nötige Zeit von 5—6 Jahren verstrichen ist, daß einige in ein und dasselbe Grab kommen. Daher kommt es, daß wenn jemand in einem fremden Dorf stirbt, er womöglich in seine Heimat verbracht wird. Man bindet den Toten auf ein Lasttier und transportiert ihn manchmal bis zu zwei Tagreisen weit. Dies erinnert uns lebhaft an den

pietätsvollen Wunsch der Erzväter Jakob und Joseph (1 Mo 47,30 und 50,25).

Nachdem die Begräbnisfeierlichkeiten zu Ende sind, kehren die Männer in das Haus einer befreundeten Familie zurück, welche sie eingeladen hat. Hier findet ein Mahl statt, wozu die Betreffenden sogleich mit Eintritt des Todes ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet haben. Außerdem bringen die Freunde frisch gebackenes Brot (2 Sa 3,35; Jer 16,7) mit einer Beigabe von Reis, Eiern, Oliven, Schmalz und Honig. Die Frauen verweilen noch auf dem Begräbnisplatz, erhalten ihr Essen zugesandt und fahren in der Totenklage fort. In ganz seltenen Fällen mögen auch die Männer eine solche veranstalten (Apg 8,2; Hi 2,11); in der Regel aber soll der Muhammedaner keine Klage äußern, er hält in stummer Trauer ein Tuch vor die untere Gesichtshälfte. Damit schließen die Leichenfeierlichkeiten für den Tag des Begräbnisses, nicht aber für die Trauerzeit. Diese dauert bis zum 40. Tage, während welcher die Frauen weder ihre Kleider wechseln noch sich waschen dürfen. In den Wochen nach dem Todesfall stellen sich allmählich die Männer aus der ḥamūle ein, um zu „trösten“ [1], wie man sagt. Dasselbe meint der Evangelist Johannes (11,19): „Viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder.“ Eigentümlich muten uns die den Leidtragenden heutzutage gewidmeten Worte der Tröstung an. Sie lauten: „Wohlergehen deinem Haupt und deinen Kindern! Alle Menschen sterben, wir alle gehen diesen Weg; du mußt nicht böse sein; Gott hat es so gemacht [2]“. Tröstlicher klingt das andere: „Wahrlich, Gottes sind wir, und zu ihm kehren wir zurück“ [3]. — Den Frauen liegt noch eine siebentägige

---

[1] hum bi'assu. [2] ßälämet räßak, ßälämet aulädak; kull en-näß bimūtu, kullna räiḥīn 'a haṭ-ṭarīḳ; musch läsim tis'al, hēk Allāh 'imil. [3] inna lillāh ua inna ileih rāġi'īn.

Totenklage[1] ob, zu der etwa sieben Klageweiber gedungen sind. In dieser Zeit versammeln sich die Frauen täglich ein bis zwei Stunden auf dem Begräbnisplatz oder etwa auf der Tenne (1 Mo 50,10). Dabei leisten befreundete Frauen aus Nachbardörfern Gesellschaft. Bei den Muslimen findet nur je am Donnerstag einige Wochen lang eine solche Klage mit Speiseverteilung unter den Armen statt. Die Christen veranstalten am vierzigsten Tage am Grabe eine religiöse Feier, wobei der Geistliche betet, mitgebrachte Speisen segnet und der gekochte Weizen[2] unter die Armen verteilt wird. —

Die Totenklage müssen wir ansehen als eine uralte Landessitte, welche sich bei Muslimen, Christen und Juden erhalten hat, wobei unerhebliche Verschiedenheiten da und dort vorkommen mögen, aber an dem Bestand der Sitte selbst nichts ändern.

So entrollen diese Trauerfeierlichkeiten ein Stück echt israelitischen Lebens vor unseren Augen.

---

[1] ma'ādе d. h. Wiederholung der Trauer. [2] der ḳamḥ maßlūḳ oder die ßlīḳa, im Libanon ḳilbi.

Kapitel 28.

Gesten.

Die Gebärdensprache ist das Vermögen, sich durch bestimmte Bewegungen des Körpers, hauptsächlich der Hände und des Kopfes verständlich zu machen. Die Gesten oder Gebärden begleiten und erläutern die Rede, treten aber auch selbständig auf. Es ist bekannt, daß manche Gebärden von allen Menschen verstanden werden und darum als notdürftiges Verständigungsmittel benützt werden können, wenn man die Sprache des andern nicht kennt. Nicht überall aber bezeichnet dieselbe Gebärde auch das gleiche, und wie z. B. die Begrüßungsformen bei den verschiedenen Völkern gar mannigfaltig sind, so sind auch die Gesten nicht bei allen Stämmen und Völkern übereinstimmend und gleichbedeutend; bei den Basutonegern soll z. B. einem guten Redner durch Zischen Beifall gespendet werden, was das gerade Gegenteil unserer deutschen Gepflogenheit ist.

Obgleich nun die meisten Gesten darauf beruhen, daß sie ein möglichst treues Abbild der darzustellenden Sache geben, oder in leicht erklärlichem Zusammenhang mit ihr stehen (vgl. Nr. 34 bis 36, 38, 41), so läßt sich m. E. bei manchen doch nicht recht enträtseln, woher sie abzuleiten sind oder welchen Zusammenhang sie mit dem zu versinnbildlichenden Gedanken haben (vgl. Nr. 30).

Eine nicht unbedeutende Rolle spielen die Gesten bei den Arabern; liegt es doch teilweise auch in dem hitzigen Blut

des Südländers begründet, daß, wenn er erzählt, droht, flucht und wünscht, alles an ihm leibt und lebt.

Im Nachstehenden habe ich versucht eine Anzahl allgemein gebräuchlicher Gesten zu beschreiben. Leider bietet das geschriebene Wort ein äußerst mangelhaftes Mittel, die genaue Ausführung der Gesten dem Leser verständlich zu machen; wenn irgend etwas, so gehörten gerade sie ad oculos demonstriert.

1. Ist A beleidigt oder erzürnt worden und kann aus irgend einem Grunde für den Augenblick nicht Vergeltung üben, so bringt er die Spitze des Daumens und Zeigefingers der Rechten zusammen, während die drei anderen Finger leicht gekrümmt und lose schweben, und schwingt oder schüttelt die Hand drohend gegen den Beleidiger mit dem Gedanken: Bei gegebener Gelegenheit will ich dir's heimzahlen.

2. Möchte ich jemand züchtigen, kann ihn aber augenblicklich nicht erreichen, so beiße ich, gleichsam zur Ableitung des Zorns, in den Ballen der Hand.

3. Ist jemand gereizt worden und will Rache nehmen, so beißt er die Zähne aufeinander, reibt sie hörbar und schüttelt etwas den Kopf in aufwärts gehender Richtung.

4. Wenn eine Frau einer andern Gutes oder Böses wünschen will, so geht sie bei Nacht vors Haus oder aufs Dach, öffnet im Anblick des Sternenhimmels den Busen, und, die Brust gegen den Himmel richtend, segnet sie oder flucht ihr, z. B. „o Herr, beraube sie ihrer Kinder; mache sie zur Witwe[1]".

5. Ist jemand gestorben, so schlagen sich die Frauen mit der Hand auf die Wangen.

6. Wenn Frauen um einen Toten klagen, so schwingen oder bewegen sie eine Hand kreisend um die andere (wie unsere Kinder in dem Spiel: Müller, hast du nichts zu mahlen?), oder sie schlagen mit flacher Hand abwechselnd mit der Linken und Rechten auf die Brust.

---

[1] jâ rabbi, ta'dímha aulādha; trammílha!

7. Um den Eintritt des Todes einem anzudeuten, steckt man den Zeigefinger der einen Hand zwischen die Zahnreihen und läßt den Kopf in die Handfläche der andern sinken.

8. Als Ausdruck der Überraschung und des Bedauerns über einen eben eingetretenen Todesfall gilt der Ausruf läh, läh, läh! und darauffolgendes leichtes und langsames Zusammenschlagen der Handflächen, bei welcher Manipulation abwechslungsweise die eine, dann die andere Hand oben ist.

9. Wenn man sagen will: Schade, sc. daß ich das vergessen, verloren, versäumt usw. habe! gebraucht man dieselbe Interjektion läh! und fährt unter leichtem Anbeißen mit dem Zeigefinger seitlich zwischen die Zahnreihen, worauf noch die Verwünschung: „Gott mache den Teufel zu schanden[1]“! folgen kann.

10. Wenn jemand aus Versehen etwas Törichtes oder ihn Bloßstellendes gesagt hat, so beißt er sich ein wenig auf den gekrümmten Zeigefinger als Ausdruck der Verlegenheit.

11. Will jemand mit einer Anklage drohen, so vereinigt er die Spitzen der drei ersten Finger und führt eine gegen den Gegner gerichtete, schüttelnde Handbewegung aus.

12. Streitende drohen einander mit Kopfabschlagen, indem sie die Finger der Rechten gestreckt aneinander legen und mit dieser Hand nach Art eines Schwerthiebes eine paarmalige Bewegung ausführen und dazu sagen: „Ich will deinen Kopf zerbrechen[2]“.

13. Wenn A den B verklagt oder ihm Schaden zufügt, so formt B mit dem Daumen und Zeigefinger einen Kreis, setzt die wieder etwas von einander getrennten Spitzen der beiden Finger an die Kehle und sagt: „Ich will dich erwürgen[3]“.

14. Wenn zwei sich verfeinden, so nehmen sie ein Stück Holz und zerbrechen es zum Zeichen, daß die Freundschaft zwischen ihnen aufgehört hat.

---

[1] allāh jichsi sch-schīṭān. [2] biddi äkâßßir rāßak. [3] biddi ächunḳak.

15. Wenn zwei Spielkameraden sich entzweien, so haken sie sich gegenseitig den kleinen Finger ein und reißen auseinander. Wollen sie sich wieder versöhnen, so haken sie sich die Zeigefinger ein und sagen: „die Liebe hat uns verbunden[1]“ oder „wir haben die Freundschaft verbunden“.

16. A und B befinden sich im Wortstreit. A glaubt das Recht auf seiner Seite zu haben, B macht es ihm streitig und behauptet: ich habe recht. Da faßt A den Zipfel seiner ʻabāje, zieht ihn etwas seitlich, so daß eine kleine Fläche entsteht und sagt: „rede gefälligst vor diesen Ehrenwerten[2]“ d. h. bringe deine Sache, deine Verteidigung vor!

17. Bei einem Streit, meist bei einem zu Ende gehenden, sieht man gleichsam als Schlußeffekt den einen der Streitenden einen Schlag auf sein Gesäß ausführen mit den Worten: „dein Wert ist auf diesem“ (Gesäß)[3] = ich verachte dich.

18. Ein Schnalzen der hinter der obern Zahnreihe angedrückten und dann losgeschnellten Zunge mit gleichzeitigem Aufwärtsbewegen des Kopfes bedeutet eine Verneinung (ist sehr häufig).

19. Eine abwehrende Handbewegung oder zurückwerfende, verächtliche Kopfbewegung, wobei sich zugleich die Augenbrauen und Wimpern gegen die Stirne ziehen, gilt ebenfalls als Verneinung. Dieses verächtliche Heben des Kopfes mit den entsprechenden Gebärden ist das uralte orientalische Zeichen der Ablehnung (ἀνανευειν). Zudringliche Bettler und dienstfertige Gassensteher werden häufig so abgefertigt.

20. Will einer dem andern sagen, er habe kein Geld, auch keinen Para, so setzt er den Daumennagel an einen der Oberzähne an und schnellt dann plötzlich die Hand nach vorn.

21. Wenn A den B fragt: Hast du noch von dem Geld, das du damals besaßest, von dem Proviant, den du

---

[1] el-mḥábbe rabaṭā́tna. [2] tfā́ḍḍāl eḥki ḳuddām hal-aġāuīd
[3] ḳīmtak ʻala hādi.

mitgenommen hast, von usw.? so steckt B den Zeigefinger in den Mund, als ob er daran saugen wollte, und zieht ihn wieder heraus mit den Worten: jäm 'ala‿l-ḥaṣīre, womit er meint: auch nicht einen Deut, nicht ein Brosamlein mehr besitze ich. Der Ausdruck 'ala‿l-ḥaṣīre deutet auf Mangel und besagt: ich sitze ja nur auf einer Matte, wenn ich Geld hätte, würde ich zur Matte sicher auch einen Teppich mein eigen nennen.

22. Ein leichtes Schlagen, Patschen der flachen Hand auf die Tasche, wobei man zwischenhinein bald auf sein Gegenüber bald auf die Tasche schaut, bedeutet eine volle, geldgespickte Börse, das Umstülpen der Tasche das Gegenteil.

23. Als Antwort auf die Frage: waren es viele Sachen, viele Leute z. B. bei der Feier des großen Sabbats oder des heiligen Feuers? hakt man die Zeigefinger in einander in der Bedeutung: Ja, so viele, daß sie so dicht standen, als meine beiden Finger dicht an einander sind.

24. Ein Leichtkopf, der Fünfe grad sein läßt, setzt seinen Fes tief in die Stirne und spricht in hochfahrendem Ton: änä!? wobei er durch die Nase bläst und eine sich über alles wegsetzende Miene macht, bisweilen auch sagt: „musch ßājil 'an ḥáda, hū mitl ṣurmāiti d. h. ich frage nach niemand, er gilt mir so viel wie mein Schuh".

25. Die Jünglinge pflegen einander im Übermut der Laune, in Scherz und Spott im Nacken zu fassen und zu sagen: „jā 'arṣ warte, du Schelm!" ('arṣ hat in diesem Falle seine schlimme Bedeutung „Lump, Hurer, Kuppler" verloren).

26. Nach der Abreise eines Feindes, oder wenn man von einem dem Feinde zugestoßenen Unglück hört, zerbricht man aus Freude hierüber einen Krug oder Topf und sagt: „ma' el-ḳal'a mit dem Ausreißen" d. h. der Feind möge ausgerissen sein von diesem Ort, wie man einen Baum beim Ausreißen samt der Wurzel entfernt.

27. Wenn einer mit dem andern etwas bespricht und

inzwiſchen ein dritter hinzutritt, der nichts erfahren ſoll, ſo beißt der eine raſch die Zähne auf die Unterlippe, blinzelt wohl auch mit den Augen, was für den andern bedeuten ſoll: Schweig und plaudere gegenüber dieſem nichts aus!

28. Wenn A dem B berichtet, daß C etwas Schlechtes verübt hat, ſo ſagt er „fürchte Gott[1]“ oder „o mein Herr[2]“ oder „bitte Gott um Verzeihung[3]“ oder „zwiſchen mir und dir iſt Gott[4]“. Dabei faßt er zugleich mit zwei Fingern den Rock an der Bruſt und ſchüttelt ihn, als wollte er Staub von ſich ſchütteln, um anzudeuten, daß ihm Gott die eben gemachte Ausſage über C nicht als Sünde anrechnen möge, denn es war vielleicht Schadenfreude, mit der er's erzählt hat, oder war es ein Afterreden, von dem er ſich durch obige Worte mit der begleitenden Geſte reinigen möchte (vgl. Pilatus).

29. Hat ein Knabe etwa ein hüſches Spielzeug und ein anderer wirft ſehnſüchtige Blicke darauf, ſo fragt erſterer neckend: „möchteſt's gern?“ und reicht es zum Schein hin. Sobald es aber der andere in Empfang nehmeu will, zieht er die Hand zurück und drückt mit der andern die Haut am Unterlid eines Auges herab und ruft aus: sch! oder wuss[5]! oder embāreḥ[6] oder tinḳla' 'ainak[7] und will mit all' dem ſagen: halt, daraus wird nichts, auch wenn du große Augen machſt.

30. Die Fauſt der rechten Hand mit dem Ballen auf der flachen linken in kreiſender Bewegung reiben, etwa mit den Worten „raṣben 'annak“, bedeutet: „Ich tu' es doch, dir zum Trotz! was kannſt du dagegen machen? ätſch!“

31. Hat man es mit einem Unzufriedenen zu tun, ſo bricht man nicht ſelten durch eine Handbewegung gegen die Wände mit ihm ab, wobei man noch ſagen kann: hier ſind die Wände 1, 2, 3, 4!

---

[1] chaf (diesmal kurz, nicht chāf) allāh! [2] jā rabbī! [3] iṣtaṛfar allāh. [4] bēni u bēnak allāh! [5] Interjektion. [6] bedeutet ironiſch: „geſtern“ sc. bekommſt du's. [7] dein Auge werde ausgeriſſen!

32. Einer, der in verschmitzter Weise sich über etwas informieren will, blinzelt mit dem einen Auge, neigt den Kopf seitlich nach vorn und macht eine auskundschaftende beinahe bohrende, seitliche Vorwärtsbewegung der Hand, indem die Finger etwas voneinander getrennt sind und fragt etwa noch geheimnisvoll: „schu fīh was gibt's?"

33. Wenn man die Spitze des Daumens und des Mittelfingers sich berühren läßt und mit einem der beiden Finger etlichemal gegen die Kehle schnellt, so deutet man damit seinen Durst an; im Libanon soll das auch als Zeichen eines leeren Geldbeutels dienen.

34. Begehrt jemand zu trinken, so deutet er's durch Einführen des Daumens in den Mund an.

35. Zur Bezeichnung des Hungers drückt man mit den Spitzen der aneinander gelegten Finger den Bauch etwas einwärts.

36. Um die Fülle, Größe und den Reichtum an Früchten wie Trauben, Granatäpfeln anzudeuten, macht man mit der Hand, die Finger lose nach unten, eine auf- und niedergehende, schaukelnde, schweres Wiegen andeutende Bewegung.

37. Das Schütteln der lose hängenden Hand im Gelenk bezeichnet das Übermaß von etwas, z. B. wie lügenhaft bist du!

38. Das einigemal wiederholte Anlegen des gestreckten Zeigefingers senkrecht zur Mundöffnung bedeutet „still"!

39. Wer den Finger am Feuer oder im heißen Wasser sich verbrannt hat, fährt damit an die Zunge, schüttelt den Finger bzw. die Hand und ruft: „jā ṣamṭa o Verbrühung"!

40. Das Führen der vereinigten Fingerspitzen an die Stirne will sagen: du bist dumm.

41. Bittet man um ein Messer, so stellt man die eine Handfläche mit dem Ballen unten senkrecht auf die andere und fährt einigemal in der Bewegung des Schneidens hin und her.

42. Die Handspanne mit dem Daumen zur Nase führen bedeutet auch hier: einem eine lange Nase drehen d. h. du hast eine übergroße Nase; oder aber ist es eine Verspottung überhaupt und bedeutet so viel als: du hast's Nachsehen, ich habe dir ein Schnippchen geschlagen.

43. „Māschálla ʿāde, ach Gewohnheit"! sagt man und macht eine wegwerfende Handbewegung (die Hand bewegt sich im Gelenk ein und auswärts).

44. Der gestreckte Zeigefinger der Rechten längs der Nase seitlich angelegt und die andern Finger das Kinn umschließend bei etwas gesenktem Kopf bedeutet Bewunderung. (Bei uns Nachdenken.)

45. Bei der Begrüßung neigt man den Kopf und legt die Hand auf die Brust als Zeichen der Demut und Dankbarkeit.

46. Einen Besuch ladet man zum Platznehmen ein, indem man mit der Rechten eine leicht hinbreitende Bewegung ausführt und „ṭfáḍḍal habe die Gefälligkeit" sagt.

47. Wenn jemand bemüht ist, sich eine Sache wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, so klopft er ab und zu mit der Faust auf die Knie, gleichsam um das Gewünschte hervorzutrommeln. Vgl. Kap. 29, Nr. 69.

48. a) Das langsame, abwechslungsweise Ineinanderschlagen der Hände und zwischenhinein Reiben der Finger geschieht als Zeichen der Trauer (Klagel 2,15; Nah 3,19).

b) Das rasche, starke Händeklatschen, und zwar mit der Rechten immer in die Linke schlagend gilt als Ausdruck der Freude (Ps 47,2 nach dem Grundtext: Ihr Völker alle, klatscht in die Hände; Jes 55,12).

c) Außerdem wird das Klatschen mit den Händen auch als Äußerung höhnischer Schadenfreude angewendet (Hi 27,23).

Kapitel 29.

Sprichwörter und Rätsel.

Wer ein Volk kennen lernen will, darf nicht unterlassen, auch seine Sprichwörter zu studieren. Sie sind ein Erbe der Weisheit der Vorfahren, sind gleichsam ein Fenster, durch das man in die Gedankenwelt, in die Anschauungs- und Redeweise eines Volkes hineinschauen kann. Die Morgenländer haben Sprichwörter in seltener Fülle, die sie fleißig gebrauchen, und in denen häufig treffliche Wahrheiten und ureigenste Züge des Volkscharakters zum Ausdruck kommen. Wer mit dem Orientalen zu tun hat und in seinen Sprüchen heimisch ist, kann mit einem einzigen Sprichwort mehr ausdrücken als mit langen Erklärungen. Ein passender Spruch zu rechter Zeit macht den Unzufriedenen verstummen, läßt den Aufdringlichen zurückweichen, beruhigt die Streitenden, ermuntert die Trägen, beschämt den Unanständigen, würzt die Unterhaltung usw.

Die folgenden Sprichwörter bilden eine Auswahl der bekanntesten Volkssprüche. Bisweilen konnten die Sprüche durch deutsche erklärt werden. Manche Nummer enthält nur eine bildliche Redensart. Ein Teil der Sprichwörter ist auch ohne Erklärung verständlich.

1. Wer das Gift kocht, bekommt es zu essen. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein (Ps 7,16; Hi 27,29).

---

1. ṭåbich eß-ßämm, äklo.

2. Vier Männer haben das Kamel getragen, aber das Kamel hat sie nicht weggebracht. — Viele Hunde sind des Hasen Tod. Der Spruch wird zur Aufmunterung beim Tragen schwerer Lasten rezitiert.

3. Wer nichts zu arbeiten hat, ziehe sein Kleid aus und lause es! — Sc. so hat er wenigstens etwas zu tun.

4. Die Katze ist fort, nun geh der Nahrung nach, o Maus! — Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse.

5. Alles Verbotene wird getan. — Verbotene Früchte schmecken süß.

6. Wenn dein Freund Honig ist, so lecke ihn nicht ganz ab! — Mißbrauche die Güte deines Freundes nicht!

7. Die Samariter haben keine Gemeinschaft mit den Juden. — Vgl. Joh. 4,9. Dieses Wort wird noch heute zwischen Angehörigen verschiedener Konfessionen gebraucht, wenn sie etwa in Geschäftssachen nicht übereinstimmen, oder wenn der eine die unehrlichen Handlungen des andern mißbilligt.

8. Nichts reibt deine Haut außer dein eigener Nagel. — Besorge deine Sache selbst, wenn du sie gut haben willst.

9. Das Geschwätz zweier Menschen richtet zwei Häuser zu grunde.

10. Alles Neue glänzt. — Neue Besen kehren gut.

11. Niemand kann zwei Melonen in einer Hand tragen. — Niemand kann zwei Herren dienen.

12. Wer Pfeffer hat, würzt sein Malven(gemüse) damit. — Das wenigstens hat er; warum sollte er's nicht verwerten?

---

2. arba'a schälu‿l-ġamal ual-ġamal mā schālhum. — 3. illi mā lo schuṛl jischṭṛil fīh, jischlaḥ tōbo uifāllīh. — 4. ṛāb il-ḳûṭṭ, ißraḥ jā fār. — 5. kull mamnū' matbū'. — 6. in kān ṣāḥbak 'aßal, lā tilḥaßūsch kullû. — 7. eß-ßúmara mā buchulṭūsch ma' l-jahūd. — 8. mā biḥikk ġildak illä úḍfarak. — 9. churrāf etnēn bichrib bētēn. — 10. kull eġdīd ilo ráhġe. — 11. el-uāḥid mā biḳdar jeḥmil baṭṭṛchtēn fī ıd uaḥade. — 12. illi 'ando filfil, biḥoṭṭ 'ala chubbēsto.

13. Er kann das Alif (den ersten Buchstaben) nicht vom Minaret unterscheiden.

14. Sein Verstand ist wie zwei Nüsse auf einem Kamel.

15. Älter als du um einen Tag, klüger als du um ein Jahr.

16. Kleide die Wurfgabel an, so wird sie ein Spiegel! — Kleider machen Leute.

17. Man treibt seine Eselin nach seinem Gutdünken. — Jeder treibt's auf seine Weise.

18. Stelle die Sache in die Wandnische, so wirst du sie finden! — Tue jedes Ding an seinen bestimmten Platz!

19. Der Mensch gleicht einer Brücke, über die Gutes und Schlechtes geht.

20. Außen Marmor, innen Ruß. — Außen hui, innen pfui!

21. Der Morgen bringt Gewinn. — Morgenstund hat Gold im Mund.

22. Frage einen Erfahrenen und nicht einen Gelehrten!

23. Wenn dein Nachbar Haß auf dich wirft, so verlege deine Haustüre!

24. Frage zuerst nach dem Nachbar, bevor du dich nach dem Haus erkundigst.

25. Dein Nachbar in der Nähe ist dir nützlicher als dein Bruder in der Ferne. — Identisch mit Sprüche 27,10.

---

13. mā bi'rif il-alēf (fellachisch!) min el-mēdane. — 14. 'aḳlo mitl ġōstēn 'alä ġämäl. — 15. akbar minnak bijōm, achbar minnak bißene. — 16. läbbiß il-midräi, bitṣīr imräi. — 17. el-uāḥid bisūḳ eḥmārto bibṣārto. — 18. ḥoṭṭ il-ḥāġe fiṭ-ṭāḳa bitlāḳīhä. — 19. ibn ādam sei il-ġißr, bumruḳ 'alēh mlīḥ u'āṭil. — 20. min barra rchām umin ġūua ßchām. — 21. eṣ-ṣabāḥ rabāḥ. — 22. iß'äl mġárrib ualä tiß'äl ḥakīm. — 23. isä ábṛaḍak ġārak, ḥauuil bäb dārak. — 24. iß'äl 'an il-ġār ḳabl ed-dār. — 25. ġārak il-ḳarīb aḥßan min achūk il-b'īd.

26. Sein Fuß ist unbekleidet, nichtsdestoweniger hat er sich mit Blumen geschmückt. — Von einem armen, aber eiteln Menschen.

27. Jeder Hahn kräht auf seinem Misthaufen am lautesten. — So fühlt sich auch der Arme in seinem Haus wohl und ist tonangebend.

28. Das Seil schneidet infolge der Wiederholung sogar in den runden Schlußstein des Brunnens. — Steter Tropfen höhlt den Stein.

29. Ein nicht behütetes Gut lehrt die Leute Sünde. — Gelegenheit macht Diebe.

30. Der Dieb fürchtet für sein Haus und der Hurer für sein Weib.

31. Was aus dem Kopf kommt, erfahren alle Leute.

32. Der ehrbare Mann erscheint, wenn man ihn erwähnt. — Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.

33. Das Feuer brennt niemand außer den, der es austreten will. — Die Schlange sticht nicht ungereizt.

34. Ein Wort zu seiner Zeit ist ein Pferd wert.

35. Lobe niemand, es sei denn du habest ihn erprobt.

36. Vor den Leuten ein Spiegel und hinter ihnen ein Schuh.

37. Wer uneingeladen kommt, muß außerhalb der Strohmatte bleiben.

38. Bei Tag läßt sie ihr Haus zu grund gehen und

---

26. riǧlo mā fihāsch mdāß, schakal schakle. — 27. kull dīk ʿala māsbäläto ṣaijāḥ. — 28. el-ḥabl maʿ et-tikrār biḳṭaʿ charsat il-bīr (oder biār). — 29. er-risḳ ed-dāschir biʿallim en-nāß il-ḥarām. — 30. el-ḥarāmi bichāf ʿalä bēto uas-sāni ʿala márato. — 31. illi biṭlaʿ min er-rāß, btidri fih kull en-näß. — 32. ibn il-ḥalāl ʿand ḏikro jubān. — 33. en-nār mā btiḥriḳ illä uāṭīha. — 34. el-kilme fī uáḳtha btißua eḥṣān. — 35. lā tuschkur uāḥid illä baʿd mā tǧarrebo. — 36. ḳuddām en-nāß emrāi u uarāhum ṣurmāi. — 37. bälä ʿasīme barrīt il-ḥaṣīre. — 38. fin-nhār ebtéchrib bētha u fil-lēl ebtíḥriḳ sētha.

bei Nacht verbrennt sie ihr Öl. — Charakterisiert eine leichtfertige Hausfrau.

39. Der Faden der fleißigen Frau ist eine Elle lang, der Faden der faulen aber mehr als eine Körperlänge. — Lange Fädchen, faule Mädchen.

40. Tue Gutes, so wirst du Gutes ernten.

41. Tue Gutes und wirf es ins Meer, sieht es nicht der Fisch, sieht es doch der Herr. — D. h. versenke deine Wohltaten ins Meer der Vergessenheit und erwarte keinen Dank davon! Vgl. Pred. 11,1.

42. Der Handkuß ist ein Lachen auf den Bart. — Der Handkuß ist eine Schmeichelei zur Erreichung eines Zwecks, eine Art Judaskuß.

43. Die krätzige Ziege trinkt nur unmittelbar von der Quelle. — Der Nichtsnutzige, Häßliche will immer das Beste.

44. Man hat die Pferde zum Beschlagen gebracht, da hat die Maus ihre Füße hergestreckt. — Wird gesagt, wenn sich jemand in Sachen mischt, die ihn nichts angehen.

45. Solange du lebst, o Rosine, trägst du den Stiel mit dir herum. — Von einem Menschen, dem irgend eine Eigenschaft oder Gewohnheit anhaftet.

46. Eine Wespe hat sich auf einen Schleifstein gesetzt. — Das kleine Tier hat keinen Schaden angerichtet, ist im Vergleich zum harten, massiven Schleifstein zu unbedeutend.

47. Ziehe deinen Hund auf, und er wird dich in die Seite beißen. — Undank ist der Welt Lohn. Oder: Der mein Brot aß, tritt mich mit Füßen.

---

39. chēṭ il-em'áddäle drā' u chēṭ il-käßläne bā'. — 40. i'mäl chēr ubtilḳi chēr. — 41. i'mäl chēr uírmih fil-baḥr, in mä schäfo‿ß-ßamak bischūfo rabbak. — 42. bōß el-ijädi duḥk 'ala‿l-leḥje. — 43. 'ansät el-ġarba mä btischrab illä min räß en-näb'. — 44. ġäbu l-chēl jäḥdūhä, mädd il-fär riġlēh. — 45. ṭūl ijämik jā sbībe fiki‿l-'üde. — 46. däbbūr hauä 'ala mißänn. — 47. rabbi kälbäk, ju'ḳur ġänbak.

48. Den Rosen zu lieb werden auch die Brombeeren begossen. — Die Brombeere ist ein wenig geschätzter Strauch, aber wenn sie in der Nähe der Rose steht, fällt auch für sie etwas ab.

49. Jedes Handwerk geht flau, ausgenommen das Schuhmacherhandwerk. — Wohl weil die Schuhe durchs Gehen sich noch mehr als andere Kleidungsstücke abnützen.

50. Nachdem er gezwickt worden war, nahm er sich in acht. — Gebrannte Kinder füchten das Feuer.

51. Nichts bekommt man umsonst außer die Blindheit und Taubheit.

52. Er hat den Teufel auf das Mehl Achtung geben lassen. — Man hat den Bock zum Gärtner gemacht.

53. Küsse den Hund (einen gemeinen, aber dir notwendigen Menschen) auf die Schnauze, um deinen Zweck zu erreichen.

54. Nimm den Lolch deines Dorfes und nicht den Weizen (fremder) Leute. — Entweder: Bleibe in der Heimat, auch wenn du da nur geringes Essen bekommst, so ist's doch dem besten in der Fremde vorzuziehen; oder: Heirate lieber ein armes Mädchen aus dem Dorfe statt ein reiches aus der Fremde.

55. Alle haben getanzt, und mir fiel die Bezahlung zu.

56. Das Wohlbefinden des Magens ist oft von einem Bissen abhängig, ebenso wie durch ein einziges Wort Böses angestiftet werden kann.

57. Brotlaib um Brotlaib, und laß deinen Nachbar

---

48. kirmāl el-uard bischrab el-'ūllēḳ. — 49. kull ṣanāji' bitbūr illā ṣan'at es-sarbūl. — 50. 'uḳub mā inḳáraṣ, eḥtáraß. — 51. ualā ischi biġi bilbäläsch ṛēr il-'ama ua‿ṭ-ṭrāsch. — 52. uaṣṣa‿l-ḳird 'a‿ṭ-ṭḥīn. — 53. būß il-kälb fī tummo tätōchûd ṛáraḍak minno. — 54. sauān bālädäk ualā ḳamḥ en-näß. — 55. el-kull ráḳaṣu uânā aleiji ḥaṭṭ ed-darāhim. — 56. el-baṭn 'alä luḳme uasch-scharr 'alä 'kilme. — 57. er-rṛīf bir-rṛīf ualā ibät ġārak ġū'ān.

nicht hungrig die Nacht zubringen! — Eine Liebe ist der andern wert.

58. Das baumwollene Kleid und der volle Bauch. — Lieber trage ein dürftiges Gewand und sei satt, statt reichgekleidet und hungrig!

59. Treibe einen andern vor dir ins Wasser! — Sei du nicht der Erste, der Waghalsige!

60. Man nahm den Kläger mit dem Verklagten fest. — Soviel als unser: Mitgefangen, mitgehangen.

61. Woran nichts Böses ist, daran ist auch nichts Gutes.

62. Reiß den Zahn aus, so reißest du den Schmerz aus!

63. Sei unter den Einäugigen auch einäugig! — Man muß mit den Wölfen heulen.

64. Einen erwachsenen Menschen etwas lehren, ist wie wenn man einen Esel schlägt. — Beides ist vergeblich.

65. Mit ein wenig Äpfel ist das Gelüste des Fellachen befriedigt. — Bezeichnung seiner Genügsamkeit.

66. Halte die Mauer, bis wir den Lohn empfangen haben (nachher kann sie meinetwegen einstürzen). — Von Menschen gesagt, denen es lediglich um den Empfang des Lohnes zu tun ist, mag die Arbeit auch schlecht ausgeführt sein.

67. Hüpfe nicht aus dem Korb zu den Griffen! Bist du „Hans im Glück", so begib dich nicht von deinem Platze weg.

68. Du, der du nach zuviel trachtest, gerätst in Mangel!

69. Sie klopfte auf ihr Knie und hat eine Ausrede hervorgebracht. — Vgl. S. 256, Nr. 47.

---

58. tōb el-ḳuṭn u malu_ul-buṭn (eig. baṭn). — 59. chūḍ el-mā biṛērak. — 60. áchadu ed-dā'i bil-muddā'i. — 61. illi mā fih scharr, mā fih chēr. — 62. iḳla' eß-ßinn u iḳla' uáġa'o. — 63. bēn il-'urān a'uir 'ainak. — 64. ta'līm il-ekbīr mitl ḍarb il-ḥamīr. — 65. min ḳalīl et-tuffāḥ btischba' schάhuet il-fellāḥ. — 66. emßik er-raba'a, tānúḳbud el-uġra. — 67. lā tanuṭṭ min el-ḳuffe ilā denēha. — 68. jā ṭ̊ālib es-sūd, jā uāki'. — 69. daḳḳat 'ala rukbátha u aṭla'at ḥiletha.

70. Wenn der Hund ins Paradies gelangt, dann liebt die Schwiegermutter die Schwiegertochter. — So wenig das eine geschieht, so wenig wird auch das andere der Fall sein.

71. Wenn etwas Gutes daran wäre, hätte es der Vogel nicht weggeworfen.

72. Selbst wenn er mich liebte, würde er mir kein Schloß bauen, und wenn er mich haßte, würde er mir kein Grab graben. — Ich bin ihm völlig gleichgültig.

73. Gib dem Bären Seide zu wickeln! — Vertraue keinem plumpen, ungeschickten Menschen eine feine Arbeit an.

74. Der Stolz findet sich bei den verwundeten Eseln, (die doch keine Ursache hiezu hätten).

75. Einmal sich hinter dem Ohr zu kratzen ist schon eine Abkürzung vom Tag.

76. Alles ist beim Gewürzkrämer zu haben mit Ausnahme des Wörtchens: liebe mich.

77. Der Abwesende hat seine Entschuldigung bei sich.

78. Es ist besser ein lediger Hund als ein angebundener Löwe zu sein.

79. Lieber heute ein Ei als morgen ein Huhn.

80. Die Erstlinge der Früchte verlängern das Leben (vgl. S. 153 Anmerkung).

81. Schlage den großen (Knaben), damit der kleine lerne!

82. Bekleide dich lieber mit einer Strohmatte statt mit einem geborgten Gewand.

---

70. inkän il-kälb beṭṭḥ el-ġinne, el-ḥama biṭḥibb el-kinne. — 71. lau fih chēr, mä rama_ṭ-ṭēr. — 72. in ḥabbni mä bänä li ḳaṣr, uin baṛáḍn imä ḥafár li ḳabr. — 73. a'ṭi ed-dibb ḥarīr ikibb. — 74. el-kâbärä 'a_l-ḥamīr il-emdäbbärä. — 75. ḥakke uara ed-dän tåḳṣīre min en-nhär. — 76. kull schi 'and il-'aṭṭär illa ḳōlet: ḥûbbni. — 77. el-ṛājib ḥiġġto ma'o. — 78. kälb fälit uälä ßaba' marbūṭ. — 79. bēḍa il-jōm aḥßan min ġäġe bukra. — 80. auual il-atmär biṭauuil il-a'mär. — 81. ûḍrûb il-ekbīr, tä jit'allam eṣ-ṣṛīr. — 82. libß il-ḥaṣīre uälä libß il-'īre.

83. Wenn ihr Mann bei ihr ist, dreht sie den Mond mit dem Finger um, d. h. dann wagt sie alles.

84. Wer nicht von Natur weiß ist, den macht kein Stück (Seife) weiß.

85. Wer von Natur ein Hund ist, muß bellen.

85. Wenn du eines Hundes Schwanz auch in hundert Modellformen steckst, er bleibt dennoch krumm.

87. Weil es an Pferden fehlte, haben sie die Hunde gesattelt.

88. Kein Wesen sonst pflügt das Land außer das eigene Vieh. — Zum Ausdruck folgenden Gedankens angewandt: Nur der eingeborene Prediger oder Lehrer — nicht ein Fremder, der des Volkes Art nicht kennt — wird segensreich wirken.

89. Der leere Brunnen füllt sich nicht vom Tau. — Ohne Schweiß kein Preis.

90. Auch der (häßliche) Affe d. h. ein nicht schön gestaltetes Kind ist in den Augen seiner Mutter eine Gazelle.

91. Wo viele eines Handwerks sind, da gibt es wenig Para d. h. da wird wenig verdient. — Diesen Spruch kann man auf die Frage „wie geht's?" zur Antwort erhalten.

92. Tausend Mütter mögen weinen, nur nicht die meinige. — Ausdruck des Egoismus.

93. Wer seinen Vater und Großvater kennt, lebt wie sie. — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

94. Aus Furcht vor dem Heißen hat er sogar die Dickmilch (d. h. kalte Sauermilch) geblasen.

---

83. inkān ġōsha ma'hā bitdīr il-ḳamar bi oṣba'hā. — 84. illi musch mubjåḍḍ chilḳa, musch mbaijiḍo falḳa. — 85. illi aṣlo kälb, läsim ji'auui. — 86. in ḥaṭṭēt dänäb il-kälb fī mījet ḳälib, biḍåll a'uaġ. — 87. min ḳillet il-chēl schäddu 'alä_l-kilāb eß-ßrūġe. — 88. mā buḥrut il-arḍ illä 'uġūlhä. — 89. el-bīr il-färiṛ lä jintli min en-nädä. — 90. el-ḳird fī 'ain ummo ṛasāl. — 91. ktīr il-kārāt, ḳalīl il-bārāt. — 92. alf ümm tibki ualā ümmi. — 93. illi bja'raf abūh u ġiddo bjimschi 'ala ḳaddo. — 94. min chōfo min eß-ßuchn nafach 'a_l-laban.

95. Ein Haar mit noch einem Haar machen einen Bart. — Viele Bächlein geben einen Bach.

96. Schöne Worte, wenig gute Taten (eig. süß in Bezug auf die Zunge, wenig hinsichtlich der Wohltaten).

97. Sage nicht „Bohnen", bevor sie im Maß sind! — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

98. Die Zwiebel ist groß und rund geworden und hat ihre Vergangenheit vergessen. — Von einem Menschen, der, nachdem er Ansehen erlangt hat, sich der Zeit seiner geringen Tage nicht mehr erinnern will.

99. Behalte deinen Honig, o Biene, und stich mich nicht! — Dies wird jemanden gesagt, mit dem man nichts zu tun haben will, obgleich er nützlich sein kann.

100. Ein Vogel in der Hand (oder ein Affe, der dich tröstet) ist besser als eine Gazelle, die dich ärgert. — Dies will nicht sagen: Ein Vogel in der Hand ist besser als zwei auf dem Dach; dieses Sprichwort haben die Araber auch, — sondern: Eine häßliche, aber friedliche Frau ist besser als eine schöne, die Grund zu Ärger gibt.

101. Wer seinen alten Vater nicht hört, dem ergeht's schlecht.

102. Wenn du schlägst, so verursache Schmerzen; und wenn du zu essen gibst, so sättige! — Nichts Halbes!

103. Gegen die bösartigste Krankheit hilft nur die widerwärtigste Medizin.

104. Die krumme Furche kommt von dem großen Ochsen. — Die Erwachsenen haben die schlechten Streiche

---

95. scha'ra bischa'ra bitßauui daḳen. — 96. ḥéluet il-lißän, ḳalīlet eḥßän. — 97. lā tḳūl fūl, ḥattä jiṣīr fil-makjūl. — 98. kibir il-baṣal uitdauuar unißi sämäno_l-auual. — 99. b'áßalik, jā naḥle, ualā tuḳruṣīni. — 100. 'asfūr fī īdak (oder ḳird jißallīk) ualā ṛasäl jumúḳtak. — 101. illi mā bißma' min ikbīro, jā ta'tīro! — 102. in ḍarábt auġi', uin at'ámt äschbi'. — 103. el-'illet el-chabīte mä_lha illä d-dauä en-niġiß. — 104. et-tälm el-a'uaġ min et-tōr el-ekbīr.

oder Früchte der Jungen verschuldet. — Böse Saat trägt böse Früchte.

105. Die krätzige Ziege steckt die ganze Herde an. — Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.

106. Sie ist blind und dennoch äugelt sie mit dem Monde. — Sie will den Schein erwecken, als sehe sie.

107. Sie ist kahlköpfig und hat doch zwei Kämme, sie ist blind und hat doch zwei Collyriumbüchslein. Collyrium oder Augenschwärze dient als Schönheitsmittel.

108. Mein Mund ist mir näher als meine Mutter. — Das Hemd ist mir näher als mein Rock.

109. Wenn du jemanden vernichten willst, so schweig und laß ihn!

110. Viel Reden bringt Mißerfolg, wenig Reden erwirbt Achtung.

111. Wer mit der Katze spielt, muß sich ihr Kratzen gefallen lassen.

112. Jedem schmeckt der Speichel seines Mundes süß. — Jedem Narren gefällt seine Kappe.

113. Jeder zieht das Feuer zu seinem Brotfladen. — Egoismus.

114. Schlage die Furche tief ins Brachland, damit dir Nutzen aus dem bebauten Land zukomme. — Etwa: Lerne was, so kannst du was.

115. Ein Wort, zwischen zweien gewechselt, wird unter zweitausend verbreitet.

---

105. en-na'ġät el-ġarba bta'di el-ḳaṭī' kullo. — 106. 'amjä ubiṭrāmis fil-ḳamar. — 107. ḳar'a bimuschṭēn u 'amjä bimakḥaltēn. — 108. tummi aḳrab min ummi. — 109. inkän biddak tihtrīh, ußkut u challīh. — 110. kitrat el-kilām chēbe u ḳillto hēbe. — 111. illi bilā'eb el-ḳuṭṭ, jûṣbûr 'ala charāmīscho. — 112. kull uāḥid ebsāḳto fī tummo ḥelue. — 113. kull uāḥid biġurr en-nār lakúrṣo. — 114. ûḍrûb fil-būr ta jirudd illi fil-'amār. — 115. el-kilme illi bēn etnēn biṭṣīr bēn alfēn.

116. Er ist wie das Ei (d. h. Hin- und Herschiebestück) der Wage, das klein ist, aber die Wage leicht nach der einen oder andern Seite sinken macht. — Von etwas Kleinem, aber Großes Bewirkendem.

117. Du findest das Prahlen nur bei den verwundeten Eseln. — Das schlechteste Rad knarrt am lautesten.

118. Es lärmt nur das Maisbrot in der Brotschüssel. — Das Brot wird in der hölzernen Teigschüssel aufbewahrt. Maisbrot (Durabrot) ist das geringste. Wenn ein Laib solchen Maisbrotes einen Tag alt und hart geworden ist, so gleitet er, sobald man die Schüssel bewegt, polternd in ihr umher.

119. Wer vierzig Tage mit den Leuten Umgang gehabt hat, ist ihresgleichen geworden. — Ähnlich: Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist!

120. Mach es dem Zanksüchtigen nach, und du machst dich selbst zum Zänker! — Wer Pech angreift, besudelt sich.

121. Wir haben ihn das Betteln gelehrt; da ging er uns voraus zum Tore. — Er ging bei mir in die Lehre, nun macht er mir Konkurrenz.

122. Das Elternhaus ist ein Ort des sorglosen Spielens, das Haus des Gatten ein Ort der Erziehung.

123. Die gute und die närrische Frau werden beide von ihrem Manne ernährt. — Sagt ein Mann: „Du kannst zufrieden sein, du hast's ja gut bei mir", so entgegnet die Frau mit obigem Sprichwort und will damit sagen: „Ob ich schön und tüchtig bin oder nicht, bleibt sich gleich; ich bekomme eben meine Nahrung, — sonst nichts; eine Magd ist besser daran, sie bekommt auch Lohn".

---

116. mitl bēḍat el-ḳabbān iṣṛre ubitraġġiḥ biktīr. — 117. mā bitläḳi el-ḳámbara illä 'alä_l-ḥamīr il-mdäbbara. — 118. mā bikra' fil-bāṭje illä kull kardūsch. — 119. mīn 'āschar el-ḳōm, arb'īn jōm, ṣār minhum. — 120. läḥiḳ el-m'assar tit'assar. — 121. 'allämnäh esch-schiḥde, ßabáḳna 'ala_l-buāb. — 122. bēt el-ahl tälhīje u bēt il-ġōs tarbīje. — 123. el-emlīḥa ual-maġnūne 'ind ġōsha bil-mūne.

124. Was die Triefäugige kocht, ißt ihr Mann. — Es bleibt ihm nichts anderes übrig, ob das Essen gut ist oder nicht.

125. Ziehe das Mädchen am Ärmel, sie wird doch wieder zu ihrer Mutter zurückkehren! — Das Wort bezeichnet die große Liebe zur Mutter. Oder: Alles kehrt zu seinem Ursprung zurück. Oder: Versuch es, ein Mädchen von der Weise ihrer Mutter abzubringen, sie wird doch wie diese; denn Art läßt nicht von Art.

126. Kaufe keine Eselin, deren Mutter im selben Stadtviertel ist! — Heirate kein Mädchen, dessen Mutter nahe wohnt!

127. Richte dich im Essen nach deinem Geschmack, aber in der Kleidung nach dem der Leute! — Im Privatleben kann man's nach Belieben halten, im übrigen aber soll man nicht gegen den Strom schwimmen.

128. Im Ausharren liegt der Schlüssel zur Tröstung und Erlösung. — Vgl. Rö 5,4.

129. Die Behausung des Löwen wird nicht von Knochen leer.

130. Lege Geld dar und du erhältst die Tochter des Sultan zur Frau (Braut).

131. Wenn du, o Zunge, nicht gewesen wärest, hättest du, o Fuß, dich nicht gestoßen. — Bezeichnet die Zunge als Ursache manches Mißgeschicks.

132. Deine Zunge ist ein Stück Fleisch; wie du sie drehst, dreht sie sich. — Gutes und Böses, Wahrheit und

---

124. schu mā ṭabchat el-'amscha, ġōsha bit'aschschā. — 125. ġurr il-bint bikummha, bit'āuid laúmmhā. — 126. lā tischtri ḥimāra ua ummhā fil-ḥāra. — 127. kul 'ala chāṭrak u ilbiß 'ala chāṭir en-näß. — 128. eṣ-ṣabr muftāḥ il-faraġ. — 129. bēt eß-ßab' mā bichläsch min el-'aḍām. — 130. ḥuṭṭ flūßak u bint eß-ßulṭān 'arūßak. — 131. lau läk jā lißän, mā 'atárt jā ḳadam. — 132. el-lißän laḥme, mitl mā bitdīro bidūr.

Lüge ſpricht die Zunge. — Dies wird auch vom parteiiſchen Verhalten geſagt.

133. Gibt es nirgends Zuckerzeug außer in Baalbek? — Wird geſagt, wenn einer ſich rühmt, das und das iſt nur bei mir, oder nur an dem und dem Ort zu haben.

134. Jedes Tal hat ſeinen Bach (Flußbett) im richtigen Verhältnis der Größe. — Erwarte vom Menſchen jegliches nach ſeiner Fähigkeit.

135. Haſt du ein Haus für dich allein, ſo biſt du Herr drinnen allein. — Vgl. Eigener Herd iſt Goldes wert.

136. Sei ja zeitig auf dem Markt, Dſchaḥa, ſelbſt wenn es ſich nur ums Bartſchneiden handelt! — Sei der erſte, ſtelle deinen Mann voll und ganz auch in einem geringen Handwerk und in einer unbedeutenden Sache!

137. Wer flickt, wird nicht nackt.

138. Jedes Pferd ſtolpert, und jeder Gelehrte fehlt.

139. Beſteig den Hahn und ſieh, wohin er dich führt! — Drohung für den Eigenſinnigen: Mach, was du willſt, du wirſt ſchon ſehen, wie weit du kommſt!

140. Solange du auf dieſer Matte ſitzeſt, wird ſie weder lang noch kurz. — Wenn du nichts arbeiteſt, vermehrt ſich dein Beſitz nicht. Etwa: Die gebratenen Tauben fliegen nicht von ſelbſt in den Mund.

141. Die Eile iſt vom Teufel, die Geduld aber vom Barmherzigen (d. i. Gott).

142. Bis Hanne ſich herum bewegt (oder ſich ſchmückt),

---

133. mā fīh ḥalāue illā fī b'albak? — 134. kull uādi ßeilo 'alä ḳaddo. — 135. dār uaḥdak, rabb uaḥdak. — 136. kun fī auual eß-ßūḳ, jā ġaḥa, ualau bikaṣṣ el-liḥa. — 137. illi biraḳḳi' mā bi'ra. — 138. kull ġauād ilo kabue uakull 'alīm ilo hafue. — 139. irkab ed-dīk u schūf läuēn biuaddīk. — 140. ṭūl mänte (= mā anta) 'a hal-ḥaṣīre, lā ṭauīle ualā ḳaṣīre. — 141. el-'aġele min esch-schīṭān ua_ṣ-ṣabr min er-raḥmān. — 142. ta teṭḥáftal (oder tiṭḥáuġal) ḥanne, btitßákkar bāb il-ġänne.

geht die Türe des Paradieſes zu. — Von einer ſaumſeligen Perſon geſagt.

143. Was im Leib iſt (d. h. angeborene Gewohnheit), ändert nur das Leichentuch (d. h. der Tod).

144. Eine Herrin und zwei Mägde kommen auf das Braten zweier Eier. — Die Arbeit iſt wenig, aber der Leute ſind zu viel.

145. Wer auf ſeinem Zahn ißt, nützt ſich ſelbſt. — Was ich mit eigenen Händen ohne fremde Hilfe tue, kommt auch mir allein zu gut.

146. Ein Haus mit einem Weib kommt zu etwas (wörtlich: erlangt Ruhm); in einem Haus mit zwei Weibern heißt es immer „Frohnarbeit" (weil die eine der anderen die Arbeit zuſchiebt, und dieſe als Frohndienſt angeſehen wird); in einem Haus mit drei Weibern heißt es „krempe dein Gewand auf und verrichte deine Notdurft!" (denn in einem ſolchen Haus ſieht es ſo unordentlich aus, daß es mehr einem Aborte gleicht).

147. Die Fiſche gehen zuerſt am Kopf in Fäulnis über. — Wenn es in einer Familie, einer Anſtalt rückwärts geht, ſo iſt in erſter Linie das Haupt daran ſchuld.

148. Du biſt wie ein Linſenkorn; man erkennt an dir weder eine vordere noch hintere Seite. — Man wird nicht klug aus dir.

149. Sein Mantel faßt nicht einmal ein Salzhäufchen. — Er iſt ein armer Schlucker.

150. Nach der Länge des Teppichs ſtrecke deine Füße! — Strecke dich nach der Decke!

---

143. illi fil-badan, mā bireijiro illa_l-kafan. — 144. ßitt u ġārītēn 'a ḳali bēḍtēn. — 145. illi bjākul 'alä ḍirßo, bjinfa' näßo. — 146. bēt uaḥade fachra, bēt tintēn ßuchra, bēt täläte schammir uachra. — 147. auual mā bjintin eß-ßämäk min räßo. — 148. ent mitl ḥabbet il-'adaß; bjin'aref läksch uugh min ḳafa. — 149. tōbo mā bisurresch 'irām milḥ. — 150. 'alä ḳadd bßāṭak midd iġrēk.

151. Der Zahlungsunfähige durchsucht die alten Rechnungsbücher seines Vaters, — um ein „Guthaben" zu finden.

152. Der Hahn, der einst gut krähen wird, kräht schon im Ei. — Was ein Meister werden will, übt sich beizeiten.

153. Schau zuerst das Gesicht der Kuh an, bevor du sie milkst. — Mahnung zur Vorsicht. Etwa: man soll die Katze nicht im Sack kaufen.

154. Die Fliegen kennen das Haus des Sauermilch-Verkäufers.

155. Das geborgte Kleid gibt nicht warm.

156. Der Gebissene fürchtet sich vor einem in die Länge gezogenen Strick.

157. Nur Eisen macht Eisen schartig. — Nur solche, die einander gewachsen sind, mögen ihre Kräfte (körperliche oder geistige) messen.

158. Ein Kind bleibt ein Kind, selbst wenn es der Richter eines Dorfes wäre.

159. Wegen der vielen Köche ist die Speise verbrannt. — Bei zuviel Aufsehern und Ratgebern mißlingt die Arbeit. Viele Köche verderben den Brei.

160. Menge ohne Früchte. — Etwa: Viele Hände, wenig Arbeit; viel Geschrei wenig Wolle.

161. Wessen Vorfahren nicht von Ansehen sind, dessen Wangen sind nicht geschmückt.

---

151. el-mfälliß bidauuir däfätir abūh. — 152. ed-dīk il-faṣīḥ min el-bēḍa biṣīḥ. — 153. iṭṭalla' fī uuġh il-baḳara ḳabl mā teḥlíbba. — 154. ed-dubbān bji'raf bēt il-labbān — 155. tōb el-'ıre mä bidäffi. — 156. el-maḳrūṣ bichāf min ġarr il-ḥabl. — 157. lä jäfill il-ḥadīd illä_l-ḥadīd. — 158 el-ualad ualad lau inno ḳāḍi balad. — 159. iḥtáraḳat eṭ-ṭabcha min kitrat eṭ-ṭabbāchın. — 160. kitra bälä tamra. — 161. illi musch mseijínto ġdūdo, musch mseijínto chdūdo.

162. Lieber trage Steine mit einem verständigen Manne, als daß du mit einem gehst, der dich belästigt.

* * *

Neben den Sprichwörtern sind es noch einige Erscheinungen, die uns einen Blick in die orientalische Eigenart, wie sie sich in der Rede kundgibt, eröffnen. Ich meine fürs erste die Vorliebe des Morgenländers für bildliche Ausdrucksweise. Wie Jesus seine Lehre durch Gleichnisse illustrierte, so pflegt noch heute sogar der gewöhnliche Fellache seine Worte durch Bilder zu erläutern. Beispiel: Ein Fellache bot mir eines Tages Feigen zum Kauf an. Da sie der zuvor gezeigten Probe nicht entsprachen, sondern neben guten sich auch viele geringe fanden, äußerte ich mein Mißfallen und war nicht willens, sie zu kaufen. Darauf sagte der Mann: Herr, wenn du zum Metzger gehst und Fleisch verlangst, so gibt er dir auch Knochen dazu, denn es gibt kein Fleisch ohne Knochen, und ähnlich ist es mit den Feigen. —

Verwandt damit ist die Redeweise in zweizeiligen Sprüchen, die wie die Rätsel (s. unten) schon einen änigmatischen Charakter haben und uns wie ein Nachklang aus der Zeit Salomos anmuten, in der diese Art der Literatur besonders in Blüte stand (vgl. 1 Kö 4,32; Sprüche 25,11. 12. 14. 25. 28; ebenso das Zeugnis des Geschichtschreibers Josephus, Archäologie 8, 5, 3). Einige Beispiele aus der Gegenwart sind:

1. Ein Erwachsener, der vorwitzig ist, gleicht einer zerfallenden Türe. — 2. Wie ein Apfel zwischen Steingeröll, so ist mein Liebling zwischen Menschenkindern. — 3. Was der Rauch den Augen ist, das ist der Faule dem, der ihn (mit einem Auftrag) schickt. — 4. Wer die Ohren eines

---

162. unḳul ḥiġār ma' raġġāl ḥaḳīm ualā temschi ma' raġġāl älīm.

Hundes anfaßt, ist wie der, der sich in Streitigkeiten mischt, die ihn nicht angehen. — 5. Das Reden mit dir (d. h. das dich Ermahnen), o Tölpelhafter, gleicht dem Singen in der Mühle. — 6. Ein Tor ist unter den Gelehrten wie der Taube im Hochzeitszug (bei der saffe, S. 105 unten).

Endlich rechne ich hieher das Aufgeben und Lösen von Rätseln, eine beliebte Form der Unterhaltung und Erprobung des Scharfsinnes, die ebenfalls vor alters schon Sitte gewesen zu sein scheint (Ri 14,12; 1 Kö 10,1). Einige der besseren Rätsel — die meisten bewegen sich auf einem sehr niederen Niveau — mögen dem freundlichen Leser nicht vorenthalten sein.

1. Es ist ein Kochtopf, wenn du ihn auf seine Öffnung stellst, so wird er voll, und wenn du ihn auf seinen Boden stellst, wird er leer. Was ist das? Ein Kartuk.

2. Etwas gleicht der Handfläche, es tötet Hunderte, ja Tausende. Der Kamm, indem er die Läuse tötet.

3. Es ist ein Toter und doch schreit dieser Tote. Wer mag es sein? Die Glocke.

4. Du nimmst es in deinen Ärmel und doch füllt es das Haus deiner Mutter[1]. Das Lampendocht.

5. Es ist ein Gefäß, in dem sich zwei verschiedene Flüssigkeiten unvermischt befinden. Ein Ei.

6. Was ist das: Wenn du es fütterst, wird es leben, und wenn du es tränkst, wird es sterben? Das Feuer.

7. Im Hause sind Enten, Hüpfer und Flötenspieler, wer sind sie? Mango, Affe und Moskito.

8. Rate, es ist eine Negerin, in deren Leib ein Knoten ist. Die gedrehte Pflanze.

---

[1] Wenn die Frauen mit dem Öllämpchen in oder außerhalb der Wohnung hin- und hergehen, so nehmen sie es, damit es nicht auslischt, unter den Flügel eines Ärmels.

9. Vornen Fleiſch und Knochen, in der Mitte Holz und Eiſen und am Ende wieder Fleiſch und Knochen.

Hungrig, Pfluug und Pflüger.

10. Fünf Jünglinge ſtehen auf einer Platte. Wer ſind ſie?

Die Finger auf der Handfläche.

11. Es iſt ein Baum mit 12 Zweigen, jeder Zweig hat 30 Blätter, deren jedes zur Hälfte weiß, zur Hälfte ſchwarz iſt.

Das Jahr, die Monate und die Tage.

12. Es iſt eine grüne Kuppel (oder Kugel) voller Neger; ihr Verſchluß iſt von Gott und ihr Schlüſſel iſt ein Eiſen.

Meffer aufgeſchnitten.

Die Melone mit ſchwarzen Kernen, ſie wird mit einem

13. Es iſt ein Körnchen; es wird weder geſät noch ſtammt es von Pflanzen ab; würde es aus der Welt entfernt, ſo wäre aller Geſchmack dahin.

Salz.

14. Es iſt ein Ding, ungefähr ſo groß wie die Haſelnuß, mit tauſend ſtarrenden Augen.

Der Fingerhut.

Kapitel 30.

Poesie und Musik; Musikinstrumente; Volkslieder und Melodien.

Poesie und Musik sind die einzigen, aber auch unzertrennlichen Träger des geistigen Lebens der Palästiner. Der gewöhnliche Araber dichtet nicht des Liedes wegen, noch um die Dichtung zu sprechen oder zu lesen, sondern um sie zu singen. Dabei kommt ihm alles auf den Rhythmus der Poesien an, wenig auf die Quantität der Silben in den Zeilen, noch weniger auf eine kunstgerechte Melodie. Der Rhythmus beherrscht so sehr alles Dichten und Sagen der Morgenländer, daß z. B. Muslimen wie Juden nicht anders als unter stetem, regelmäßigem Schaukeln des Oberkörpers rezitieren können, daß selbst schon kleine Kinder in ihren Spielen bei gegenseitigen Zurufen ihm Geltung verschaffen, und daß eine große Anzahl von Volksliedern sich nur durch rhythmische Korrektheit auszeichnet, inhaltlich aber fade und sogar sinnlos ist. Seinen Grund hat das darin, daß der Dichter, weil er gewöhnlich Improvisator ist, sein Hauptaugenmerk auf eine taktmäßige Folge von Hebungen und Senkungen richten muß. Dieser Umstand erklärt es auch, erstens, daß viele Gedichte inhaltlich eng mit dem Ort ihrer Entstehung verknüpft sind und deswegen nur hier, manchmal aber auch nicht mehr, verstanden werden, zweitens, daß sie im allgemeinen keine weite Verbreitung haben.

Die Lieder werden zum Teil im Einzelgesang, zum Teil im Chor und Wechselgesang vorgetragen, ohne oder mit

Instrumentalmusik und Reigentanz. Orientalische Musik ist nach unserm Geschmack das unerquicklichste, was man sich denken kann. Freilich gilt ebenso das umgekehrte: Der von europäischer Musik noch nicht beeinflußte Orientale hat kein Verständnis für unsere Melodiengänge und Harmonien und kann nichts Schönes an ihnen finden. Die arabischen Melodien umfassen nur wenige Töne, bestehen meist nur aus einer einzigen Phrase, die für alle Verszeilen gilt. Sie bewegen sich gern in halben Tönen, in Trillern und Doppelschlägen und unaufgelösten Dissonanzen.

Der Einzelgesang kommt mannigfach zur Geltung. Da sind die Kamels- und Eselstreiber, die Pflüger, Schnitter, Hirten, Steinbrecher und Maurer, die Frauen an der Mühle und Wiege, kurz alle Stände, Lebensalter und Geschlechter pflegen während der Arbeit zu singen. Schön ist der Gesang freilich nicht, denn der Araber „kehlt" und näselt. Wo sich mehrere zusammenfinden, sei's bei der Arbeit, sei's bei Feiern fröhlicher oder trauriger Art, sei's bei geselligen Zusammenkünften, da kommt auch alsbald der Chorgesang oder, was häufiger ist, der Wechselgesang in Chören zu seinem Recht. Die Leute formieren sich in zwei Gruppen, entweder in zwei Gegenreihen oder zu einem Kreis mit einem Vorsänger in der Mitte. So entsteht der Wechselgesang, wobei der eine Chor oder ein Vorsänger eine Verszeile vorsingt, worauf der Hauptchor entweder Zeile um Zeile bestätigend wiederholt oder eine angefangene Zeile vollendet oder im Refrain antwortet oder kurze rhythmische Zurufe erschallen läßt. Ein bekanntes Lied dieser Art ist das folgende:

Vorsänger:		Chor:	
	ja ḥaǧǧ Muḥámmed,	Jo jáh	O Hadsch Muhammed,
	ikrīni ḥuṣānak,	„ „	dein Pferd mir vermiete,
	árkab u äßäfir	„ „	möcht reiten und wandern
	'a bilād Ißkándar.	„ „	ins Land Alexanders.
	Ißkándar mā māt,	„ „	Alexander ist nicht gestorben,
	chállaf bänāt,	„ „	hat Töchter hinterlassen,
	banāt u 'ubēd,	„ „	Töchter und Abd, den Kleinen,
	ḳáṭṭa' el-ḳēd	„ „	der Fesseln zerreißet,
	ual-ḳēd ḥadīd.	„ „	selbst Fesseln von Eisen.

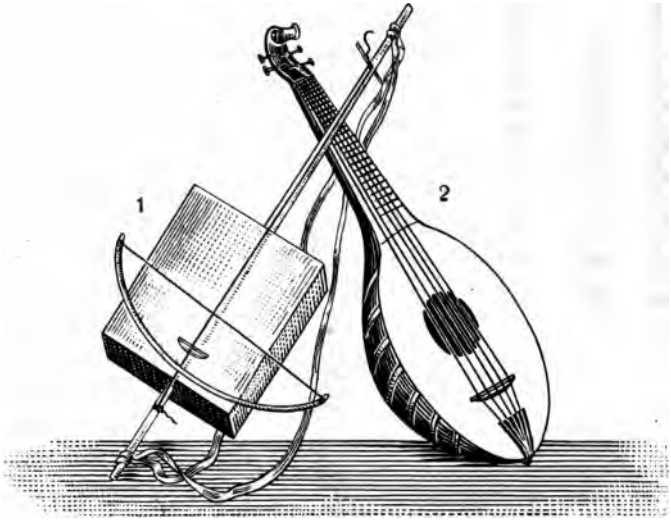
Unzertrennlich mit dieser Vortragsweise verbunden ist der Reigentanz. Häufig ist der Gesang auch noch von Instrumentalmusik begleitet; beide sind stets einstimmig, höchstens führt man die Melodie auf dem Instrument in der untern oder obern Oktave mit. Der Reigentanz besteht darin, daß die beiden Gegenchöre unter tanzenden Bewegungen der Füße, fröhlichem Klatschen der Hände und Schwenken der Arme einander entgegengehen und wieder zurücktreten. Man kann nicht leugnen, daß ein solcher musikalischer Reigen von dramatischer Wirkung ist; infolge der unendlichen Wiederholungen aber ermüdet er. Nur der Araber findet als Mitwirkender oder als Zuschauer allezeit hohen Genuß darin.

Von ähnlichem Charakter und ähnlichen Formen des Vortrags mögen Poesie und Gesang der Israeliten gewesen sein. Die Lieder waren häufig kurze Augenblicksverse, wohl kaum umfangreicher als sie uns die Bibel in 2 Mo 15,21 oder 1 Sa 18,7 berichtet. Jedes Verschen schloß mit einem sich gleichbleibenden Refrain — oft nur einige Worte —, welche das Volk im einstimmigen Chor dutzendemal wiederholte. Für diese Erscheinung spricht das immer wiederkehrende „denn seine Güte währet ewiglich“ in Ps 136.

Entweder wechselten zwei Frauenchöre oder zwei Männerchöre bzw. ein vorsingender Solist und ein antwortender Chor miteinander ab. So haben zu Ehren der siegreichen Heimkehr Davids die Frauen „gegeneinander“, d. h. in Wechselchören, gesungen — I: „Saul hat tausend geschlagen“, II: „David aber zehntausend“. So standen sich zwei Männerchöre bei der Einweihung der Stadtmauer unter Nehemia gegenüber, und an ihrer Spitze war ein Vorsänger (Neh 12,40. 42). Hier wie auch sonst manchmal kamen noch Musikinstrumente dazu, die aber ebenfalls nur einstimmig (2 Chr 5,13) den Chor begleiteten. So ging auch Mirjam an der Spitze der Weiber Israels mit Pauken und in Reigen aus dem Lager heraus. Mirjam als Vorsängerin stimmt einen Lobgesang auf Gottes

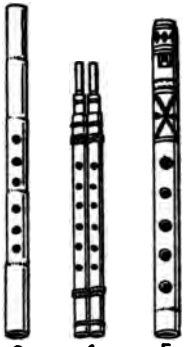
herrliche Tat an, in welchen die übrigen Frauen ergänzend oder wiederholend einfallen. Wohl nie aber, wie noch heute, wechſelten Frauen mit Männern im Geſang miteinander ab.

Auch eine andere Vortragsweiſe mag ſchon üblich geweſen ſein. Ein Volksſänger trägt heutzutage bei feſtlichen Gelegenheiten in ſingendem Ton Helden- oder Liebeslieder vor. Er hat eine Geige in der Hand, die er erſt nach vielen Minuten löblichen Eifers im Geſang anſtimmt, um ſeine



Zuhörer mit melancholiſchen Melodien (der nach unſerer Anſchauung langweiligſten Art) zu entzücken. Sodann verkündet er ſingend wieder neue dichteriſche Gedanken, und ſo wechſeln Saitenſpiel und Geſang miteinander ab. Daß auch die Israeliten dieſe Weiſe muſikaliſchen Genuſſes kannten, ſcheint uns in dem häufigen Gebrauch des Wortes „Sela“ in den Pſalmen begründet, ein Wort, welches vielleicht als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden darf, daß an dieſer Stelle Muſikinſtrumente einfallen.

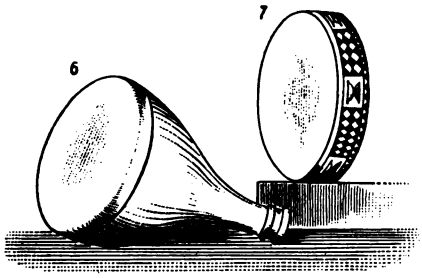
Die Musikinstrumente sind einfach. An **Saiteninstrumenten** kommen vor: 1) die einsaitige Bauerngeige[1] (Fig. 1) und die zweisaitige Violine[2], die mit einem Streichbogen gespielt werden; 2) die Zither[3], vielleicht der Psalter der Bibel, ein länglicher Kasten mit flachem Boden und schwach konvexer Decke, über welche eine Anzahl Saiten ausgespannt sind, von denen für jede Note je drei mit den Fingern bzw. einem Stäbchen (Plektrum) angeschlagen werden.



3 4 5

Ein solches Anschlagen geschieht auch 3) bei der Mandoline[4] (Fig. 2), einem gitarreartigen Instrument mit mehreren Doppelsaiten.

An **Blasinstrumenten** stehen obenan die Flöten und zwar 1) die einfache Rohrflöte[5] (Fig. 3) ohne Zunge und gewöhnlich mit sieben Tonstufen; 2) die Doppelschalmei[6] der Hirten (Fig. 4); 3) die Klarinette[7] ist aus dickem Rohr (Fig. 5); 4) die Sackpfeife[8], ein schon früh bekanntes Blasinstrument (1 Mo 4,21; Hi 21,12) mit schnarrendem Ton, besteht aus einem Ziegenfell, womit der Luftstrom erzeugt und das unter dem Arm gehalten wird, und einer in einen Hinterfuß des Felles gesteckten Pfeife aus Geiersbeinen.



6 7

Von den **Schlaginstrumenten** ist das beliebteste 1) das Tamburin[9] oder die Handpauke (Fig. 7), ein Instrument, welches der

[1] rabābi. [2] kamángi, deren Schallkörper eine Kokosnuß ist. [3] ḳānūn. [4] 'ūd. [5] ṣuffēra, im Libanon munǧeira. [6] miǧuis, mit zwei abnehmbaren, mit Zunge versehenen Mundröhrchen, welche summēra genannt werden. [7] summēra oder schabbābi. [8] nāj. [9] duff auch daff genannt.

ſtetige Begleiter der Tänzer und Märchenerzähler iſt, wie es ſich denn auch ſchon in den Händen der israelitiſchen Tänzerinnen fand (Ri 11,34; 1 Sa 18,6; Pſ 68,26 „inmitten der tamburinſchlagenden Jungfrauen"). Das Tamburin beſteht aus einem Ring, über welchen ein Fell, häufig nur auf einer Seite, gezogen iſt. 2) Die Topftrommel[1], welche die Form einer bauchigen Flaſche mit ausgeſchlagenem Boden hat, an deſſen Stelle ein Kalbfell übergeſpannt iſt (Fig. 6). Das aus Ton oder Kupfer beſtehende Inſtrument wird mit dem Hals unter dem linken Arm feſtgehalten und mit beiden Händen geſpielt. 3) Die große Trommel[2] oder Pauke für feſtliche Gelegenheiten.

Über die unten gegebenen Proben arabiſcher Volkspoeſie ſei folgendes bemerkt:

Die Lieder ſtammen aus Jeruſalem, bīr sēt, eṭ-ṭaijibe, rāfidīje bei Nablus, Jericho, eß-ßalṭ, Bethlehem, arṭāß und bēt naḳūba. Sie wollen nicht eine Sammlung aller vorkommenden Dichtungsarten, ſondern nur ſolcher Lieder ſein, welche als Belege für den in den Kapiteln des Buches auf ſie hinweiſenden Text gelten und ſich durch dichteriſchen Gedanken vor vielen andern auszeichnen.

Bezeichnend iſt, daß die Mehrzahl der volkstümlichen Lieder „Erfahrungen und Stimmungen von Liebenden" zum Inhalt hat, obwohl gerade das Verhältnis der beiden Geſchlechter im Jünglings- und Jungfrauenalter ein vor der Welt kühles, faſt apathiſches iſt. Zum Verſtändnis der Liebeslieder — was den arabiſchen Text betrifft — ſei darauf hingewieſen, daß ſich der arabiſche Dichter die Geliebte unter dem Bild eines „Freundes", alſo einer männlichen Perſon, vorſtellt und darum das Maskulinum anwendet, wo er von dem Mädchen redet[3]. Mit Vorliebe wird die Geliebte ſchon

---

[1] dirbekki. [2] ṭåbl. [3] Die Bezeichnung „Freund" und „Freundin" iſt ſchon dem Hohenlied geläufig.

seit alten Zeiten (Hohesl 2,9) mit einer Gazelle, als dem Bild der Anmut und Schönheit, verglichen, und es werden fast nur körperliche Vorzüge beschrieben. In besonderer Weise gilt dies von den sogenannten „Beschreibungsliedern“ [1], von denen ich wegen ihrer Ähnlichkeit mit Stellen im Hohenliede wenigstens eines aufgenommen habe (Nr. 18). Immerhin glaube ich, daß wir auch diesen Liedern nicht jene grob realistische Auffassung unterschieben dürfen, die in ihnen zum Ausdruck kommt. Das scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß die Lieder nicht nur von ledigen, sondern auch verheirateten Leuten zu verschiedenen Zeiten und Orten, bei Arbeit und Ruhe gesungen werden, denn das Volk liebt die Lieder um der Poesie willen.

Da die Lieder in wörtlicher Übersetzung sich etwas schwerfällig anhören, so habe ich den Versuch gemacht, die Mehrzahl derselben in ein poetisches Gewand zu kleiden, wobei ich jedoch stets bestrebt war, dem Inhalt der Lieder möglichst treu zu bleiben. Dieser Umstand im Verein mit den für unsere Begriffe gar wunderlichen Gedankensprüngen und Bildern der arabischen Dichterimprovisatoren machte eine Umdichtung nicht immer leicht, weshalb ich wegen der dichterischen Form der Lieder um Nachsicht bitte. Einige sind in wörtlicher Übersetzung belassen worden. Für den Arabisten ist zu allen Liedern je unten auf der Seite der Originaltext beigefügt.

Jede Nummer bezeichnet in der Regel ein selbständiges Lied, nicht nur eine Strophe.

---

[1] uasf.

I. Wiegenlieder.

1) Schlaf wohl, mein ſüßes Herzchen, im ſeidnen Bettelein!
Es ſoll kein Leid erſchrecken dein kleines Herzelein.
Der liebe Gott im Himmel hält dich in treuer Hut;
was frommt zu deinem Glücke, kommt alles dir zu gut.

2) Schätzchen, wie die Pilger, die im Tale ruhn,
ſchlummre bis zum Morgen frei von allen Sorgen!
Gott iſt dein Beſchützer, deine feſte Burg;
blüh zu ſeinem Ruhme, ſchönſte Frühlingsblume!

3) Schlafe, ſüßes Engelein, gern brat ich dir ein Täubelein. —
Täubchen, nein, erſchrecket nicht, ich ſing nur ſo dem kleinen Wicht.

4) Schlafe ſüß und lange, liebſtes Herze mein,
bis die Sonn' vom Himmel lacht ins Kämmerlein.
Möge Gott dir ſchenken fröhliches Gedeih'n,
mög' dein friſches Wachſen mein Gemüt erfreun!

5) Es flötet dies Liedlein mit ſüßem Schall
dem Vöglein im Garten Frau Nachtigall:
„Zum Herrn von Stambul will ich reiſen ſchnell,
ihm ſagen dies Wörtlein ſo laut und hell:

---

1) nāmi, jā 'ēni, nōm il-hänä, lā tschūfi ädna ḍanä!
nāmi birāḥat fiß-ßrīr, fī mahdik il-ḥarīr!
jaḥmīki ilāhik; dumti fī ßa'dik!
jūfi biuá'dik ilāhu‿ß-ßämä!

2) nāmi, jā 'ēni, nōm il-hänä käl-ḥuġġāġ fil-uādi minä!
nāmi ua‿rtāḥi liṣ-ṣabāḥi, jā ualad il-falāḥi!
jā ḥußnik bädī', jā sahr er-rabī',
fī ḥiṣnin mānī' min rabb eß-ßämä.

3) nām (Knabe!), jā 'ēni, nām, laḍbaḥ lak ṭēr il-ḥamām! —
lā tchāfu, jā ḥamām, mā aḥdi lil-ualad ḥatta jinām.

4) nām, jā 'ēni, nōm eḍ-ḍaḥa el-'āli!
ja‿llāh jikbar ḥabībi u jinschriḥ bāli!

5) 'aṣfūr 'alä dālje, bulbul jutarṛíl‿lo:
beijak u uchuālak, jā rabbi, tußahhil‿lhum

Ich habe im Neſtlein ein Schätzchen hold,
nicht möcht ich es tauſchen für reines Gold,
dem Anblick des Lieblings, nichts kommt ihm gleich,
nicht deine Soldaten im ganzen Reich[1].

II. Mauuāl-, 'Atāba- und andere Lieder[2].

6) Der Jüngling ſingt:
Heraufgezogen ſind neue Wolken und Blitze in dieſem Hauſe,
ſüß iſt es mir geworden, der Wohlgeſtalteten darin zu dienen;
von ihren Füßen ſind wohlriechende Pflanzen im Haus hervorgeſproßt.
Ich bin an euch gekettet, o Bewohner des Hauſes;
denn eure Tochter hat mich mit dem Hauch der Liebe getroffen.
(wörtliche Überſetzung)

7) Das Mädchen antwortet:
Es ſind neue Wolken aufgegangen und Blitze in Menge (oder helle Blitze)
über die, deren Arme reichlich (oder deutlich) verziert ſind.
Doch das Sehen mit dem Auge, o Muḥammed, vollendet es nicht,
nur das Umſchlingen mit der Rechten um den Hals ꝛc. bringt uns näher.
(wörtliche Überſetzung)

[1] Ein weiteres Wiegenlied ſ. Arabiſche Melodien Nr. 1. [2] Mauuāl- und 'atāba-Lieder ſind die häufigſten Arten arabiſcher Volkspoeſie. Die erſteren haben gewöhnlich 5 oder 7zeilige Strophen, die letzteren 4 Zeilen, deren drei erſte mit demſelben Reimwort endigen, während die vierte mit einem auf a oder ā auslautenden Worte ſchließt, dem noch die Silbe ba als dichteriſche Form angehängt wird. Man benennt dieſe Lieder nach dem Stichwort 'atāba. Lieder, die keiner beſonderen Gattung angehören, nennt der Fellache ṛina oder ṛannauijje, Pl. ṛanāni.

---

larūḥ lä bäschit ṣṭambūl u an‿aḳûl‿lo
naṣrāt ḥabībi tißua 'aßkarak kullo.

6) ṭûli' ṛēmin ġedīd u barḳ fid-dār,
ḥélit li chíd¹mt il-marbū' fid-dār;
min aḳdām¹hi näbät rīḥān fid-dār.
ana fi lasámku läjäh¹l had-dār,
bintku ṣåbǻtni binåßm il-haua.

7) ṭûli' ṛēmin ġedīd u barḳ ßäfät (oder ṣāfāt)
'alli muchá́ḍḍbi ed-dir'ān ßäfät (oder ṣāfāt)
schōf il-'ēn, jā muḥámmed, mā jaḳḍīsch ḥāschāt
ßiua schabk il-jämīn 'alä‿r-riḳāba.

8) Muḥammed il-'ābid rief:

Du haſt in mir entzündet der Liebe Feuerglut[1],
wie gern möcht ich dir weihen mein Leben, Hab und Gut.
Doch ach! die Eltern haben den Garten ſtreng bewacht
vor mir, und einem andern die Tore aufgemacht.

---

9) Guten Abend, grüner Baum Limone[2],
liebend will ich, ob auch Menſchen tadeln, kränken,
mich in dich verſenken.
Wenn in Seifenſcheiben ſie mich ſchnitten,
ja auf einer heißgemachten Platte[3] brieten,
bleib ich dein hienieden.

---

10) Der Nebenbuhler eines Jünglings redet deſſen Geliebte an:

Stolze! mit der weißen Wange, mit dem feinen Schleier,
um den Buhlen ſei dir bange! — Und könnt' auch dein Freier
wie die tolle Windsbraut reiten, flög' ich wie ein Geier,
Hindernis ihm zu bereiten. S.

11) Darauf erwidert das kühne Mädchen:

Noch bin ich wohl auf und ſtehe dir,
laß nicht den Liebſten gefährden,

---

[1] Hoheslied 8,6: „ihre Gluten ſind Feuergluten". [2] rühmliche Anrede für den Geliebten. [3] ṣāǧ, vgl. S. 121.

---

8) ṣāḥ mḥámmed il-'ābid: ḥammēta,
maḥāuir nār läḳlēbi ḥammēta;
'aġab, bißtānkum 'anna ḥamēta,
aġab, lil-ṛēr fatáḥtu_l-ibuāba.

9) mäßßīk bil-chēr, jā miṭrāḳ lemūni,
jälli 'ala mḥábbtak kull en-näß lämūni
lau ḳaṭṭa'ūni schuḳaf schuḳaf u aluāḥ ṣabūne
'an 'ischritak schabb il-riua 'a ṣidr 'allūni.

10) jā ṛāuje, jā schánbarik mäl ua_l-chadd bajjan bajāḍa
u jā ṣāḥbik b'auual il-chēl u ana bi'tirāḍa.

11) jā ṣāḥbi mā bchallīk, jā uāu,
mā dām keifi bi'räßi!

Ich ziehe mein Schwert und ſtreit' mit dir,
bis mir der Sieg wird werden.

12) Hold träum' ich von dir die Nächte entlang,
mein Mädchen ſo ſchlank mit ruhigem Gang.
Gar ſüß iſt dein Hauch, dein Speichel im Mund[1],
und wer davon nippt, wird eilends geſund. S.

13) Mädchen, die zum Brunnen ſteiget,
deren Herz ſich zu mir neiget,
deine Hände fülle, meinen Durſt mir ſtille
zum Zeichen der Liebe.
Liebſte, nein, ich will nicht trinken,
möchte an dein Herze ſinken
und ohn alles Zaudern nur ein Stündchen plaudern
von Treue und Liebe.

14) Mein Schatz iſt im Garten, ich laß ihn nicht warten;
wir träumen und koſen in der Laube von Roſen,
in heimlicher Stille. — O Herr, es verhülle! Oder:
Sieh, mein Geliebter im Garten weilt,
ihn zu umfangen das Herze eilt. —
Es wölbt ſich die Roſe gleich einem Zelt
und bildet der Liebenden kleine Welt.
Und was wir gelobet in dieſer Stund,
Herr, laß es nicht werden den Menſchen kund!

[1] Hoheslied 4,11 und 5,16.

---

láṣḥab ßeifi u bārīk lamma ibajjin chalāṣi.

12) änä‿l-lēl kullo u aḥlimlak bihidāui
jä ṣarīf eṭ-ṭūl u mäschitak bihidāui
ḥaku 'an ṭa'm rīkak ßukkar 'aßal bidāui
schirib minno‿l-'alīl ua ṭumma ṭā̈ba.

13) jä uārid il-bīr u ißḳīni bḥafnātak,
aṭschān. — mā fīh ṭama'; bäddi mḥākātak.

14) schūf ḥabībi biġ-ġnēna,
ual-uard‿imcheijim 'alēna;
ṭalábt min ḥubbi bōßa, —
jä rabbi taßtur 'alēna!

15) Refrain:
O ihr zwei Palmen auf den Söllern, deren Datteln Arznei sind,
o Licht des Auges!

Lied:
Auf dem Wege sah ich sie, banges Weh ergreift das Herz.
Laß mich dulden, klagen nie, Herr, im herben Trennungsschmerz!
An dem Brunnen hüpft mein Lieb munter wie ein Vögelein;
wart! es trägt ein frecher Dieb dich in den Sudān hinein.

---

16) Refrain. — Worte des Jünglings[1]:
Du gehst hinab zur Quelle,
o Braune, nicht so schnelle, o komm zu mir!
Mein Herz, das du verwundet,
durch deinen Gruß gesundet, drum komm zu mir!

Lied:
Jüngling: Komm her, mein Lieb, und spiele mit deinem Schatz!
Mädchen: O nein; im Arbeitgewühle, da ist mein Platz.
Jüngling: Es ist zu Schiff dein Vater fern in der Welt,
laß mich sein dein Berater, nimm all' mein Geld!

---

[1] die Vermischung des Lyrischen mit dem Dramatischen in einigen dieser Lieder (vgl. auch Nr. 27) erinnert an den Charakter des Hohenliedes, in welchem die Lyrik bereits dramatisches Gepräge zeigt.

---

15) Refrain (vgl. zum Refrain und Lied die Melodien Nr. 2 und 3).
jā nachlitēn bil-'alāli jā balâḥhum daua,
jā nūr il-'ēn.

Lied:
schuft il-ḥelue fī ḍarbi rámat ḥálßra fī ḳâlbi,
jā‿llāh ṣâber, jā rabbi 'ala frāḳ ed-dälāli.
schuft il-ḥelue 'alä‿l-bīr tiḳmis ḳams il-'aṣāfīr
uínni lachûdha uâṭīr 'ala blād eß-ßudāni.

16) Refrain (vgl. zum Refrain die Melodie Nr. 4).
leija u leija, jā bneija jā uāride 'al-maija!
ßamra ġaráḥti ḳalbi, ruddi‿ß-ßalām 'aleija!

Lied:
ḳūmi íl'abi! — mā bal'ab min kutr ischrāli bat'ab. —
beijik ßāfar bil-markab, ḥaḳḳ eß-ßafar 'aleija.

Drum auf, o Sara, ſpiele, lieb's Schächtelein[1],
aus welchem duften viele Würzkräutelein[2].
Wollt' Gott, es käm' noch heute zum blut'gen Krieg,
ich holte dich als Beute[3] mein trautes Lieb.

17) Refrain:
Mädchen mit den roſ'gen Wangen, die wie Roſenwaſſer prangen,
hab Erbarmen mit dem Freunde, der dich ſehnlich möcht' umfangen!
Lied:
Ihr, die ihr ſagt, die Liebe ſei Sünde,
möget ihr ſelbſt vom Feuer der Liebe erfaßt werden[4],
möget ihr von einer ſolch unheilbaren Wunde behaftet werden,
die die Ärzte in Verlegenheit bringt[5].

Es ſang das Nachtigallvögelein des Luſtgartens,
und die Roſen öffneten ſich auf ihren Zweiglein.
O glücklich, wer eine Gazelle ſein eigen nennt,
die bei ihm wohnt, und die er im Schoße umarmen darf[6].
(wörtliche Überſetzung)

18) Beſchreibungslied.

Ich habe mein Körbchen in die Rechte genommen
und kam im Hinaufſteigen zu den Feigen (sc. auf dem Berg);
da ſtieß ich auf eine Gazelle,
o Brüderchen, ſchon am frühen Morgen.

[1] zärtliche Anrede. [2] vgl. die häufige Erwähnung der Gewürze im Hohenlied z. B. Kap. 4,12 ff. und 5,13. [3] vgl. Ri 21,21 und 23. [4] sc. dann werdet ihr es nicht mehr ſagen. [5] sc. ſie zu heilen. [6] vgl. 2 Sa 12,3.

ḳūmi íl'abi, jā ßāra, jā 'ûlēbet il-'aṭṭāra;
jā rabbi taṣīr il-ṛāra, kull men jōchud lo bneija.

17) Refrain (vgl. zum Refrain die Melodie Nr. 5).
jā bu‿l-chidēd il-uardi, jā bu‿l-chidēd il-mā uardi
jā bu‿l-chidēd il-mā uardi uírḥam 'aschīrak uimuálla'.
Lied:
jelli taḳūlu el-'ischḳ ḥarām, tiblu binār il-muḥábbe,
tiblu biġúrḥin lam jaṭīb, tíḥtara fíhi‿l-aṭubba.
ṛanna bulēbil il-ġinne, ual-uard fattaḥ 'a‿ṛṣēnû.
jā ßa'di mān kān lo ṛasāl' jibāt u jalímmo biḥḍēno.

18) ṣaḥábt ḳirṭállti bimīni (d. i. bijämīni) ġīt mßännid 'at-tīnāt 'ala ṛasālin ṣådámni jā chaiji, min eṣ-ṣubḥījāt.

Sie hat meinen Verſtand gefangen genommen und hat mich gelaſſen
und hat mich in das Meer der Verlegenheiten geſtürzt.
Und wenn ich 'mal niederſitze, ſie zu beſchreiben,
brauchte ich ganze ſechs Monate:
Ihre Stirne gleicht der goldglänzenden Lampe.
Wie ſchön iſt ihre Figur!
Ihre Augen gleichen chineſiſchen Täßchen
beim Goldſchmied blank gemacht.
Ihre Wangen ſind gleich Damasceneräpfeln[1],
mein Brüderchen, die nur der Körbe warten.
Ihr Mund — ein goldner Ring,
deſſen Mundwinkel[2] blau tätowiert ſind.
Die Zähnchen gleichen Hagelkörnern
wie ein Perlenband gereiht.
Ihre Bruſt — eine beſchützte Inſchrifttafel,
die nur von den Reiſenden[3] geleſen werden kann.
Ihr Leib — ein Ballen Seide[4],
das war ein tüchtiger Weber, der ihn gewoben.
Ihre Beine gleich Marmorſäulen[5],
an denen die Fußſpangen girlandenartig hängen.
Wie ſchön kleidet ſie die Kopfbinde!
Wie ſchön iſt der Knoten ihres Kopftuches!
Wie ſchön ſteht ihr das Halsband[6]
und die Flechtung ihrer Zöpfe[7]!

---

[1] Hohesl 4,3. [2] wörtlich: Lachpartien des Mundes. [3] als Leſekundigen. [4] Hohesl 7,3. [5] Hohesl 5,15. [6] Hohesl 1,10. [7] Hohesl 7,5.

ßäbbä 'aḳli u challāni uaḳá'ni bibaḥr il-ḥīrāt.
u in ḳa'áḍt äuáṣṣif fīh biddi ßitt úschhur ma'dūdāt:
ġbīno jíschbah lil-ḳandīl milla (d. i. mā illa) chilḳa ġemīle
'ajūno fänäġīn ṣīni 'ind ṣājiṛ mäġlījät.
chdūdo jā tuffāḥ esch-schām, chaiji, mā biddo illä ßbāt,
ṭimmo jā chātim ḍahab dāḳiḳ 'al-mābßäm nīle.
ßnūno tischbah lil-barad låḍm il-lūlu malḍūmät.
ṣadro jā lūḥ il-maḥfūṣ mā jikrūh illä_ß-ßuāḥ.
båṭno jā schúḳḳet ḥarīr, lā kān il-ḥājik naṣṣāḥ
ßīḳāno 'imdān rchām fīhin (il) laḥġūl mlauuājät.
máḥla libßet il-maḳrūn, máhla 'ukdet mendīleh,
mahla libßet il-ḳlāde uitġíddil ḳarāmīleh!

Wie schön das Kleid des gefärbten Stoffes
unter dem Festgewand von geschlängelten Streifen!
Wie schön das Anliegen des Kaschmirgürtels
und seine Fransen, wie sie herabhängen!
. . . . . (wörtliche Übersetzung)

III. Hochzeitslieder[1].

19) Von Frauen zur Begrüßung der Hochzeitsgäste gesungen:
Ah, ihr Lieben, seid willkommen!
Euer Antlitz glänzt so hold wie zweihundert Stücke Gold. —
Nimmer soll's der Bösen[2] frommen, die bei eurem Wiedersehn
nicht vergisset allen Haß. — Brechen soll sie wie das Glas!

20) Rasiere[3] ihn, o Barbier, und fahre leicht über ihn hin,
tu dem Bräutigam nicht weh, er nimmt es dir übel.
Rasiere ihn, o Barbier, übergieb ihn seiner Mutter;
dein Lohn, o Barbier, ist in seines Ärmels Rand[4].
(wörtliche Übersetzung)

[1] Lieder, deren Zeilen mit den Ausrufen hē oder āuīha oder āhīha beginnen können, heißen ʿmhāha Pl. muhāhāt. Sie endigen stets mit der salṛūṭa d. h. dem Freudentriller lūlūlūlūlī oder lululululī in hoher Tonlage, der hervorgebracht wird, indem die Zungenspitze in der Mundöffnung rasch hin- und herschnellt. Dieser Jubelton ist vielleicht sehr alt und mit dem „Hallelujah" verwandt. [2] sc. Frau. [3] ist ursprünglich ein Beschneidungslied und heißt als solches: „Beschneide ihn usw.", wird aber unter der obigen Form bei Hochzeiten gesungen. [4] d. h. wird alsbald bezahlt werden.

maḥla libß el-ᵉmhōġa taḥt il-ḳufṭān il-ġensīreh!
maḥla tamġet il-kaschmīr ua‿l-hadab, lamma jirchīlah.

19) hē, jā márḥaba, jā ʿasāsi bimītēn hámra tsāsi
uílli lā táfraḥ biṭāllítku tínkßir käßr il-ḳasāsi
lūlūlūlūlūlī.

20) seijᵉno, jā mseijin u chiff īdak ʿalēh,
lā tṭ ġi' il-ʿarīß, jaʿtab ʿalēk.
seijᵉno, jā mseijin u ᵘádd'o lâmmo,
kárutak, jā mseijin, ʿa ṭáraf kimmo.

21) Beim Ankleiden des Bräutigams:

Heil, Joseph, dem Bräutigam, dem Kleinod im ganzen Stamm,
dem Ernährer der Armen, dem Tröster süß,
dem Befreier Gefang'ner aus ihrem Verlies!

---

22) Beim Umzug des Bräutigams:

Ah, o du mit den langen Ärmeln, mein Auge, ah!
Sieh die Schnur des Schönen[1] neigt sich dem Ohre zu.
Er hat die Töchter der Menschen, selbst die Töchter meines Onkels berückt; —
dein Vater hat dir einen Garten gepflanzt, worinnen Bandorasetzlinge sind.
(wörtliche Übersetzung)

---

23) Beim Ankleiden der Braut:

Dem Gemüsebeet entsprossen ist ein Körbchen voll Bandoren[2]:
Ja, dein Sitzen[3], schönes Mädchen, vornehm ist es, auserkoren.
Und dem Gartenland entstiegen ist ein Körbchen Bedindschān[2]:
Jämine, in ihrem Sitzen[3], gleicht der Tochter des Sultān.

---

24) Beim Kirchgang[3] oder bei der Heimführung der Braut:

Wohlan, du Tochter der Edlen, wohlan,
Orangenblüte und Barmakisafran!

---

[1] des Bräutigams. [2] das Mädchen ist das einemal mit einem Körbchen voll rotbackiger Tomaten, das andremal mit Bedindschan verglichen, die einem wohlgepflegten Gartenland d. i. einer guten Familie entstammen. [3] sowohl das Sitzen als auch der Gang der Braut werden besungen, vgl. Hohesl 7,1.

---

21) hē, jūßif, jā 'arīß, hē jā ḏâhāb fil-kīß,
hē, jā múṭ'im il-fúḳara, hē, ja fākik il-maḥābīß!
lulululululī.

22) ahīha, jā bu_l-hodelli, jā 'ēni, ah
schūf 'iḳāl es-sēn mājil 'a dāno
ßauuaḥ bānāt en-näß ḥatta bānāt chāli,
beijak sara' lak ġnēne fīha schātl bandōra.

23) ßäll bandōra ṭíli' min el-ḥakūra,
jā ḳá'dtik, jā ßitt, mitl ḳá'det eß-ßanjōra.
jā ßäll badinġān, ṭili' min il-bußtān
ḳá'dtik, jā jämíne, mitl ḳá'det bint eß-ßulṭān

24) hē, jā ḳūmi, ja bint il-kirām, ḳūmi,
hē, sa'farān barmaki, jā sahr lēmūni,

Als Fürſtin zeig dich am Hochzeitstag,
wohlan, du liebliche Roſe im Hag!

IV. Erntelieder.

25) Ich lenkte ins Tal meine Schritte, ſah einen Löwen dort,
als hätten wir beide beſprochen den Zweck, die Zeit, den Ort.
Es trägt deine Flinte, o Ahmed, in ſich des Todes Los;
es raubet dem Feinde ſein Leben dein ſiebenfach' Geſchoß.

26) Einen immer guten Morgen
wünſch ich dir, und frei von Sorgen
bleibend immerdar.
Iſa nebſt dem Muſa grüße,
wenn in kurzem deine Füße
ſtehn auf Salems Höhn.
Immer möge dich beglücken,
da dein Haupt die Zeichen ſchmücken,
Allahs Friedensgruß!

27) **Er:** O Gazelle der Ebene, o ihr ergiebigen Hände!
Gott weiß, du haſt mich meine Eltern vergeſſen laſſen.

---

hē, jā mitl mīri[1] mitl chāltik kūni,
hē, jā uardi mfátṭha bischahr kānūni!
lulululululī.

25) ṭiḥt 'a◡l-uād laḳēt eß-ßaba' fil-uādi,
t'idd bēni u bèn eß-ßaba' mī'ādi.
barūdatak, jā aḥmed, jā umm eß-ßaba' aruāḥi
fiha◡l-manāja u fiha achchāḏ il-aruāḥi.

26) jā ṣâbāḥ il-chēr dāim; dāimān u jiḍâll dāim;
ṣâbbíḥ li 'ıßa u mūßa, helli b'arḍ il-ḳudßi nāim,
helli 'ala rāßo il-'alājim!

27) jā ṛasāl[2] eß-ßahl, jā ßämīḥ il-ıdēn,
já'lam allāh, ßālētni 'an el-uālidēn.

---

[1] von amıri. [2] das Mädchen tritt als Maskulinum auf.

O Gazelle der Sehnsucht, ich esse nicht das Abgefallene[1];
ich kam, ich stieß es mit dem Fuße weg[2], da ist das Aufschrecken und
Fliehen (der Gazelle) mir unerwartet gekommen.
O Gazelle der Ebene, dein Verfolger (Jäger) ist müde[3];
es haben dich Könige und edle Araber verfolgt[4].
Sie: O Hamad, du mein Mann, deine Liebe hat mich überwunden[5]
solange die Araber in Gottes Schutz sind, bleibe ich in deinem Schutz!
(wörtliche Übersetzung)

V. Lieder der Maurer.

28) Der Herr helfe den Fellachen,
der dem Mose half mit der Keule gegen Pharao.
Pharao ist ein Ungläubiger, verflucht sei sein Sohn!
(wörtliche Übersetzung)

---

29) O Freund Gottes,
o Vater der Gäste, komme hieher,
komme zu mir wie der Soldat!
(wörtliche Übersetzung)

---

[1] nehme nicht mit schlechten Früchten fürlieb. [2] um dich zu erreichen. [3] darum erbarme dich meiner und bleibe stehen! [4] das Mädchen war viel umworben. [5] das Mädchen hält inne, glaubt an seine Liebe und tut das Gelübde der letzten Zeile.

---

jā ṛasāl il-ṛarām, mā brumm en-näfäl,
ġi't arúddo biríġli ṛaschāni ġâfäl.
jā ṛasāl eß-ßahl, ṭāridaki ta'bān;
ṭāradátki mulūk ma' ßäläf il-'ûrbān.
jā ḥámad, jā‿bn 'ammi, ramāni hauāk;
ua‿l-'arab fī ḏira‿llāh uána fī ḏirāk!

28) er-rabb‿i'ın häl-fellāḥın
'āin mūßa bid-dabbūßa
'ala far'ūn. fa'rūn käfir
uíbno mal'ūn!

29) jä chalíl allāh,
jä abu‿ḍ-ḍífān, iḥḍar lihān,
iḥḍar 'indi mitl il-ġindi!

VI. Reiſelieder.

30) Zum Knaben ſprach das Mägdelein:
„Komm Jüngling, kehre bei uns ein, und lag're die Kamele"!
Und er darauf: „Gern kehr' ich ein;
und, ſind die Hüften ſchlank[1] und fein, ich dich zur Maid erwähle".

31) Liebſter, lade die Kamele, friedlich ziehe deine Seele
unter Gottes Schutz und Hort! Wenn auch nicht die Freunde folgen,
Gott führt wie des Himmels Wolken ſicher dich von Ort zu Ort.

VII. Geſänge am Lagerfeuer.

32) Wähnet nicht, daß eure Menge unſre Tapferkeit bezwänge;
mit dem Schwert aus euren Reihen unſre Freunde wir befreien.

33) Mondlos, finſter iſt die Nacht, doch die Feindesrache wacht.
Bringt Geſchütz mit raſchen Roſſen, Feindeshaus wird nun zerſchoſſen.
S.

VIII. Klagelieder.

34) Trauer eines Greiſes über den Verluſt ſeiner Söhne:
Ich habe ein Auge, das die ganze Nacht aufgeregt und ſchmerzleidend iſt,
und der Morgen findet es, mit ſeinen Tränen die Wange netzend;

[1] vgl. S. 99, Anm. 3.

30) ja ḥelu, barrich dalūlak uá‿ṭlub ed-daßtūr,
jā ḥelu, maḥbūb, meijil 'andna‿l-lēli! —
in kān chaṣrik raḳīḳ, bjiḥris il-mēli.

31) jā ḥelu, ḥammil u ßāfir ma' ßälämet allāh
uin kān jitba' er-rufaḳ (au lā) — u naḥna ḳaṣádna‿llāh.

32) lā téḥßibu kutrkum juṛlib schaġa'ítna,
biß-ßēf min bēnku nuṭli' ġamā'ítna.

33) ṛāb il-ḳamar u‿åṣlam il-lēl, ua‿l-lēl aulaf muālif
ġurru‿l-madāfi' 'ala‿l-chēl, lämmä‿nhídd bēt il-mchālif;

34) ili 'ain ṭūl el-lēl ḳalḳa u ġṛ'a (d. i. u uġṛ'a)
u tûṣbiḥ madāmi'ha 'ala‿l-chadd nâḳ'a

ich ſuche nach Heilmitteln dafür, aber ich finde ihm keinen Arzt. —
Ach, alle Ärzte ſind ihm nichts mehr nütze.
Gib, habe ich dir geſagt, o Auge, dem Schlaf den Abſchied und wache
über Freunde, die du immer leidenſchaftlich geliebt haſt.
Wir waren, ach, ſo glücklich, und wie ſüß war unſer Leben,
und die Bekümmerniſſe des Herzens, o Auge, ſie waren wieder geſchwunden[1],
bis die Vorausbeſtimmungen[2] unſeres Herrn uns trafen.
Dem Urteil Gottes ſind alle Menſchen gehorſam.
Der Ratſchluß Gottes über uns iſt im voraus gefaßt,
und wir, o Auge, folgen den Anbetern nach[3].

(wörtliche Überſetzung)

35) Da zieh'n ſie hin und tragen den Liebſten fort zur Ruh.
„Gott ſei mit Euch", ſo ſagen die Lippen ſtumm dazu.
Zum Hügel dann ich eile die Augen tränenſchwer;
ſo lange ich auch weile, das Grab gibt ihn nicht her.
Da ſchreit laut auf das Herze: „Du biſt beraubt, beraubt!"
Ich ſchütt' in meinem Schmerze mir Erde auf das Haupt.

36) Man ſchlug um ihn das ſchwarze, das traurigernſte Tuch.
Ach Gott, ich kann nicht finden mein Lieb, wo ich auch ſuch'.

[1] Der Greis hatte über die ihm geſchenkten Söhne alle früheren Bekümmerniſſe vergeſſen gelernt. [2] Fatum. [3] d. h. wir werden von dem gleichen Schickſal wie alle Diener Gottes betroffen, darum tröſte dich!

bdauuír‿lha bid-daua, mā biltaḳī‿lha
ṭabīb. — ualā ṭubbānha‿l-jōm näf'a.
kun, ḳult lik, jā 'ain, ṭallḳi‿n-nōm uaßhari
'ala chulltin kunti bihim dōm uāl'a
bḳīna mā ahnāna u mā laḍḍ 'aischna
u 'ādat humūm il-ḳalb jā 'ain ḍā̄i'a
lamínha ätätnä taḳadīr rabbnä
ilāhi liḥukmih ġumelt en-näß ṭā̄i'a
„ „ 'aleina tḳaddar
uéḥna uara‿l-'ubbād, jā 'ain täb'a.

35) hällä jā rāiḥīn: Allāh ma'kum!
achádtu múhġati, ḳålbi ma'kum.
ßē'a buka u ßē'a rakḍ uarākum,
u ßē'a heijil 'a‿r-rāßi turāba.

36) Láṭåsch mendīl fōḳ er-rāß il-aßuad

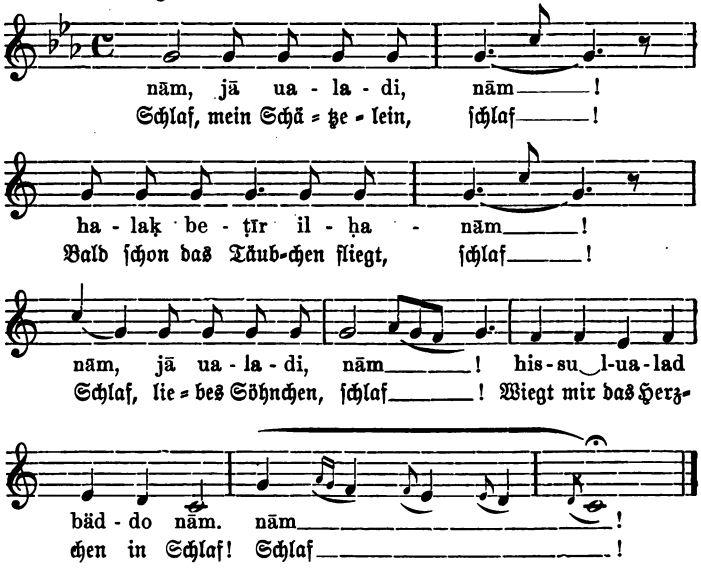
O ſchwarzer Tag der Trennung, da man dich von mir nahm;
da hat mich nicht verſtanden, wer immer zu mir kam.
Ich habe laut geſungen, da hieß es: „dir iſt wohl“ —
und dann hab' ich geweinet, weil ich des Leids ſo voll.

---

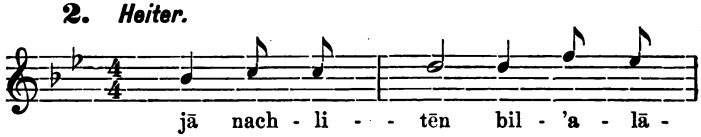
jōmi frāḳkum, jā jōm il-aßuad
änä, jā näß ṛannēt, ḳālu‿n-näß: miß'ad!
„ „ „ bakēt, jā fraḳ‿el-eḥbāba!

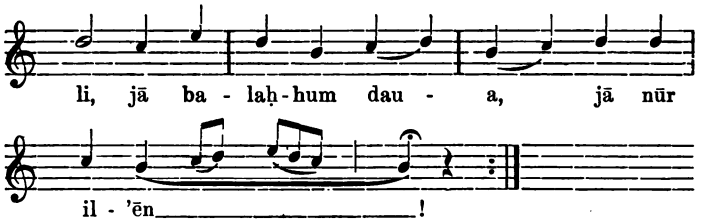
Arabiſche Melodien.

1. ***Ruhig.***

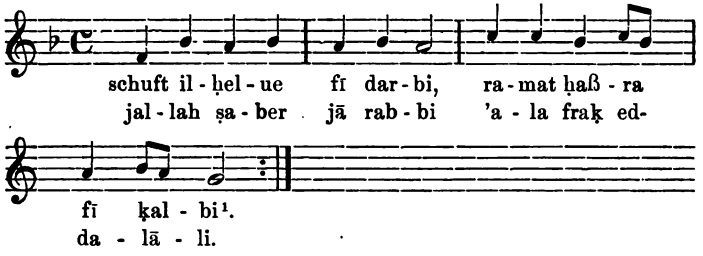


2. ***Heiter.***

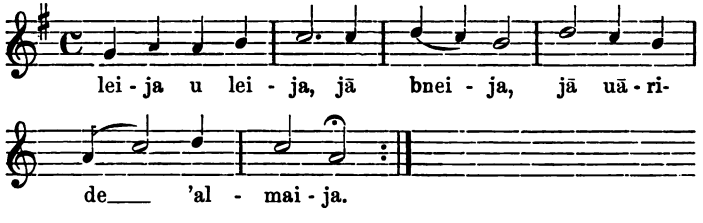




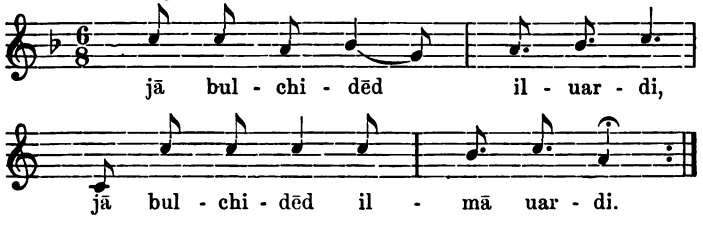
3. ***Frisch.***



4. ***Gemässigt.***



5. ***Innig.*** rit.



[1] Daß das Lied in g ſtatt f aufhört, iſt nicht fehlerhaft, wie mancher Leſer meinen möchte.

Kapitel 31.

Reisebuchblätter.

I. Jaffa. Jerusalem.

affa, die „Schöne", liegt vor uns. Von ihrer Felsenhöhe zum Meer niedersteigend gewährt die Stadt mit den altersgrauen Häusern einen unvergeßlichen Anblick. In gespannter Erwartung betritt der Pilger den Boden des H. Landes. Ist er auch zunächst enttäuscht von dem schmutzigen Aussehen der Stadt und mancher anderen Erscheinung, so verwischt sich dieser Eindruck doch rasch wieder durch die bunten, morgenländischen Bilder, die das Auge fesseln und durch den blütenreichen Kranz von duftigen Gärten, der ihn aufnimmt. Die schlanken Palmen fächeln mit gefiederter Krone ein freundliches Willkommen entgegen; das herrliche Grün in allen Schattierungen tut dem Auge wohl; die saftigen Orangen munden trefflich, und das fromme Gemüt faßt in Erinnnerung an die biblische Vorzeit alles noch blumiger auf als es ist.

Heutzutage braucht der Pilger nicht mehr auf felsigen Pfaden oder im gebrechlichen Wagen die Bitterkeit einer Reise von ehemals durchzukosten, um nach Jerusalem zu gelangen. Die Eisenbahn führt ihn bequem ans Ziel seiner Wünsche.

Auch wir vertrauen uns nach kurzer Umschau und Rast dem Dampfroß an. An den Orangengärten vorbei führt es

uns in die Ebene Saron, über fruchtbare Gefilde dem Gebirge Juda entgegen. Bald nach der Station dēr abān schlängelt sich der Schienenstrang durch das tiefe uādi eṣṣarār, dessen höhlenreiche Felswände wie Cyklopenmauern zum Himmel starren. Mühsam arbeitet sich der Zug die gewundenen Gebirgsfurchen entlang zur Ebene Rephaim hinauf, um nach etwa vierstündiger Fahrt in den Bahnhof von Jerusalem einzulaufen.

Nun liegt sie vor uns, die „hochgebaute Stadt". Eben erglänzen noch im goldenen Abendrot ihre Zinnen und Kuppeln. Über das Ben Hinnom-Tal begeben wir uns zur Herberge in das deutsche Hotel der Vorstadt.

* * *

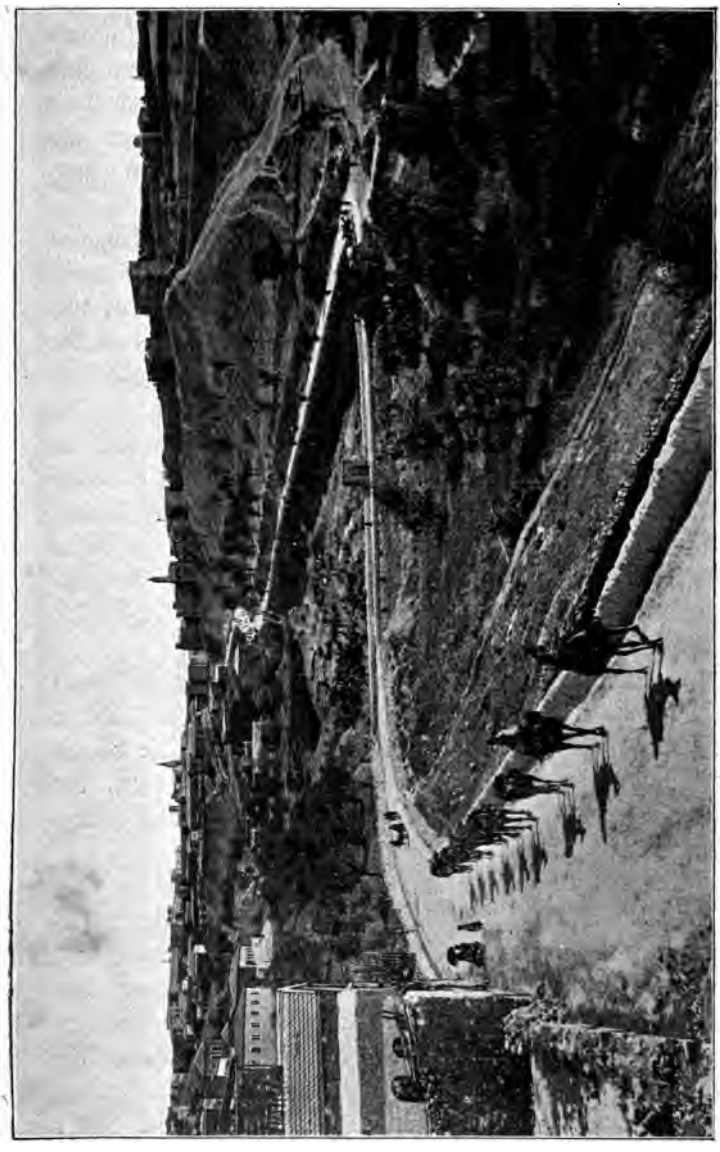
Sonniger Morgen — klarblauer Himmel. Wir schreiten dem Jaffator zu. Neben ihm ist seit den Kaisertagen des Jahres 1898 eine breite Straße durch die Mauer gebrochen.

„Mauern und Tore," die ehemaligen Wahrzeichen einer Stadt, haben auch im Land der Stabilität das meiste ihrer vorigen Bedeutung eingebüßt. Ehemals war das Tor der Ort der Gerichtsverhandlungen, die Stätte, wo die Ältesten die Wohlfahrt der Gemeinde berieten, wo Kauf- und andere Verträge abgeschlossen wurden. Jetzt ist das Serail oder Gerichtsgebäude der hiefür bestimmte Ort. Doch ist das Tor immer noch der Mittelpunkt des sozialen Lebens der Eingebornen. Auch sammeln sich hier die Müßiggänger, Neugierigen, Bettler und Lastträger. Es ist ein wirres Hin- und Herwogen von Menschen und Tieren, das sich dem Auge hier darbietet. Am frühen Morgen kommen die Mukari von Jaffa und die Bewohner der Nachbardörfer mit ihren mit Gemüse oder Holz beladenen Kamelen und Eseln. Sie haben beinahe schon ein Tagewerk hinter sich, weil sie die halbe Nacht hindurch das Gebirge herauf marschiert sind. In langen Zügen steigen die Karawanen mit Kohlen, Glas-

und Töpferwaren aus Hebron und Gaza das Gihontal herauf. Hinaus und herein zum Tor eilen Scharen von Handwerkern und Einkäufern. Von der Davidsburg her naht eine Kompagnie Soldaten, deren Musiker mit lobenswertem Eifer tuten. Den Klängen der Militärmusik folgen die Töne der Totenklage: siehe, man trägt einen Toten hinaus. Kreuz und quer setzt sich das Gewoge der Fußgänger, Reiter, Lastträger, Lasttiere und Kutschen den ganzen Tag fort, und wunderbar! trotz der großen Unordnung — höchst selten ein Unglück. Immer löst sich der Knäuel wieder, und jeder geht in orientalischem Gleichmut seinen Weg. Seinen Weg — „wohin"? Darauf haben die Landeskinder eine sinnige Antwort bereit. Wenn sie das Ziel nicht angeben können oder wollen, so sagen sie: „'a bāb allāh zum Tore Gottes!"

Mit dem Betreten der Stadt haben die Seh- Hör- und Riechorgane eine schwere Probe zu bestehen. Da gilt es, die Augen offen halten, wenn man nicht gepufft oder von den mit Schlachtstücken und schmierigen Ölschläuchen beladenen Eseln beschmutzt werden will. Zu den Rufen der Eselstreiber „o'a ḏahrak, ᵘuġhak hab acht auf deinen Rücken, dein Gesicht!" gesellen sich die der Händler, welche die Güte und Süßigkeit ihrer Früchte anpreisen. Wer diesen Lärm vernommen hat, versteht das Wort zu würdigen: „Sein Geschrei wird man nicht hören auf den Gassen" (Mt 12,19).

Indem wir unsern Gang in der Davidsstraße fortsetzen, fallen uns die jüdischen Geldwechsler und die Gewölbe der Getreidehändler in die Augen. Die Juden sind auch hier das Volk des Handels und des Marktes. Die einen bilden als Wechsler die morgenländische Börse. Sie halten sich heutzutage nicht mehr auf dem Tempelplatz auf (Joh 2,14), sondern sitzen zu beiden Seiten der Straße hinter ihrem Geldtisch und lassen mit Wohlgefallen die Münzen durch ihre Finger gleiten. Diese Zunft verdankt dem internationalen Charakter der Stadt und dem völligen Mangel an Kleingeld



Ansicht von Jerusalem von der Bahnhofstraße aus
(im Mittelgrund der Gihonteich, wo Viehmarkt abgehalten wird)

ihr Dasein. Die andern treiben sich in den Getreidebasaren herum, wo sie und die Muslimen durch riesige Aufkäufe das Brot der Bevölkerung verteuern. Wieder andere sind Besitzer zahlreicher Tuch- und Kurzwarenläden; noch weit mehr Juden aber verdienen kümmerlich ihr Brot als Schreiner, Schneider, Schuhflicker, Klempner, Gipser und Hausierer.

Die hiesigen Juden leben zum großen Teil von Almosen der Glaubensgenossen in der weiten Welt. Sie sind meist strenge Talmudisten und noch dieselben Gesetzespedanten, wie zu Jesu Zeiten (vgl. Mt 23; Lu 12,37 ff.). Gehen doch die „unerträglichen Lasten", die sie sich mit ihren Gesetzesklauseln auf den Hals legen, bis auf das Brot von Christen, das sie zwar essen, aber nicht mit seinem Messer schneiden dürfen, oder auf das eigene Taschentuch, das sie am Sabbat entweder zu Hause lassen oder sich um den Arm oder Hals binden müssen, damit es nicht als ein „getragener" Gegenstand betrachtet werden kann. Dementsprechend ist auch ihr Fanatismus noch der alte, und das „in den Bann tun" (Joh 9,22; 16,2) ist eine häufige Praxis.

Wir kommen zu den Basaren. Hier liegen und hängen in reicher Auswahl wollene, baumwollene und seidene Tücher, persische Teppiche und Leder- und Flechtwaren. Die Buden der Schuhmacher mit ihren roten und gelben Schuhen, der Waffenhändler, Goldschmiede, Tabakshändler und Gewürzkrämer vervollständigen das orientalische Bild.

Eine widerliche Erscheinung sind die herrenlosen Hunde, die in allen Straßen herumlungern, aber, wie es scheint, sich gegenseitig auf bestimmte Gebiete beschränken. Denn sobald sich ein Hund in eine fremde Gasse wagt, wird er von den Hunden derselben angefallen und über die Grenze hinübergebissen. Tagsüber liegen sie entweder träge in den Gassen oder stöbern die Unrathaufen nach Fleisch und Gemüseresten durch und üben so die Sanitätspolizei aus. Bei Nacht

Aussätzige

belästigen sie die Bewohner durch ihr unaufhörliches Gebell (Ps 59,15. 16).

Wir gelangen zu einem großen Kaffeehaus. Es ist eine dunkle Spelunke, wie fast alle Häuser mit diesem Zweck. Eine Gruppe Araber sitzt davor. In der Hand halten die einen den Schlauch der Wasserpfeife, der sie in tiefen Zügen gurgelnde Töne entlocken; andere laben sich an einem Täßchen Kaffee. Mit einer gewissen Feiertagsmiene setzen sie an und schlürfen im Gefühl der Wonne den schwarzen Saft. So sitzen viele den ganzen Tag über vor der Kaffeebude, „philosophieren," räsonieren und gestikulieren. Im Fastenmonat Ramadan bevölkert sich der Platz erst gegen Abend. Bei Tag fastet der echte Muslim gewissenhaft. Kaum aber ist mit Sonnenuntergang der erste Kanonenschuß von der Davidsburg über die Berge hingerollt, so verklären sich die matten Gesichter, und die halbe Nacht hindurch wird wacker gegessen, getrunken und geraucht.

Indem wir unsern Weg fortsetzen, wird unsere Aufmerksamkeit durch die ausgestreckten Hände etlicher Bettler, Aussätzigen, Blinden und Krüppel und durch ihre flehentlichen Rufe in Anspruch genommen: „Saḥtūt, Saḥtūt, o Herr, um Gottes, um des Herrn Jesu, um der Jungfrau Maria willen, erbarme dich unser!" Sind das nicht ähnliche Rufe, wie sie auch Jesus hundertemal vernommen hat (Lu 17,13 u. ö.)? Sie werden nicht leicht wieder vergessen, denn sie kommen aus bitterem Elend heraus und appellieren an das Herz. Weil aber mit einer bloßen Geldgabe diesen Unglücklichen unter Umständen schlecht gedient ist, so hat christliche Nächstenliebe für die Aussätzigen, den Ärmsten unter ihnen, in Jerusalem das Asyl „Jesushilfe" gegründet, wo sie nicht nur leiblicher, sondern auch geistlicher Pflege genießen.

Am bewegtesten ist das Jerusalemer Leben in der Osterzeit. Da wogt es in den Gassen und Kirchen von Gläubigen aller Bekenntnisse. Noch mehr als zu den Zeiten von

Apg 2,9—11 treffen wir da die Menſchen von allen Gegenden der Erde beiſammen: der blonde Nordländer der ſkandinaviſchen Alpen und der ſchwarze Galla Abeſſyniens, der bewegliche Spanier und Italiener und der maſſive, derbe Ruſſe, der Gentleman aus England und Amerika und der deutſche Gelehrte, Paſtor und Reiſende. Aber auch auf den Morgenländer übt die heilige Stadt eine große Anziehung aus, und wie im alten Bunde Scharen gläubiger Israeliten keinen ſehnlicheren Wunſch kannten, als „hinauf nach Jeruſalem“ zu ziehen, ſo pflegen auch in der Gegenwart viele morgenländiſche Chriſten dahin zu pilgern. Gibt es doch für viele von ihnen nichts Höheres, als Weihnachten in Bethlehem oder Oſtern in Jeruſalem feiern zu können. Neben den Tauſenden von Chriſten, die der Klang des Namens Jeruſalem und die Erinnerung an die Großtaten Gottes zuſammenführt, ſind es auch viele Juden und Muhammedaner, die zur Paſſahfeier und Nebi Muſa-Wallfahrt hier zuſammenkommen. Wir ſehen, das Wort des Pſalmiſten: „Jeruſalem iſt gebaut, daß es eine Stadt ſei, da man zuſammenkommen ſoll“ (Pſ 122,3) hat noch immer ſeine Geltung.

II. Hebron. Gaza. Bir Salem.

Sieben Stunden ſüdlich von Jeruſalem liegt, lieblich im Kranz ſeiner Weinberge gebettet, Hebron, eine der älteſten Städte der Welt (1 Mo 13,18). Sie ſteht nicht nur bei den Bekennern des Islam in hohen Ehren, welche ſie im Gedenken an Abraham „el-chalīl, d. h. der Freund Gottes,“ nennen, ſondern gilt auch den Juden als heilige Stadt. An ihren alten Namen Ḳarjat arba‘ = Stadt des Arba‘ oder

auch Vierstadt (Jos 14,15) erinnert noch die bestehende Einteilung in vier Quartiere.

In Hebron begegnen wir einer regen Gewerbtätigkeit, die sich auf die Weberei, Töpferei, Gerberei und Schlauchfabrikation, Glas- und Kohlenbrennerei erstreckt. Die Basare bieten eine sehenswerte Schaustellung der heimischen Erzeugnisse und werden besonders von den Beduinen besucht, welche die Schätze bis in die fernsten Zeltlager tragen.

Noch bekannter ist uns Hebron und Umgegend durch seine Jahrtausende alte Kultur der Rebe geworden (4 Mo 13,24). Die Trauben wandern von hier zum Teil auf den Markt nach Jerusalem, zum Teil werden sie zu Rosinen, Traubenhonig und -kuchen verarbeitet. Nur ein kleiner Teil wird von den Juden zu Wein gekeltert.

Hebrons Sehenswürdigkeiten sind die Höhle Machpelah — den Christen und Juden nicht zugänglich —, zwei große gemauerte Teiche (2 Sa 4,12), die Abrahamseiche und die traditionellen Gräber Abners und Isais: alles ins hohe Altertum zurückreichend.

Es ist ein bedeutendes Stück israelitischer Geschichte, das sich in und um Hebron abgespielt hat. Während wir die sanfte Anhöhe im Westen zum Hain Mamre emporsteigen, begegnet uns im Geist die ehrwürdige Gestalt Abrahams, der seinen Gästen das Geleite nach Sodom gibt. Es ist uns, als hörten wir ihn Fürbitte für die gottlosen Städte einlegen. Später sehen wir einen der imposantesten Leichenzüge der Welt über diese Berge und Täler sich bewegen. Joseph, der in königlichem Ansehen stehende erste Minister Pharaos, zieht mit „großem Heer" von Ägypten herauf, um seinen Vater, den Erzvater Jakob, in würdiger Weise im Familienbegräbnis beizusetzen. Jahrhunderte vergehen. Das Volk Israel ist im Besitz des H. Landes und hat einen König an seiner Spitze. Eines Tages läßt sich dieser König vom blinden Haß zu gieriger Verfolgung verleiten. Auf jenen

Bergen dort im Osten hetzt er mit 3000 Männern den unschuldigen David hin und her, bis dieser ihn durch eine großmütige Tat zur Besinnung bringt. Wieder Jahrhunderte später und siehe, wieder ein Flüchtling, ernsten und gramerfüllten Antlitzes der im Süden Hebrons beginnenden Wüste zusteuernd: Elia, der vor Isebel flieht.

Während so die Seele in den Strom der hl. Geschichte eintaucht, gelangen wir auf die Höhe im Westen von Hebron. Hier werden wir plötzlich durch einen Schwarm Rebhühner, der in unserer Nähe auffliegt, in die Gegenwart zurückgerufen. Das Rebhuhn ist nämlich wie zu Davids Zeiten (1 Sa 26,20) noch das häufigste Wildbret Palästinas.

* * *

Bēt ǧibrīn liegt auf der Grenzlinie zwischen Gebirge und Ebene. Es ist ein Dorf, das aus der alten Zeit verschiedene Trümmer schöner Bauten, aus der Gegenwart aber riesige Schutt- und Misthaufen aufweist. In der Umgebung finden sich viele Höhlen[1], die kunstvoll in den weichen Kreidefels gearbeitet sind und wohl ehemals bewohnt waren. Das Wasser dieser Gegend scheint ungesund zu sein, weshalb die Bewohner häufig an typhösem Fieber leiden. Auch wir treffen fast das ganze Dorf krank an und werden als Europäer sofort für Ärzte[2] gehalten und um Hilfe angegangen. Wir müssen uns darauf beschränken, etliche Dosen Chinin mit der nötigen Anweisung zu verabreichen.

Die Sonne war untergegangen, als wir noch ferne von Gaza schweigend und müde durch die Ebene ritten. Mehrmals hatten wir heute zur Linken und Rechten Beduinenlager gesehen und mit einigen Insassen verkehrt. Nun es aber Nacht ist, verspüren wir wenig Lust, mit diesen bräunlichen Söhnen Ismaels in Berührung zu kommen. „Die Nacht

[1] ʿörāḳ oder ʿarḳān. [2] ḥakīm, Pl. ḥúkama.

ist niemands Freund," diese Empfindung scheinen auch die Beduinen mit andern Menschen zu teilen. Wenn sie nämlich auf nächtlichen Wanderungen einander begegnen, so rufen sie schon von weitem einander zu: „Feind oder Freund?" und je nachdem die Antwort lautet, zieht man im Frieden seinen Weg oder geht zu Tätlichkeiten über. Dieser Brauch erinnert an die Frage, welche König Joram durch einen Reiter an den Haufen Jehus stellen ließ: „Ists Friede?" (2 Kö 9,17).

* * *

Gaza die „Starke", jetzt ṛasse genannt, ist nächst Jerusalem die volkreichste Stadt Palästinas (gegen 30 000 Seelen) und ein wichtiger Handelsplatz und Durchgangspunkt der Karawanen zwischen Syrien und Ägypten. Die Stadt gewährt von dem nahen, südöstlich gelegenen Hügel el-muntār aus, inmitten seines Kranzes von Olivenbäumen, schlanken Palmen und weißen Minarets, einen lieblichen Anblick. Tritt man dem Bilde aber näher und streift durch die aus armseligen Lehmhütten gebauten Vordörfer und Quartiere, z. B. die ḥāret eß-ßaġā'īje — welch ein Kontrast! Auf Schritt und Tritt wird jetzt das Auge durch das schmutzige Aussehen der Bewohner, Häuser und Gassen verletzt und abgestoßen. Auch Gaza hatte einst bessere Tage gesehen, deren Spuren uns überall begegnen. Da ist ein Sienitstein als Türschwelle benützt, dort ein Marmorblock zu einem Wassertrog umgestaltet, und hier arbeitet ein Schuster auf einem korinthischen Kapitäl.

* * *

Riesige Sykomoren oder Maulbeerfeigenbäume mit ausgebreiteten Ästen und dichtem Laubwerk erheben sich in einzelnen Exemplaren aus dem sandigen Boden der Philisterebene. Sie laden den müden Wandrer gar verlockend unter ihr schattenspendendes Dach ein, und wer vermöchte zu widerstehn? Wir gesellen uns zu etlichen Fellachen, die unter der

nächsten Sykomore eben aus süßem Schlummer erwachen. Die Armen! was hätten sie in diesen heißen Ramadantagen auch besseres tun können, als die Stunden verträumen? Leider können wir ihnen auf ihre Frage nach der Zeit keine tröstliche Antwort geben, die Sonne stand ja noch hoch am Himmel. Wir verweilen ein Stündchen bei ihnen und unterhalten uns über arabische Zeitrechnung. Die Muhammedaner haben ein Jahr von 354 Tagen, das sie in 12 Mondmonate zu 29 und 30 Tagen (nämlich vom ersten Sichtbarwerden der Mondsichel bis zum andern) einteilen. Den Tag rechnen sie vom Sonnenuntergang bis wieder dahin (vgl. hiezu 1 Mo 1,3, wo Abend und Morgen, nicht Morgen und Abend den ersten Tag bilden, ebenso Vers 8 und 13) und teilen ihn in zweimal 12 Stunden; welche Hälften jedoch nicht mit der Dauer von Tag und Nacht im Lauf eines Jahres korrespondieren. Denn da der Längenunterschied zwischen dem kürzesten und längsten Tag zwischen 10 und 14 Stunden schwankt, so müßte man, um 12 Stunden für den „Tag" (im Sinn vom Morgen bis Abend) zu bekommen, im Winter die Stunde auf 49 Minuten reduzieren, im Hochsommer auf 71 verlängern[1]. Das geschieht aber nicht. Denn in Bezug auf Einteilung des Tages ist dem Orientalen lediglich der Untergang der Sonne maßgebend, zu welcher Zeit die Uhr zwölf zeigen soll. Dies zu ermöglichen, sollte der Orientale die eine Hälfte des Jahres vom 21. Juni bis 21. Dezember seine Uhr täglich um $^2/_3$ Minute vorrichten und in der andern Hälfte um soviel zurückstellen. Der Einfachheit halber vollzieht man das Richten nur alle 10—14 Tage einmal um die fehlenden Minuten vor- oder rückwärts. Aus dem Vorstehenden erhellt, daß der Tag des Orientalen am Abend theoretisch weder zu- noch abnimmt. Da aber

[1] wie es nach *Benzinger, Biblische Archäologie S. 203* früher gewesen zu sein scheint, heute aber, entgegen seiner Behauptung, nicht mehr ist.

eine Veränderung tatsächlich besteht, so bringt man die am Abend unbeachtet gelassenen Minuten am Morgen in Zu- oder Abzug und sagt beispielsweise: Am 21. März geht die Sonne um 12 Uhr unter, am 22. März um 11 Uhr 58 (statt 59) Minuten auf und wieder um 12 Uhr unter und tags darauf um 11 Uhr 56 auf usw.

Hinsichtlich der Zeitvergleichung der fränkischen d. h. hiesigen europäischen und der orientalischen Uhren dürften folgende Angaben genügen: Am 21. Juni geht die Sonne um 7 Uhr (orientalisch 12 Uhr) unter und um 5 Uhr (or. 10 Uhr) auf; unser Mittag ist morgenländisch 5 Uhr. Am 21. Dezember geht die Sonne um 5 Uhr (or. wieder 12 Uhr) unter und um 7 Uhr (or. 2 Uhr) auf; unser Mittag ist morgenländisch 7 Uhr. Zur Zeit der Äquinoktien ist es einfacher; da ist sowohl abends als morgens unser 6 Uhr beim Orientalen 12 Uhr und mittags 12 Uhr morgenländisch 6 Uhr.

Trotz der oben erwähnten Differenz von vier Stunden zwischen Sommer- und Wintertagen spricht man auch heute noch wie zu Jesu Zeiten (Joh 11,9) von „12 Stunden des Tages", gibt aber die Zeit meist nur nach den allgemeinen Bezeichnungen an: Morgen oder Aufgang der Sonne, Mittag, Nachmittag oder Weststand der Sonne, Abend oder Sonnenuntergang.

* * *

Die Küstenebene, das Gebiet der kriegslustigen Philister, war die Kornkammer des Volkes Israel. Sie ist noch immer fruchtbar, aber schlecht ausgenützt. Unabsehbare Strecken sind mit einer Art Pfriemengras[1], Halfa genannt, bekleidet, und wo das Land bebaut ist, wuchern noch häufig der gefingerte Hundszahn[2], auch „Schnürgras" genannt, und

[1] wahrscheinlich Stipa (Macrochloa) tenacissima L. [2] Cynodon Dactylon Pers., ar: engil.

ein dorniger Schmetterlingsblütler[1] üppig weiter. Der Fellache besitzt weder Energie noch die nötigen Ackergeräte, um diese hartnäckigen Feinde der Landwirtschaft auszurotten. Wiederholtes Umbrechen des Bodens in der trockenen Jahreszeit mit einem 60 cm tief gehenden Pflug und peinliche Sorgfalt im Bloßlegen der Wurzeln führen, wie die Anpflanzungen der Kolonisten beweisen, allein zum Ziel. Leichter wäre es, zwei andern, zugleich gesundheitsschädlichen Unkräutern zu Leibe zu rücken. Das eine ist der Taumelloch, wahrscheinlich das in Mt 13,25 erwähnte Unkraut, das andere eine blaue, borstenköpfige Karde[3], welche vor mehreren Jahren von Syrien her eingeschleppt worden sein soll. Im Gebirge habe ich sie selten beobachtet. Die Karde macht das Mehl blauschwarz uud ungenießbar. Der Lolch, mit dem Abhub des Weizens vermischt, wird als Hühnerfutter verkauft. Betrügerische Leute geben ihn wilden, störrigen Maultieren zu genießen, damit sie betäubt und sanfter werden und dadurch leichter verkäuflich sind.

Die Ebene von Gaza bis zum Karmel hat zwar nur wenige fließende Bäche, dennoch fehlt es ihr nicht an Wasser, weil man fast überall in geringer Tiefe auf Grundwasser stößt. Noch immer verdienen manche Niederungen mit ihrem saftigen Grün „Auen" genannt zu werden, die Hunderten von Rindern und Kamelen gute Weide bieten (2 Chr 26,10).

Hoch interessant ist die Flora. Im Frühling gleicht die Ebene einem schönen Garten und ruft durch ihren Farbenschmuck in jedem empfänglichen Herzen und Freund der Natur dasselbe Entzücken wach, mit dem Salomo von der „Narzisse[4]

---

[1] Prosopis Stephaniana, ar: jänbūt. [2] Lolium temulentum L., ar: sauān abjaḍ. [3] Cephalaria syriaca Schrad., ar: schälämōn oder im Libanon sauān aßmar. [4] Nach dem Glauben der Muslimen repräsentiert die Narzisse eine Verwandlung des Speichelauswurfs des Propheten, daher sie außer dem Namen runguß den Beinamen „bisāḳ en-nebi Speichel des Propheten" führt (ZDPV, VII).

Sarons“ und der „Lilie der Täler“ (Hohesl 2,1) redet. Mit diesen beiden typischen Blumen wetteifern viele andere in der Schönheit ihrer Farben, von denen wir dem pflanzenkundigen Leser wenigstens folgende nennen wollen: hochrote Tulpen, rote, blaue, weiße, rosa und lila Anemonen, rote und gelbe Ranunkeln, Strandnelken mit bleibender, blauer Blumenkrone und weißer Blütenröhre, zierliche rosafarbige Malcolmien, himmelblaue Hyazinthen, wohlriechende Reseden und braun bis schwarzsamtene Irideen.

Unter den fleißigen Händen europäischer Kolonisten pulsiert da und dort neues Leben. Orangen- und Zitronenbäume beugen sich unter der Last ihrer goldenen Früchte. Große Olivenhaine ergießen ihr köstliches, dem Gesunden und Kranken nützliches Öl. Feigenbäume, Sykomoren und Stauden der Kaktusfeige spenden ihre taufrischen, süßen Früchte. Der Granatapfel mit seinen rubinglänzenden Kernen leuchtet aus dem frischen Grün der Weinberge, in welchen die edlen Säfte der Rebe in seltener Güte zeitigen. Aprikosen, Quitten, Mandeln, Bananen und Zuckerrohr gedeihen aufs herrlichste. Riesige Wassermelonen und aromatische Buttermelonen wachsen in ungezählten Exemplaren auf dem sandigen Boden, bereit, nicht nur in Palästina, sondern auch in Ägypten, wohin sie versandt werden, vielen Tausenden eine erquickende Labung zu gewähren. Über alle aber erhebt sich, majestätisch zum Himmel aufsteigend, die Palme und wiegt ihr Haupt im Morgen- und Abendwind.

* * *

Wieder scheint uns die Nacht auf den Rücken zu kommen. Wir hatten uns in Askalon und Asdod zu lange verweilt. Eine denkwürdige Stätte, dieses kolossale Trümmerfeld der alten, einst prächtigen Philisterstadt! Es ist kein Wunder, wenn man hier in beschaulicher Erinnerung an die wechselvolle Vergangenheit Zeit und Stunde vergißt. Mauer- und Turmreste, Granitsäulen, Kapitäle und Skulpturen — alles

liegt wild durcheinander, ein ergreifendes Bild der Zerstörung (Amos 1,8), dem Namen Askalon d. h. „die Unerschütterliche“ zum Hohn.

In Asdod fesselt uns die Gastlichkeit und Gemütlichkeit des Herrn Schmitt, eines dort ansässigen deutschen Müllers, auf einige Stunden. Nun aber gilt es zu eilen, wenn wir heute noch Bīr Sālem, die landwirtschaftliche Kolonie des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem, erreichen wollen.

Der Mensch denkt — Gott lenkt. Wir geraten zu weit westlich und werden von den Meeresdünen mit den Sandsträuchern[1] umschlossen. Wir merken zwar den Irrtum und versuchen, wieder nach Osten durchzudringen, aber sowohl die Pferde als ihre Reiter sind müde und wissen nicht, obwohl der Mond allmählich aufgeht, wo sie sich befinden. Wir lauschen und siehe, da schlägt Hundegebell an unser Ohr. Mutig steuern wir in der Richtung auf dasselbe los, indem wir die Pferde, die mehr als fußtief in den losen Flugsand einsinken, am Halfter nachziehen. Aber schon nach kurzer Wanderung halten wir enttäuscht inne, weil das Gebell nun auch aus einer andern Richtung dringt, so daß wir vermuten, in der Nähe von Beduinenlagern statt von Dörfern zu sein. Just das Gegenteil von dem, was man rosige Stimmung nennt, fängt an, sich unser zu bemächtigen. Sollen wir den Beduinen uns nahen oder unter freiem Himmel kampieren? Wir entscheiden für das letztere, denn obwohl wir nur zwei trockene Brotfladen und einige Schluck Weines mit Wasser haben, für die Pferde aber weder Futter noch Trank, so verspüren wir doch wenig Lust, im flohigen Lager der Beduinen zu nächtigen. Wir strecken die müden Glieder in den Sand, binden uns die Pferde am Arme fest und wünschen uns ironisch lächelnd „gute Nacht“. Ich liege kaum eine Stunde in Morpheus' Armen, als ich jäh auf-

[1] Thymelaea hirsuta L. ar: mitnān.

fahre. Welch sonderbare Musik! Ein an Stärke zunehmendes Gebell, ein heiseres, nervenaufregendes Trillern, ein teuflisches Lachen und — Totenstille rings auf der nächtlichen Flur. Was ist das? Wer verursacht solchen Lärm? „Söhne des Geheuls", wie die Araber sagen, sind es, Schakale, die auf diese Weise sich ankünden, wenn sie in Rudeln (vgl. Simsons 300 Schakale, Ri 15,4) ihr Gebiet betreten. — Nun der erste, süße Schlummer unterbrochen, hält es schwer wieder einzuschlafen. Mehrmals werden wir durch Schellengeklingel wachgehalten. Karawanen gehen auf der uralten Verkehrsstraße zwischen Asien und Ägypten hin und her.

Der Hitze wegen ziehen sie die Nacht dem Tage vor. Solch ein Nachtritt war's, vielleicht der erste nach seinem Verkauf, als der kleine Joseph mit den Ismaeliten auf diesem Weg weinend ins fremde Ägyptenland zog (1 Mo 37,28).

Allmählich werden auch die Pferde unruhig, und die Kühle der Nacht durchfröstelt die Glieder. Wir erheben uns, als die ersten Morgenschimmer das nächtliche Dunkel durchbrechen. Die Karawanen hatten mich schon in der Nacht auf die Vermutung gebracht, daß wir vom richtigen Weg nicht ferne sein können. Und in der Tat, wir reiten kaum eine halbe Stunde, so liegt Jabne vor den erstaunten Blicken. Hier rasten wir, kaufen Gerste für die Pferde, stillen den knurrenden Magen, ergehen uns noch ein Weilchen in Reminiszenzen über die abenteuerliche Nacht und setzen frohgemut unsern Weg nach Bīr Sālen fort.

* * *

Lybda

„Was haſt du da, Herr“ fragt mich unweit dschimsū, einem Dorf öſtlich von Lydda, ein alter Fellache und zeigt auf mein Opernglas. „Eine Brille“ antworte ich. „Willſt du mal durchſehen?“ „Wenn's erlaubt iſt.“ Gerne reiche ich ihm das Glas, und er fängt zu viſieren an. Auf einmal hat er ſein Dorf unmittelbar vor den Augen und ruft verwundert aus: „ßubḥān Allāh Gott ſei geprieſen!“ — Ein ſinniger Gedanke, der in dieſen Worten ausgeſprochen liegt. Während wir Abendländer beim Anblick von etwas Schönem und Kunſtvollem „wie herrlich! wunderbar! unnachahmlich!“ zu ſagen pflegen, lobt der Orientale in ſolchem Fall nicht das Werk, ſondern den Urheber desſelben und ruft aus: Geprieſen ſei Gott, sc. der dieſe Blume hat wachſen laſſen, oder der ſolche Weisheit gegeben hat (vgl. 2 Chr 9,8). In ähnlicher Weiſe kann ſich das Wohlgefallen an einem ſchönen Kinde darin äußern, daß man die Mutter ſtatt des Kindes preiſt etwa mit den Worten: Gelobt ſei der Baum, der ſolche Frucht getragen hat (Lu 11,27)!

Noch einen andern ſchönen Zug lehrt mich der Alte. Nun wir uns mit einem Imbiß geſtärkt haben, reiche ich ihm die Überreſte desſelben. Ein zur Erde gefallenes Stückchen Brot hebt er ſchleunigſt auf, küßt es und führt es grüßend zur Stirne. Durch dieſe pietätvolle Handlung, die allgemein Sitte iſt, wollen die Leute ihre Wertſchätzung und Dankbarkeit für eine Gabe Gottes, die durch den Fall auf die Erde entweiht worden iſt, bekunden (Jeſ 65,8).

Zwiſchen Unter- und Ober-Bet Horon reiten wir das Gebirge hinan auf einer Steige[1] von hiſtoriſchem Intereſſe. Auf ihr jagte Joſua vor mehr als 3000 Jahren die fünf Amoriterkönige hinab (Joſ 10,10). Sie diente den Philiſtern wiederholt auf ihren Fehdezügen gegen Israel (1 Sa 13,18).

---

[1] aber kein „Engpaß“, wie öfters zu leſen iſt, weil keine Talſchlucht vorhanden iſt.

Wegen ihrer strategischen Wichtigkeit ließ Salomo die beiden an ihr liegenden Dörfer befestigen (1 Kö 9,17). Auf diesem uralten Weg wurden zweifelsohne auch die Zedernstämme des Libanon, welche Hirams Schiffsleute in Jaffa gelandet hatten, nach Jerusalem transportiert (2 Chr 2,16). Hier siegte Judas Makkabäus (1 Makk 7,39). Hier herauf marschierten die römischen Legionen, die den Weg zur soliden Heeresstraße ausbauten, deren Pflastersteine noch sichtbar sind. Da hinab bewegte sich jene nächtliche Schar Bewaffneter mit dem gefangenen Paulus in der Mitte. Etwa 1000 Jahre später stiegen hier und auf der etwas südlich über Emmaus führenden Straße die Kreuzfahrer herauf. Jetzt ist es stille geworden auf diesem Stück Altertum; nur wenige Fellachen treten auf den bloßgewaschenen Steinen einher oder benützen den Fußpfad auf den angrenzenden Feldern.

Hatten uns drunten in der Ebene flinke Schwälblein zutraulich umkreist, als wollten sie einen heimlichen Gruß aus der deutschen Heimat ins Ohr raunen, so verkündet hier oben ein anderer alter Freund seine Anwesenheit. Freudig überrascht halten wir an, als es einmal ums andere aus den Bäumen zur rechten ruft: Kuckuck, Kuckuck. Eine hierzulande äußerst seltene Erscheinung, der ich außerdem nur noch zweimal begegnet bin.

An Gibeon, jetzt eǧ-ǧīb, vorbei lenken wir ins ʿādi bēt ḥanīna ein und reiten in der Talsohle dahin. Auf einmal hören wir hoch über uns Rufe, die von dem einen Berghang zum andern hallen. Ein regelrechtes Gespräch zwischen einem Fellachen und einem Hirten entwickelt sich über unsern Häupten hinweg bei einer gegenseitigen Entfernung von etwa 300 m. Ähnliche Szenen aus der Bibel kommen uns in den Sinn, und wir begreifen, wie es im H. Lande bei der Reinheit der Luft, der Beschaffenheit des Geländes und dem markerschütternden Klang der semitischen Stimmen möglich war, Segen und Fluch vom Garizim und

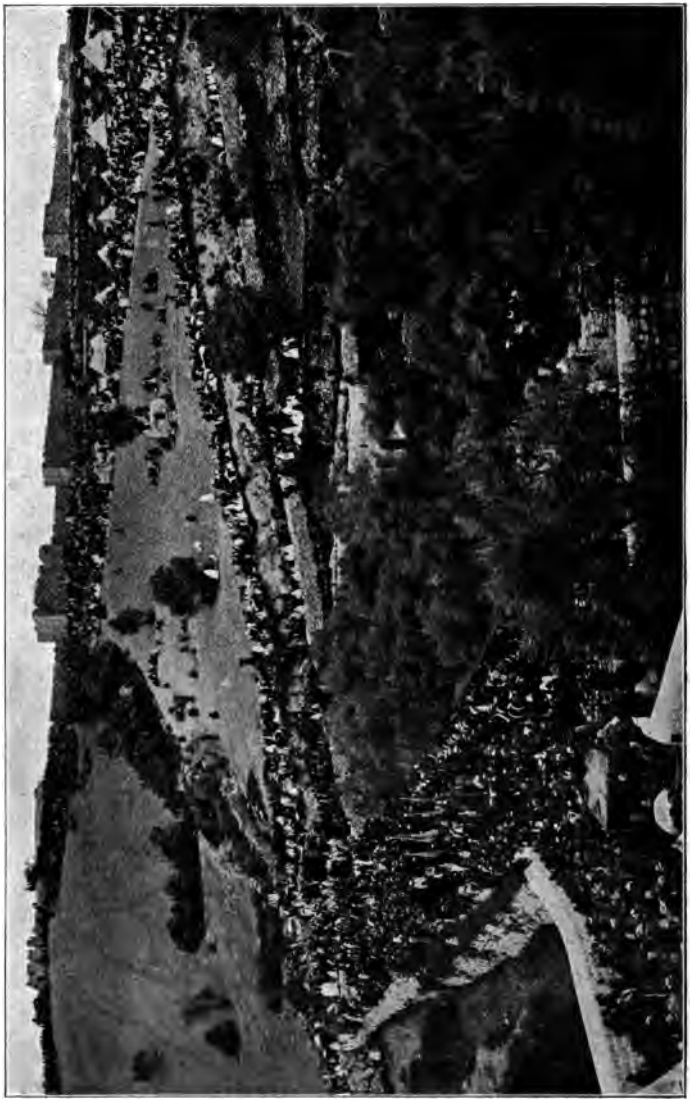
Ebal für alles Volk verständlich auszurufen (Jos 8,30 ff) oder sich von Berg zu Berg zu unterhalten (1 Sa 26,13).

* * *

Eine interessante Gegend ist die Umgebung der sog. Richtergräber, ehemals eine ausgedehnte Nekropole und ein weitzerstreutes Dorf für Sommerfrischler der naheliegenden Hauptstadt, jetzt aber in Ruinen liegend. Hier hatten die Patrizier Jerusalems ihre Landgüter, wo sie die heiße Zeit des Jahres verbrachten und sich am Ende ihrer Tage „im kühlen Felsenhaus" beisetzen ließen. Darum finden sich auch an verschiedenen Punkten dieser Örtlichkeit fast durchweg die zu diesen Zwecken nötigen Dinge beisammen: erstens eine Ruine oder wenigstens ein großer Steinhaufe mit untermischter Mörtelerde, zweitens ein Brunnen, in dessen Nähe schöne Tränknäpfe von 25 cm Tiefe in den Felsen gehauen sind, und drittens ein Familiengrab mit mehreren Einzelkammern. Zu den Überresten, die man in diesen Gräbern gefunden hat, und deren etliche das Museum des Syrischen Waisenhaus aufweist, gehören außer Gebeinen auch gut erhaltene Steinsärge, Öllämpchen und sogenannte Tränenkrüglein (S. 51), Ringe und andere Schmucksachen.

III. Im Lande Gilead.

Wir waren unser sechs, mit einer einzigen Ausnahme Glieder der deutschen Gemeinde zu Jerusalem, die das Land jenseits des Jordan als Ziel ihrer Reise ersehen hatten. Zwar ist das ostjordanische Gebiet ärmer an Orten biblischer Erinnerung, dafür aber reicher an imposanten Resten aus der Römerzeit, reicher auch an stattlichen Wäldern, rieselnden Quellen und plätschernden Bächen.



Festzug der Rebi Musa-Pilger

Ein farbenprächtiges Bild echt orientalischen Lebens bot sich am 20. April unsern Augen dar, als wir das Kidrontal hinabritten. Es war der Tag der Wallfahrt zum Grabe Moses, das die Muslimen auf einen der Berghänge der Wüste Juda nahe dem Toten Meer verlegen. Die ganze muhammedanische Welt Jerusalems und vieler Nachbardörfer war auf den Beinen. Jedweder prangte im Festkleid, und wo wäre dieses bunter als im Morgenland? Die vornehmen Efendifrauen in rauschenden Gewändern von gelber, roter oder schwarzer Seide, mit leichten Schleiern und buntfarbigen Sonnenschirmen unterhielten sich unter lebhaften Gebärden. Die Muhammedanerinnen aus dem Mittelstand in ihren langen Isār gehüllt, säumten die Straße und rauchten die Wasserpfeife. Die Dörflerinnen in ihren derben, mit rotem Besatz verzierten Kleidern standen in Gruppen zusammen. Dazwischen trieben sich drollig aufgeputzte Kinder umher. Nach einigem Warten verkündete dumpfer, ohrenbetäubender Trommelschlag das Nahen der Wallfahrer. Freudengeschrei und Böllerschüsse begrüßen sie. Unter dem alten Glaubensruf des Islam bewegte sich der Zug die Straße entlang. Voran eine Abteilung Soldaten, dann Derwische mit blitzenden Schwertern, dahinter Städter und Dörfler mit ihren Fahnen, und zuletzt türkische Kavallerie. Die Hauptperson im Zuge war der Mufti (der oberste muhammedanische Geistliche) von Jerusalem, der hinter der grünen Fahne bērak herritt. Es war ein Bild, ganz wie für einen Maler geschaffen, ein Bild, das durch das maienfrische Grün der Natur, beschienen vom golden flutenden Sonnenlicht einen erhöhten Reiz gewann.

An Bethanien, jetzt el-'asarīje genannt, vorbei ritten wir zum Apostelbrunnen hinab und immer bergab der Straße nach Jericho folgend, auf Pfaden, die in zahlreichen Reiseschilderungen ausführlich beschrieben worden sind, und deren darum nicht näher gedacht werden soll.

Durch ein Labyrinth von trockenen Bachläufen und seltsam geformten Mergelhügeln stiegen wir gegen Abend in das Ghôr, die tiefste Talsenke der Erdoberfläche. Eine Atmosphäre wie in einer Saline, eine bleierne Schwüle brütete darüber. Mit freudigem Ausruf begrüßten wir das weiße Zelt, das sich an der Jordanbrücke, am baumreichen Gestade des hl. Flusses erhob. Wie gern hätte jeder der Ruhe gepflegt! Aber halt, zuvor galt es etwas für den Magen zu bereiten. Es war köstlich zu schauen, wie die ehrenwerten Ehemänner am einfachen Herdgestell die Kochkunst ausübten, die sie ohne Zweifel der lobesamen Frau Gemahlin daheim abgelauscht hatten. Und wahrlich, wenn diese zugegen gewesen wären, sie hätten den Köchen alles Lob spenden müssen. Als nun das Mahl bereitet war, setzten wir uns um die zum Tisch gewordene Proviantkiste. Der hohe Tempel der Natur ward zum Speisesaal, der silberne Mond in magischem Schein zum Kronleuchter, die kahlen, geisterhaft sich erhebenden Salzhügel zur Rechten und die nachtumfangenen, waldigen Ufer zur Linken wurden zu erhabenen Saalgemälden und das geheimnisvolle Rauschen des Jordan eine feierliche Tafelmusik.

Tags darauf erstatteten wir drei Piaster Brückengeld pro Mann und Pferd und passierten die eigenartige, aus rohen Holzästen zusammengefügte Brücke. Ich gedachte vergangener Zeiten, der Tage, da Jakob den Fluß überschritt, da das Volk Israel trockenen Fußes hindurchschreiten durfte, da Elisa die Wogen mit dem Mantel teilte, da Jesus im Wasser sich von Johannes taufen ließ und alle Gerechtigkeit erfüllte, — und es ward mir wundersam und feierlich zu Mute.

Jenseits des Jordan nahm uns eine waldige Uferlandschaft von Pappeln, Tamarisken, Ricinus, Weiden, Akazien, und Schilfrohr auf; dazwischen wuchs der Sodomsapfel. Als wir das „Gefilde Moab“ (4 Mo 26,3) durchritten, zog Herr B. seinen „Gerok“ aus der Tasche, und wir lauschten

den köstlichen Gesängen: „Jordan", „das Tote Meer", „Jesus in der Wüste" und „Nebo". Erhebend wie noch nie klangen heute die Dichterworte.

Durch ein Trockental drangen wir ins Gebirge hinauf. Jeder Schritt weiter enthüllte uns einen immer reicher sich gestaltenden Pflanzenwuchs. Den Alpentriften vergleichbar sind die mit würzigen Wiesenkräutern bekleideten Talhänge. Jubelnd wurden die ersten Eichen begrüßt.

Schon bei früher Nachmittagstunde standen wir auf dem südlichen Höhenzug vor eß-ßalṭ, einer Stadt von 4000 Einwohnern. Wir waren vom Jordantal aus etwa 1100 m gestiegen. Eß-ßalṭ ist wahrscheinlich das Ramoth (Jos 20,8) oder Mizpe in Gilead (Ri 11,29. 34), wo Jephthah wohnte und Jehu zum König gesalbt wurde.

Im Norden der Stadt war von den vorangerittenen Mukaris das Zelt aufgeschlagen. Ein Salter Bürger hatte uns einen riesigen Krug zur Verfügung gestellt. Der Krug faßte soviel Wasser, daß eine einzige Füllung zum Trinken, Waschen, Kochen, Spülen für Abend und Morgen genügte. Solcher Art waren wohl auch jene sechs steinernen Wasserkrüge auf der Hochzeit zu Kana (Joh 2,6), welche zusammen etwa 900 l hielten. Ein fürstliches Hochzeitsgeschenk, das der Herr dem jungen Ehepaar dargebracht hat!

Einer alten sprachlichen Ausdrucksweise möge hier Erwähnung getan werden, weil sie im Ostjordanland noch häufiger als im eigentlichen Palästina im Gebrauch ist. In der Bibel taucht hie und da das Wort „Knabe" (1 Sa 30,13; 2 Sa 18,5) und „Tochter" (Ruth 3,10; Mt 9,22) auf, wo jeder aufmerksame Leser sofort erkennt, daß hiebei an einen Mann bzw. eine Frau zu denken ist. Dem Morgenländer bieten diese Bezeichnungen nichts Befremdliches, weil man noch heute einen Mann „jā ualad o Knabe" und eine Frau „jā bint o Mädchen, o Tochter" anrufen hört. Auch die biblischen Ausdrücke „Kinder Israel, Kinder Levi, Kinder

Ammon“ sind ihm ganz geläufige und vertraute Klänge; denn immer noch werden die Beduinenstämme nach dem Namen des Schechs bzw. des Stammvaters genannt, und die Glieder eines Stammes heißen beni d. i. Söhne oder Kinder z. B. beni ßachr.

Der Freundlichkeit der Salter verdanken wir es, daß wir statt auf der bloßen Erde auf weichen Matratzen schliefen, kein Wunder, daß Sandmännlein nicht lange auf sich warten ließen und Schlaf in die Augen streuten.

In treuem Gedenken verließen wir eß-ßalṭ. Ein flaches, rebenbepflanztes Hochtal weist zum ġabal ‘oscha d. h. zum Berg des Propheten Hosea, der hier bestattet sein soll. Auf luftiger Bergeshöhe ist eine Grabmoschee erbaut. Der Ort wird von mächtigen Eichen beschattet und ist den Beduinen heilig. Umfassend und großartig ist die Aussicht. Das ganze Westjordanland vom Süden bis zum Norden liegt ausgebreitet und überraschend nahe vor den Augen. Gegen Süden der Frankenberg, Bethlehem und der Ölberg, gerade gegenüber das heitere Nablus, im Norden der Karmel, der Tabor und das blendendweiße Schneehaupt des großen Hermon. Tief unten aber zieht sich das Jordantal vom Toten Meer bis weit nach Norden im fahlgelben Schimmer hin.

Ein heftiger Wind mahnte zum Aufbruch. In ununterbrochenem Ritt ging's über fruchtbare Felder zum Nahr es-serḳa, dem Jabbok der Bibel. Die Berghöhen nördlich und südlich vom Fluß bildeten das Land Gilead, an welchen Namen noch die Ruine und Quelle von ġalūd erinnern. Dort drüben auf einer jener Bergwarten (1 Mo 31,48. 49) errichteten einst Laban und Jakob einen Haufen von Steinen zum Zeugen ihres Bundes. Dann ist Jakob an die Furt des Jabbok herabgezogen und ist daselbst zum Gotteskämpfer geworden.

Die Ufer waren mit üppigen Oleanderbüschen gesäumt, die in feurigem Rot erglänzten und mit betäubendem Geruch

die Luft erfüllten. Nach kurzer Rast überschritten wir den Jabbok und stiegen jäh zu dem Dörfchen Burme empor. Bald führte der Pfad mitten in den Wald, zwischen harzigduftigen Pinien und trotzigknorrigen Eichen hin. Hier hat einmal ein hitziger Bruderkampf getobt. Die Knechte Davids haben einen Sieg über Absaloms Heer errungen; dieser selbst ist der gerechten Strafe nicht entgangen. Auf einem Maultier reitend blieb er mit seinem langen Haupthaar in dem Geäst einer „großen, dicken Eiche" hängen und wurde von Joab erstochen (2 Sa 18,9).

* * *

Dscherasch (gérasch), das alte Gerasa, war eine der Zehn Städte (Mt 4,25). Die Blüte der Stadt fiel in die Zeit der römischen Kaiser des zweiten und dritten Jahrhunderts, aus welchen Tagen die Ruinen der großartigen Bauten stammen. Damals war Gerasa stark befestigt. Der Lauf der umfangreichen Stadtmauer kann noch an den Abhängen der Berge verfolgt werden. Heute ist Dscherasch ein von Tscherkessen bewohntes Dorf. Mit Wohlgefallen beobachtet man das fleißig bebaute Land, die Bewässerung der Wiesen, die Anfänge von Straßen, auf denen mit zweirädrigen, plumpen Wagen gefahren wird, die Mühlen und die stattlichen Herden. Im übrigen stellten sich die Tscherkessen in wenig günstigem Lichte dar. Sie waren unfreundlich und kaum bereit, gegen gutes Geld etwas zu verkaufen. Ihre langen Säbel, welche schräg im Gürtel stecken, die mit einer Patronenreihe geschmückte Brust, die Pelzmützen, die bis an die Knie reichenden Mäntel und die hohen Stiefel oder Gamaschen und das stechende Auge verliehen den Männern ein martialisches Aussehen.

Behaglichen Gefühls erwachte man am folgenden Morgen, denn es war Rasttag. Nach dem Frühstück betraten wir unter der sachkundigen Führung des Herrn G., Baumeisters

der Erlöserkirche in Jerusalem, die Ruinenstätte, auf dem rechten Ufer eines wasserreichen Baches. Obgleich der Zahn der Zeit, Erdbeben, Belagerungen und neuestens die grobe Beraubung durch die Tscherkessen, welche die schönsten Steine und Säulenstümpfe zum Bau ihrer Häuser benützen, den Bauten übel mitgespielt haben, so ist doch noch vieles erhalten. Durch ein dreiteiliges Triumphtor tritt man von Süden her ein. Welche Gedanken bewegen auch hier die Seele! Ein Alter von 17 Jahrhunderten haben diese Ruinen hinter sich und noch legen sie Zeugnis ab von der Macht und Prachtentfaltung des römischen Reiches. Dort in der Nekropole, der Totenstadt, ruhen die, deren Fuß einst durch die majestätischen Säulenhallen wandelte, deren Geist und Sinn sich in den Theatern, den Schiffskämpfen und Bädern ergötzte. Und jetzt redet alles dieselbe Sprache wie in Askalon (S. 312): Sic transit gloria mundi!

Andern Tages ritten wir 'ammān zu, dem Rabbat Ammon der Bibel, das David durch Joab erobert hat (2 Sa 10. 11). — Eine Erscheinung, der man besonders häufig diesseits des Jordan ansichtig wird, begegnete uns auch im Ostjordanland; es sind dies pyramidale Steinhäufchen, die gewöhnlich auf dem Übergang eines Bergrückens sich erheben. Sie besagen, daß in der durch sie angegebenen Richtung ein hl. Ort, ein ʷili oder eine Moschee liegen und von hier aus sichtbar werden. Der muhammedanische Pilger, der an diesen Platz kommt, legt einen Stein auf eines der Häufchen und spricht: „Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah, und Muhammed ist der Gesandte Allahs". Dies geschieht in der Absicht, daß der Stein am Tage der Auferstehung und des Gerichts ihm ein Zeuge sei, daß er Allah als den einzigen bekannt hat. Daher heißen die Steine „meschāhid" d. h. Steine, die mit einem zeugen, und Orte, wo gezeugt wird. Wir werden kaum fehlgehen, hierin einen alten Brauch zu erkennen, insofern Steindenkmale von jeher

zum Zeugnis für eine Begebenheit oder Handlung errichtet worden sind. So hat man z. B. bei dem Einzug des Volkes Israel ins gelobte Land (Jos 4) sowohl im Jordan als auch bei Gilgal Steine zum Zeugnis für spätere Geschlechter aufgehäuft; vgl. auch 1 Mo 31,44—48 und 1 Sa 7,12.

Auch 'ammān's Herrlichkeit ist in den Staub gesunken. Gewaltige Säulen ragen aus dem Hof eines Tscherkessenhauses und scheinen höhnend die ärmliche Umgebung zu betrachten. Andere werden von den Wellen bespült, nur wenige stehen allen Anstürmen zum Trotz und scheinen noch der Aufgabe gerecht werden zu wollen, zu der sie bestimmt waren, so die zwölf Säulen vor dem großen Amphitheater, das noch in gutem Zustand ist. Es mochte auf achtundvierzig Sitzreihen gegen 6000 Zuschauer fassen.

An einem Lager von Zigeunern vorbei, deren Weiber mit langer Stockpfeife einherstolzierten und mächtige Wolken hinausbliesen, gelangten wir auf ein weidereiches Hochland. Diese grasreichen Gegenden Gileads waren den praktischen Hirtenstämmen Ruben, Gad und Halb-Manasse nicht entgangen, weshalb sie gleich beim Durchzug Mose um Überlassung des Ostjordanlandes baten. Nie zuvor habe ich eine so zahlreiche Herde Pferde, Kamele und Esel wie hier weiden sehen. Auf praktische Weise versteht es der Araber diese Tiere, denen manchmal die Lust ankommt, unerlaubten Gebrauch von ihrer Weidefreiheit zu machen, fein zahm zu halten. Er bindet den zu Freiheitsdurstigen entweder die beiden Vorderfüße oder einen Vorderfuß und einen Hinterfuß mit dem Halfter oder einer Kette lose zusammen, so daß sie sich nur langsam und in kleinen Schritten bewegen können.

Im Besitz einer edlen Stute zu sein, ist der Stolz des Beduinen. Mit rührender Sorgfalt pflegt er das Tier. Muß er es veräußern, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß ihm der Käufer die zwei ersten Stutenfohlen nach 100tägiger Säugezeit unentgeltlich abtritt. Der Preis

einer edlen Stute schwankt zwischen 2000—3000 Franken. Die guten Eigenschaften eines solchen Tieres werden in manchen Liedern besungen.

Ein dem Beduinen ganz unentbehrliches Tier ist das Kamel, das wegen seiner Leistungs- und Widerstandsfähigkeit, seiner Gutmütigkeit und Genügsamkeit hoch geschätzt wird. Ein Kamel kostet durchschnittlich 300—400 Franken.

Ein nicht minder nützliches Tier ist der Esel, der bei den Fellachen noch häufiger als das Kamel und Rind anzutreffen ist. Weiße Esel sind selten und noch immer geschätzter als die grauen (Ri 5,10). Für einen grauen Esel zahlt man 80—120, für einen weißen bis 200 und mehr Franken.

Die letzte Tscherkessenkolonie heißt ṣīr. Sie ist das Jaeser in Jos 13,25 und liegt am Fluß gleichen Namens, dessen Tal herrlich bewaldete Berghänge einsäumen. Als wir hier unser Mittagsbrot verzehrten, hatten etliche Burschen, weiß nicht welchem Gebot der Nächstenliebe folgend, die Liebenswürdigkeit uns mit Steinwürfen zu begrüßen, wie es weiland dem David widerfuhr (2 Sa 16,6). Nach kurzem Aufenthalt ritten wir durch das idyllische Tal nach ʿarāḳ il-amīr d. h. Felsenburg des Fürsten. Ringsum türmten sich Höhen. Wir fanden uns wie eingeschlossen, fern von menschlichen Wohnungen und beschlossen in voller Rüstung zur Ruhe zu gehen. — Das Morgenlicht begrüßte die Erwachenden, und zur Zelttüre herein rief ein Beduine, der Schech des Stammes, in dessen Gebiet wir lagerten, seinen „Guten Morgen“. Wie aufrichtig der Gruß war, zeigte sich bald. Er war die Einleitung zu einem unerquicklichen Gespräch. Der Häuptling warf sich ohne weiteres zum Führer auf, wie es denn jeder Schech als ein unantastbares Recht seiner Würde erachtet, Fremde durch sein Stammgebiet zu begleiten. Er stieg mit uns zu den Höhlen der benachbarten Felsenwand. Von da gingen wir einen Dammweg, der auf

beiden Seiten mit durchbohrten Steinblöcken eingefaßt ist, bis zu den Überbleibseln eines Palastes, „ḳaṣr il-'abd Burg des Sklaven“ genannt. Nach einer Viertelstunde hatte der Beduine die Führerschaft satt. Er gab zu verstehen, daß eine Gabe aus dem metallenen Bestand unserer Börsen am Platz wäre. Weil den Abend zuvor sich in der Umgebung einige Beduinen hatten blicken lassen, die zu rufen ihm ein Leichtes gewesen wäre, blieb uns nichts übrig als dem Wegelagerer einen bescheidenen Tribut zu entrichten. Dann ritten wir davon und achteten seiner Verwünschungen nicht mehr.

Am letzten Tag der Reise zogen wir auf wohlbekannten Wegen „hinauf gen Jerusalem“.

Kapitel 32.

Jerusalem im 19. Jahrhundert.

Wer Jerusalem heute betrachtet und es mit seinem Stand, wie er vor 100 oder erst 50 Jahren war, vergleicht, wird nicht wenig erstaunt sein über den gewaltigen Fortschritt, den die Stadt in diesem Zeitraum genommen hat. Vor 100 Jahren gab es außerhalb der Stadtmauer keine bewohnten Häuser; die wenigen armseligen Gartenwohnungen mußten wegen großer Unsicherheit verlassen werden. Noch ums Jahr 1858 wurde der Begründer des Syrischen Waisenhauses J. L. Schneller das einemal beim Rückweg aus der Stadt, das andremal im Haus selbst von räuberischen Fellachen angefallen und ausgeraubt. Wegen dieser Unsicherheit wurden längs des Weges nach Jaffa Wachttürme für Polizeistationen erbaut. Die Umgebung der Stadt glich einer Wüste, die bis an die Mauern reichte. In der Stadt selbst standen viele Häuser leer und wurden als Ablagerungsstätten für den Kehricht verwendet. Die Fensteröffnungen hatten noch keine Glasscheiben, sondern nur Läden, welche bei Nacht geschlossen wurden. Auch gab es manche Plätze, auf denen gepflügt und gesät wurde. Die Christen besaßen keine Erlaubnis, irgend etwas zu bauen. Die religiösen Genossenschaften wurden von den Stadtoberen noch mehr als heutzutage ausgebeutet. In den Jahren 1812—32 mußten die Franziskaner 13 Mill. Piaster bezahlen. Die Regierung bezeichnete in ihren offiziellen Schriftstücken die „Ungläubigen“ stets als

„Hunde“. Der Übertritt eines Muhammedaners zum Christentum wurde gesetzlich mit dem Tode, seit den 40er Jahren mit Freiheitsstrafen bestraft.

So blieben die Dinge bis 1832, als Ibrahim Pascha Palästina den Türken wegnahm. Jetzt begann eine neue Zeit. Die religiöse Unduldsamkeit hörte auf, die christliche Mission bekam freie Bahn. Die Juden durften eine zweite Synagoge bauen. Ibrahim ließ auch mehrere Gebäude aufführen, so die Kaserne auf dem Platz der alten Antonia und die in der Oberstadt neben der heutigen Zionsburg. Auch die zwei Windmühlen, die fast einzigen Gebäulichkeiten außerhalb der Stadt, entstanden damals.

Beinahe wäre mit der Vertreibung Ibrahim Pascha's im Jahre 1840 wieder ein Rückschlag eingetreten, doch ließ sich der einmal begonnene Fortschritt nicht mehr aufhalten. Die Neuzeit verlangte gebietend ihr Recht. Der Umschwung in den Verhältnissen Jerusalems ist mit der Einführung der europäischen Konsulate und mit der zunehmenden Einwanderung der Europäer erfolgt. Die ersten Konsuln waren in ihren Rechten noch ziemlich eingeschränkt; sie durften z. B. kein Haus kaufen oder erbauen, sondern mußten Mietswohnungen beziehen; auch waren sie, weil es entweder an Handwerkern fehlte, oder weil die ansässigen nicht nach europäischem Geschmack zu arbeiten verstanden, vielfach auf sich selbst angewiesen. Der erste preußische Konsul mußte für die Bereitung seines Brotes und seines Weines selbst besorgt sein. Er hat von den Fellachen Trauben gekauft, sich große irdene Töpfe angeschafft, und einer seiner Diener hat den Wein darin bereitet in derselben primitiven Weise, in der es die Fellachen noch heute zu tun pflegen. Was die zunehmende Einwanderung der Europäer betrifft, so ist die Äußerung des bekannten Palästinaforschers Dr. Tobler sehr charakteristisch dafür. Er schrieb im Jahre 1865: „Vor 30 Jahren weilten mit mir in Jerusalem ein amerikanischer

Missionar, ein von Muhammed 'Ali angestellter italienischer Arzt, ein sogenannter Baron Müller, ein deutscher Gärtner und ein französischer Tambour-Major, und jetzt — welche Menge von Franken, welches Kapital ihrer geistigen Fähigkeit! Der friedliche Kreuzzug hat begonnen; Jerusalem muß unser werden!" Wie viel mehr würde sich Tobler heute nach weiteren 30 Jahren über den Aufschwung der Stadt wundern, denn tatsächlich ist der Fortschritt der ersten 7 Jahrzehnte im Vergleich mit demjenigen der 3 letzten gering zu nennen.

Es ist höchst interessant, aus dem Munde alter Jerusalemer sich erzählen zu lassen, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten in der heiligen Stadt ausgesehen hat, und wie das nun alles anders geworden ist. Wir wollen versuchen, es an einer Reihe von **Erscheinungen** zu zeigen. Die hervorstehendste derselben ist die rasche Entfaltung der Bautätigkeit. Noch in der Mitte des Jahrhunderts gab es, abgesehen von dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Nebi Daud, kein einziges bewohntes Gebäude außerhalb der Stadtmauern. Es fanden sich nur einige zerfallene Gartenhäuser, zwei kuppelartige Grabdenkmäler muhammedanischer Heiliger und die erwähnten Windmühlen. Da begannen die Christen mit dem Bau von Kirchen, Klöstern und Missionsgebäuden, zunächst im Jahr 1846 die Engländer mit der Christuskirche neben der Citadelle, dann der griechische Patriarch mit seiner Residenz westlich vom Aussätzigenasyl. Zu ersterer ließ man die Steinhauer und Maurer aus Malta kommen, denn im Lande selbst fehlte es noch an geeigneten Kräften. Rasch aber erlernten die Eingeborenen, vor allem die Bethlehemiten, von jenen diese Kunst und jetzt sind sie wegen ihrer Geschicklichkeit rühmlich bekannt. Allmählich hat sich die Stadt nach drei Richtungen hin je eine halbe Stunde weit ausgedehnt: nach Norden bis zum Skopus, nach Süden bis über die deutsche Kolonie hinaus, besonders weit und dicht aber nach Westen, nämlich bis zum Abhang der westlichen Täler an der Straße

nach Jaffa. Und dieses Wachsen steht nicht still; wo irgend leere Plätze sind, gewahrt man, wenn man etwa nach einigen Monaten wieder vorbeikommt, eine lange Häuserfront oder ein Landhaus mit wohlumfriedigtem Garten.

Die Vorstadt hat im Vergleich mit der Altstadt Jerusalem ein vollständig anderes Aussehen, was von der veränderten Bauart herrührt. Nachdem seit dem Bau der Jaffastraße und besonders der Eisenbahn schwere, lange Holz- und Eisenbalken, Bretter und Ziegel hieher befördert werden können, ist eine mehr europäische Bauweise aufgekommen. Die Häuser der Vorstadt sind mit Ziegeln gedeckt und ihre Zimmer häufig nicht mehr gewölbt.

Bei dem raschen Wachsen der Vorstadt und dem Einfluß der Europäer mußten gewisse Einrichtungen, die seit alters bestanden, fallen gelassen werden. So blieben seit Anfang der 70er Jahre die Tore auch bei Nacht offen und wurden in der Mittagsstunde des Freitags, während welcher die Gläubigen auf dem Háramplatz zum Gebet versammelt sind, nicht mehr geschlossen. Die Zöllner an den Stadttoren sind eingegangen. Noch im Anfang des Jahrhunderts war ein Betreten des Háram d. i. des alten Tempelplatzes den Christen unbedingt untersagt. Nach dem Krimkrieg trat hierin eine Erleichterung ein, doch war es anfangs nur fürstlichen und hochgestellten Personen gestattet, die Omarmoschee zu betreten. Im Jahr 1866 erhielt die erste Pilgerkarawane Einlaß gegen Erlegung von 80 Franken. Heute kann jeder Reisende gegen ein kleines Trinkgeld unter Führung eines Polizisten und eines Konsulatskawassen die Stätte besuchen.

Wie die Stadt dem Raum nach, so wuchs auch ihre Seelenzahl. Diese betrug im ersten Drittel des Jahrhunderts nach Robinsons Schätzungen etwa 12000; später belief sie sich den sorgfältigsten Erkundigungen des Konsuls Schultz zufolge auf etwa 17000 Seelen. Auf Grund der ersten „sogenannten“ (nur die steuerpflichtigen Männer werden

gezählt) Volkszählung vom Jahr 1851 waren es damals 5839 männliche Individuen, was einer Einwohnerzahl von etwa 23500 gleichkommt. Und heute? Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir der Stadt ungefähr 70000 Einwohner zuschreiben. In den Händen der Muhammedaner liegt die Regierungsgewalt; aus ihnen rekrutieren sich die Beamten und das Militär und darum sind sie dominierend. Die Juden bilden jetzt schon in mehr als einer Beziehung eine bestimmende Macht im öffentlichen Leben, sie haben einen großen Teil des Handels und des Verkehrswesens in Händen. Die Christen endlich üben die geistige Herrschaft in der Stadt aus.

Die zweitwichtigste Erscheinung ist die in stetem Steigen begriffene Zahl der Reisenden, deren Sehnen dem H. Land und im besondern seiner Hauptstadt gilt. „Hinauf gen Jerusalem!“ dieser Ruf tönt alljährlich im Herzen einer nach Tausenden zählenden Pilgerschar. Seit den vierziger Jahren hat der Eifer der abendländischen Christenheit für das Morgenland wieder zugenommen. Russische, französische, italienische, österreichische und deutsche Pilgerzüge besuchen die hl. Stätten. Zu ihnen gesellt sich seit den 70er Jahren der Strom der gewohnheitsmäßigen Touristen. Nicht vergessen wollen wir das rege Interesse der Wissenschaft, die jedes Jahr etliche Gelehrte zu Forschungszwecken für längere oder kürzere Zeit sendet. Wieviel geschieht doch von ihnen in literarischer Hinsicht! Welche Masse von Büchern, Broschüren, Karten, Zeitschriften werden über die Archäologie, Topographie, Ethnographie, Geologie, Geographie, Kartographie, Geschichte und Linguistik des H. Landes publiziert! Wer wüßte nicht, wie sehr mit jedem Jahr die Touristenliteratur anschwillt!

Der große Fremdenverkehr bedingte selbstverständlich neue Einrichtungen zur Unterbringung der Gäste. Aus dem Jahr 1847 wird berichtet, daß nur etliche Schnapsbuden bestanden, die von Griechen bewirtschaftet wurden. Neben

den Pilgerherbergen, dem deutschen evangelischen Hospiz des Johanniterordens, dem deutschen katholischen Hospiz, dem österreichischen Hospiz, der Casa nuova, den russischen Pilgerhäusern entstanden eine Anzahl europäisch eingerichteter Gasthöfe, von denen wir nennen: Grand New Hotel, Lloyd Hotel, Hotel du Parc, Hotel Kaminitz. Dazu kommen Weinwirtschaften, Weinhandlungen, Bierlokale und eine Bierbrauerei auf der deutschen Kolonie.

Im Zusammenhang mit dem gesteigerten Verkehr steht die Herstellung von Straßen und der Bau einer Eisenbahnlinie von Jaffa nach Jerusalem. Im Jahr 1866 entschloß sich die Regierung zum Bau einer Straße nach Jaffa. Sie kam nicht teuer, da die umliegenden Dörfler Frondienste leisten mußten und alle technischen Schwierigkeiten umgangen wurden. Dies war die erste Straße Palästinas. Im Jahr 1879 wurde dieselbe den Anforderungen der heutigen Straßenbaukunst entsprechend teilweise neu traciert und gebaut. Auf dieser Straße konnten nun auch die drei großen Glocken, die ersten für Jerusalem, welche seit Jahren neben dem Zollhaus in Jaffa lagen, an ihren Bestimmungsort geführt werden.

Als Folge der nach und nach erbauten Straßen kam ein neuer Erwerbzweig in Aufnahme: das Fuhrwesen. Anfangs diente dasselbe nur dem Verkehr zwischen Jerusalem und Jaffa; seit Einführung der Eisenbahn aber besorgen die Wagen fast nur noch den Straßenverkehr der Vorstadt Jerusalems und den zwischen Jerusalem, Bethlehem, Hebron, 'Ain Karim und Jericho.

Von großer Bedeutung für ein Land sind bekanntlich Post und Telegraph. Beide fungierten anfangs in der denkbar notdürftigsten und unsichersten Weise. Die Briefe wurden in einem Taschentuch auf der Straße aufgelegt, wo jedermann suchen konnte, ob etwas für ihn vorhanden sei. Ein Brief nach Deutschland kostete vor 30 Jahren noch 1 Franken

Gold. Daß jedermann in Jerusalem seine Briefe heute noch auf dem Postbureau selbst abholen muß, sei für den abendländischen Leser nur beiläufig bemerkt. Jetzt gibt es auch eine österreichische, deutsche, russische und französische Postanstalt.

Wenn wir oben erzählten, daß noch um die Mitte des Jahrhunderts manche Handwerke nicht vertreten waren, oder daß die Europäer auf manche Bedürfnisse und Annehmlichkeiten verzichten mußten, so ist das jetzt in vielem besser geworden. Es gibt Bäcker, Konditoren, Schuhmacher, Sattler, Schneider, Steinhauer, Töpfer, Tischler, Müller, Gärtner, Mechaniker, Messerschmiede, Photographen, Uhrmacher, Hoteliers, Kaufleute, Spediteure, Reiseunternehmer, Bankbeamte, Apotheker, Zahnärzte, Ärzte usw. — Im übrigen ist die Industrie noch sehr unentwickelt. Weitaus die meisten Utensilien für den täglichen Gebrauch oder für die Einrichtung des Hauses stammen fertig oder als Rohprodukte aus Europa. Es seien nur einige erwähnt: Porzellan, Lampen, Spiel- Glas- Eisenwaren, Stoffe für Kleider und Wäsche, Hüte, fast alles Leder, alle Bretter und Balken, die verschiedensten Nahrungsmittel, Konserven, Bier, Papier, Musikinstrumente, Spiegel, Bilder, bessere Korbwaren, Farbstoffe, endlich Messer, Scheren, Zündhölzchen und alle die vielen uns unentbehrlichen Dinge. Zahlreich sind hier nur die Verfertiger von Gegenständen der Erinnerung und des Kultus und zum Teil des Schmuckes geworden. Diese Waren bestehen aus Ölbaumholz, Perlmutter, Silber, seidenen Stoffen und Stickereien. Als einzige Industriezweige können nur die Seifen- Wachskerzen- und Zementfabrikation namhaft gemacht werden. Stark ist unter den einheimischen Jerusalemiten die Zunft der Rasierer, Schuhmacher, Bäcker von Brot und Süßigkeiten, Lokandenbesitzer vertreten.

Die Presse liegt in Jerusalem wegen der strengsten Censur im Argen. Es gibt zwar in den Missionsanstalten Druckereien, eine großartige mit Motorbetrieb bei den Franzis-

kanern, ferner in der englischen Mission, bei den Armeniern, den Juden und im Syrischen Waisenhaus, aber es erscheinen nur 2 hebräische Zeitungen. Was gedruckt wird, sind außer Accidenzarbeiten religiöse, sprachliche und Unterrichtsbücher sowie Missionsberichte.

Als nicht zu unterschätzende Zeichen der Zeit, mit deren Erwähnung ich diesen Rückblick schließe, dürfen angesehen werden erstens das zunehmende Interesse der Christenheit für das heilige Land und seine Hauptstadt, zweitens die im Zusammenhang damit stehende Flut von Mönchen, Nonnen und Religiosen aller Art, die sich über Stadt und Land ergießt und drittens der trotz aller Hindernisse wachsende Zuzug der Juden.

Chronologische Übersicht.

1808 brannte die hölzerne Kuppel der Rotunde der hl. Grabeskirche ab. Sie wurde in den folgenden Jahren durch eine neue aus Holz und Blei ersetzt.

1823 Beginn der Londoner Judenmission auf dem Berg Zion unter Leitung eines Deutschen, Namens Nikolayson.

1832 Ibrahim Pascha erobert Jerusalem und nimmt seine Residenz auf Nebi Daud.

1840 Wiedereinsetzung der türkischen Regierung.

1841 Englisch-preußisches Übereinkommen, auf Grund dessen ein protestantisches Bistum in Jerusalem errichtet werden soll. (Aufhebung dieses Vertrages zwischen beiden Mächten am 3. November 1886).

1842 21. Jan. Ankunft des ersten Bischofs M. S. Alexander, † Nov. 1845. — Errichtung des preuß. Konsulats.

1846 30. Oktober Ankunft der beiden von Spittler gesandten Chrischonabrüder Palmer und Schick für das Brüder-

haus in Jerusalem. — 30. Dezember: Ankunft des von preußischer Seite ernannten Bischofs Samuel Gobat, † 1879.

1847 das seit den Kreuzzügen aufgegebene lateinische Patriarchat wird wieder errichtet: Patriarch Josef Valerga. Errichtung einer russischen geistlichen Mission unter einem Archimandriten.

1848 im Januar zieht der neue Patriarch Jos. Valerga in die hl. Stadt ein. — Gründung des House of industry seitens der Londoner Juden-Missionsgesellschaft. — Ankunft der französischen „Josephs-Schwestern".

1849 21. Januar: feierliche Einweihung der ersten evangelischen (englischen) „Christuskirche" durch Bischof Gobat.

1851 17. April: Pastor Th. Fliedner, der Begründer des Kaiserswerther Diakonissenhauses, zieht mit 4 Diakonissen in Jerusalem ein. — Eröffnung einer Pilgerherberge für evangelische Reisende im Haus der Kaiserswerther Schwestern (s. 1855). — Erste „sogenannte" Volkszählung Jerusalems, wobei indes wie noch heute nur die steuerzahlenden Männer gezählt wurden.

1852 Ankunft des ersten deutschen evangelischen Pastors Valentiner. — Gründung des St. Vincentius-Vereins zur Unterstützung der Armen. — Gründung des „Jerusalems-Vereins" durch Hofprediger Strauß und Major Westphal.

1853—56 Bau des St. Ludwig-Spitals, von katholischen Josephsschwestern bedient. — Rothschild'sches Spital.

1854 8. November: Ankunft des bisherigen Hausvaters auf St. Chrischona J. L. Schneller, nunmehr zum Vorsteher des Brüderhauses in Jerusalem bestimmt (s. 1846).

1855 Ankauf eines Hauses als deutsche „Pilgerherberge" in der Nähe der Grabeskirche (s. 1851). — M. A. Ratisbonne, der Gründer und Direktor bedeutender Anstalten, betritt den Boden des heiligen Landes.

30. Juni: Gründung des „Vereins vom hl. Grabe", der sich die Förderung der deutsch-katholischen Interessen zur Aufgabe gestellt hat (s. 1895). — Besuch des nachmaligen Kaisers Maximilian von Mexiko. — Herausgabe des Blattes: „Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande", Organ des Jerusalemsvereins.

1856 die Londoner Juden-Missionsgesellschaft gründet zwei Schulen für Knaben und Mädchen. — Niederlassung des Ordens der „Zionsschwestern".

1857 Herausgabe der Zeitschrift „Das heilige Land" in Köln, Organ des Vereins vom hl. Grabe (bzw. der deutsch-katholischen Mission im hl. Lande).

1858 Übernahme des Hospizes („Pilgerherberge" s. 1855) von dem evangelischen Zweig des Johanniterordens. — Errichtung der österreichischen Postanstalt. — Bau des österreichischen Hospizes mit einem Kostenaufwand von 300000 fl.; seiner Bestimmung übergeben im Jahr 1863.

1859 der erste russische Großfürst erscheint in Jerusalem. Ein großes russisches Spital wird gegründet.

1860 Grundsteinlegung der prächtigen Kirche der hl. Dreieinigkeit auf dem Russenplatz. — 11. Nov.: Gründung des Syrischen Waisenhauses.

1862 Besuch des Prinzen von Wales.

1863—68 Bau der Ecce-homo Kirche mit dem Kloster der Zionsschwestern verbunden.

1864 Vornahme einer Straßenkorrektion, wobei vorstehende Steinbänke und Läden weggebrochen wurden; auch wurde von nun ab für Beleuchtung der Stadt gesorgt. — Synagoge der Aschkenasim vollendet.

1865 Einrichtung des Telegraphenbureaus. — In den 60er Jahren Erbauung der „Name Jesu Kirche", Prokathedrale des lateinischen Patriarchen. — Gründung des englischen Palästina-Vereins.

1866 Verlegung des Johanniterhospizes (s. 1858) in das jetzige

Gebäude. — Bau der alten Jaffastraße. — Erstes vollständiges Glockengeläute in der heiligen Stadt.

1867 Gründung des „alten" Aussätzigenhauses auf Anregung und unter Mithilfe der Freifrau Keffenbrink-Ascheraden. — Heuschreckenplage.

1868 Wiederherstellung der großen Kuppel über der Grabeskirche. — Einweihung von Talitha Kumi, der früher in der Stadt untergebrachten Mädchenerziehungsanstalt der Kaiserswerther Diakonissinnen.

1869 Besuch des Kronprinzen von Preußen; 7. November: Schenkung des Muristan von seiten des Sultan an die Krone von Preußen. — Besuch des österreichischen Kaisers.

1870 Credo-Kapelle auf dem Ölberg restauriert.

1871 Karl Stangen macht die erste Landreise durch Palästina. — 16. Juli: Einweihung der protestantischen Kapelle auf dem Muristan. — Umwandlung des preußischen Konsulats (s. 1842) ins deutsche Konsulat.

1873 Bildung des „Deutschen Vereins". — Vincenz Bracco folgt als 2. lateinischer Patriarch. — Gründung der deutschen Gemeindeschule. — Gründung der deutschen Tempelgemeinde auf der Rephaim-Ebene. — Ankunft der Karmeliterinnen auf dem Ölberg.

1874 Einweihung der arabisch-protestantischen St. Paulskirche.

1875 das bisher zugemauerte Herodestor wird geöffnet.

1876 Bau der Kirche der Karmeliterinnen auf dem Ölberg, ebenso des Klosters der Karmeliterinnen auf dem Ölberg, vollendet 1879. — Ankunft der „Brüder der christlichen Schulen", welche im H. Lande Schulen eröffnen.

1877 Konstituierung des „Deutschen Palästina-Vereins" in Leipzig. — Jerusalem erhält die erste Dampfmühle.

1878 Ankunft der „Weißen Väter" (St. Anna).

1879—1880 Bischof Barclay.

1880 Vollendung des französischen Hospitals nebst Kapelle.

— Bau des Versammlungssaales der Tempelgemeinde. — Auffindung der Siloah-Inschrift von Baurat Dr. Schick. — Kapelle in Bethphage erbaut. — Stiftung des Ordens der Rosenkranzschwestern (aus Eingebornen bestehend).

1882 Gründung des „Freien deutschen Vereins" der Templer. — Prinz Heinrich von Preußen besucht das H. Land (s. 1890).

1883 Bildung einer russischen Palästinagesellschaft.

1884 Erscheinen der Quartalschrift „der Bote aus Zion", Organ der Mission des Syrischen Waisenhauses. — Ankunft der Dominikaner (St. Etienne) und der Clarissinnen am Wege nach Bethlehem. — Gründung des „Palästina-Vereins der Katholiken Deutschlands" (s. 1895).

1885 Ankunft der Franziskanerinnen, arabisch rāhibāt il-chūri genannt.

1886 im Frühjahr: Einweihung des neuen großen Aussätzigenhauses „Jesus-Hilfe" im Westen der Tempelkolonie. — Ankunft der St. Vincenz-Schwestern.

1887 Bischof Dr. Blyth. — In den 80er Jahren Bau der Salvatorkirche mit hohem Glockenturm und Uhrwerk. — Ankunft der Assumptionisten.

1886—1888 Gründung des Deutsch-katholischen Hospizes nebst Kapelle. — Errichtung der türkischen Realschule (ruschdīje) innerhalb des Herodestores.

1888 Ankunft der Sühneschwestern (Soeurs Réparatrices, arabisch rāhibāt il-ḳurbān).

1886—1890 Kirche der katholischen Armenier und Kirche der Abessinier erbaut.

1889 22. Juni: Errichtung der „Evangelischen Jerusalem-Stiftung". — Ludwig Piavi, der 3. lateinische Patriarch.

1889—1890 Die Straße Jerusalem-Bethlehem-Hebron wird ganz, diejenige Jerusalem-Jericho und Jerusalem-'Ain Karim nahezu vollendet.

1890 Bau des Hospitals der Municipalität an der Jaffastraße vollendet. — Besuch des Prinzen Heinrich v. Preußen mit Gemahlin (s. 1882).

1891 Anlegung des Stadtgartens.

1892 Kapelle der Klarissinnen am Berg des bösen Rats erbaut. — Oktober: Eröffnung der Bahnlinie Jaffa-Jerusalem.

1893 im Mai: Eucharistischer Kongreß in Jerusalem unter Leitung des Kardinals Langénieux von Rheims und Anwesenheit von 28 Patriarchen, Bischöfen und Prälaten. — 31. Oktober: Grundsteinlegung der Erlöserkirche. — Grundsteinlegung zur Kirche Notre Dame de France.

1894 3. Juli: Einweihung des neuen deutschen Diakonissenhospitals.

1895 und folgende Jahre: Bau des Klosters der Vincenzschwestern unterhalb des Hotel du Parc. — 30. Juli: Vereinigung der beiden katholischen Vereine (s. 1855 und 1884) zu dem „Deutschen Verein vom heiligen Grabe“ (vgl. S. 82). — Ankunft der französischen Benediktinerinnen auf dem Ölberg.

1896 18. Oktober: Tod des Begründers des Syrischen Waisenhauses Johann Ludwig Schneller.

1897 1. Mai: Eröffnung der „Deutschen Palästina Bank“.

1898 Bau der Straße auf den Ölberg. Reparatur der Omar- und Aksa-Moschee. — 18. Oktober: Einweihung der englisch-bischöflichen Kollegialkirche. — 29. Oktober: Ankunft Ihrer Majestäten des deutschen Kaisers und der Kaiserin. — 31. Oktober: Einweihung der Erlöserkirche in Gegenwart des Kaiserpaares und zahlreicher Vertreter der evangelischen Kirchenregierungen. — Übergabe der „Dormition de la Sainte Vierge“ an den Deutsch-katholischen Palästina-Verein. — 4. November: Abreise der kaiserlichen Majestäten. — Stephanuskirche der

Dominikaner vollendet. — Eröffnung des französischen Pilgerhospizes.

1899 Januar: Baron Edmund Rothschild aus Paris besucht Jerusalem und die jüdischen Kolonien. — Ankunft der französischen Benediktiner.

1900 1. März: Eröffnung des deutschen Postamtes. — August: Einweihung des Jubiläumsbrunnens am Jaffator. — 7. Oktober: Grundsteinlegung der deutsch-katholischen Marienkirche auf der Dormition. — Pockenepidemie in Jerusalem und Umgebung. — 6. Dezember: Eröffnung des französischen Postamtes.

1901 Vollendung der Straße von Jerusalem nach El-bīre. — 1. September: Eröffnung des russischen Postamtes. — November: Besuch des Prinzen Adalbert von Preußen. — 27. November: Einweihung der Wasserleitung von den Salomonischen Teichen nach Jerusalem — 23. Dezember: Baurat Dr. C. Schick gestorben. — Eröffnung des amerikanischen archäologischen Instituts.

1902 Einweihung eines jüdisch-deutschen Hospitals an der Jaffastraße. — 25. Mai: Waisenmutter „Mama" Schneller gestorben. — Ende Mai: Irade des Sultan, das die staatliche Anerkennung sämtlicher deutscher Wohltätigkeits- und Unterrichtsanstalten ausspricht. — Bau des deutschen Pfarrhauses auf dem Kaiserplatz. — Eröffnung des „Deutschen evangelischen archäologischen Instituts für Altertumswissenschaft des H. Landes". — Herbst und Winter: Choleraepidemie in Palästina.

1903 Gründung eines „Blindenheim", Zweiganstalt des Syrischen Waisenhauses. — 29. Mai: Einweihung des Schulhauses der deutschen evangelischen Gemeinde auf dem Kaiserplatz. — 27. Juli: Schwester Charlotte Pilz, Vorsteherin von Talitha Kumi, gestorben.

ANDOVER THEOL. SEMINARY
MAR 15 1904
LIBRARY.

Anhang.

Münzen und Gewichte.

Die Münzeinheit ist der Piaster (ḳirsch, Pl. ḳurūsch) zu 40 Para (fāḍḍå oder måṣrīje). Das Geld ist in einem Regierungskurs (ṣār) und Verkehrskurs (schuruk) unterworfen. Der Wert eines Piasters ṣār ist 17—18 Pfennige, der eines Piasters schuruk 15 Pfennige. Meist hat jede größere Stadt ihren eigenen Kurs, was den Verkehr sehr erschwert. — Die gebräuchlichsten Münzen nach Jerusalemer Verkehrskurs sind:

1 ßaḥtūt, nicht ganz $1^1/_2$ Para, früher höher im Werte.
1 Kabak, eine große Kupfermünze, früher im Wert von 1 Piaster, gilt jetzt nur noch 2 Para.
1 'aschara, auch Metallik (mätlīk) genannt, gleich $12^1/_2$ Para.
1 Bischlik gleich 3 Piaster; 1 uasari (Syr.: sahrāui) gleich 6 Pi.
1 Medschîdi in Silber gleich 23 Piaster, $^1/_3$ Medschîdi gleich $11^1/_2$ Piaster, $^1/_4$ Medschîdi gleich $5^3/_4$ Piaster.
1 türkisches Pfund gleich 124 Piaster (100 Piaster ṣāṛ).
20 frs (Napoleon) gleich 109 Piaster. 1 frs gleich $5^1/_4$ Piaster.

Die Gewichtseinheit ist das dirhem gleich 3,2 g. $66^2/_3$ dirhem gleich 1 oḳīje oder 213 g. 6 oḳīje gleich 1 oḳḳa oder 1,28 kg. 2 oḳḳa gleich 1 råṭl oder 2,56 kg. 100 råṭl gleich 1 ḳonṭār oder 256 kg. — Von den Hohlmaßen sind die gebräuchlichsten: 1 kēle gleich 2 mudd oder 8 rub'īje oder 16 tumnīje und 1 tumnīje gleich 2,25 l.

Verzeichnis der Bibelstellen.

1 Buch Mose.		4,21	280	14,18	151
Kap.	Seite	8,22	127	23	57
1,3	309	12,2	68	16,14	69
29	203	6	219. 223	18	116
3,14 f	228	13,6 ff	197	18,2	199
18	182	18	219. 305	5—8	177
4,10	229				

Kap.	Seite
18,6	121
19	5
19,1	199
3	121
4 ff	211
20,16	103
21,14	201
18	68
23,11	194
15	194
17	194
24	97
24,16	218
18	200
47	62
50	101
58	101
60	68
62	69
65	103
67	116
25,29	210
26,7. 10. 12 115.	150
15 ff	214
22 197.	215
27,28	131
28,11	211
29,2	216
19	98
30,37—43	178
31,34	35
40	233
31,44—48	326
48. 49	323
33,3	199
4	197
34,11	101
12	102
35,8 183. 219.	223
37,12—17	177
24	214
28	314
42,15	27
43,11	184
29	199
44,14	199
47,30	247
49,6	35
11. 12	184
50,10	248
25	247
2 Buch Moſe.	
3,5	57
8	183
4,6	55
18	200
12,2	128
9	204
15,6	231
21	278
18,7	197
20,7	28
22,26. 27 52.	66
23,16	127
23,19	204
28,42. 43	66
34,22	127
35,25. 26	88
3 Buch Moſe.	
2,5	121
13,48	89
14,40 ff	44
19,18	64
26,5 145.	169
4 Buch Moſe.	
11,5	202
13,24	306
26,3	321
5 Buch Moſe.	
1,44	183
6,11 183.	214
8,7	214
8	161
11,14 128.	136
12,2	219
19,14	187
22,8	49
17	109
24,13	52
25,4	145
28,40 158.	164
32,13 158. 183.	185
32,48—50	223
Joſua	
2,6	49

Kap.	Seite
4	326
5,14	200
7,26	4
8,30 ff	318
10,10	316
13,25	327
14,15	306
15,11	10
20,8	322

Richter.

3,20	49
4,5	183
17 ff	213
5,10	327
28	52
6,1 ff	4
11	157
12	197
32	70
7,13	201
8,3	70
21	231
9,37	223
11,29.34	281.322
12,6	10
13,2	222
14,3	98
8	183
12	102.103.274
15,4	314
19	8
19,20	196
19,23	211
20	8
20,16	74
21,21. 23	288

Ruth.

2,1	99
3	126
4	197
14	201
3	145
3,10	322

1 Buch Samuelis.

1,6	116
17	200
3,14	5
5,4	228
6,9—15	222
7,12	326
9,23	209
12,17	131
13,18	316
14,25	183
27	183
17,7	89. 201
17	201
18	175
34	200
18,6	281
7	278
20,41	199
42	199
21,12 ff	225
22,1	5
9	69
24,4	176
25	180. 204
25,2 ff	177
23	199
26,13	318
18	200
20	307
30,13	322
31,13	223

2 Buch Samuelis.

3,35	247
4,12	306
6,14	106
9,8	200
10	325
11	325
12,3	288
13,23	204
14,26	59
16,6	327
7	34
17,18	48
29	183
18,5	322
9	324
17	4

1 B. d. Könige.

4,25	154.161.165
32	273

Kap.	Seite
7,50	53
9,17	317
10,1	274
17,12	202
18,14	201
43—45	129
19,6	122
19	138
2 B. d. Könige.	
1,8	56. 66
4,10	49
8,13	200
9,17	308
30	60. 62
18,17	89
23,7	88
1 B. d. Chronika.	
9,31	121
13,18	196
2 B. d. Chronika.	
2,16	317
5,13	278
7,5	184
9,8	316
26,6	10
10	184. 311
Esra.	
8,31	231
9,8	194
Nehemia.	
8,16	49
12,40. 42	278
Hiob.	
1,3	184
2,9	228
11	247
21,12	280
27,18	152
23	256
29	258
28,17	93
29,6	184
23	129
30,1	177
31,32	212
37	130
Psalmen.	
1,2. 3	218
7,16	257
19,11	183
22,13	174
23,5	164
47,2	256
52,10	158
59,15. 16	304
65,14	184
68,10	136
26	281
69,2	130
23	154
74,17	127
77	130
84,7	130
91	132
92,11	164
103,16	133
109,23	136
110,3	131
118,12	183
122,3	305
128,3	159
129,6	45
136	278
147,16	129
Sprüche.	
7,6	52
13,14	216
17,19	54
24,13	183
25,11 ff	273
26,1	131
14	53
27,10	259
31,18	52
29	71
Prediger.	
11,1	261
Hoheslied.	
1,5	2
10	289
2,1	312

Kap.	Seite
2,9	282
11 ff	129
13	161
15	154
4,3	289
11	286
12 ff	288
5,13	288
15	289
16	286
7,1	291
3	289
5	289
8,6	285
Jeſaja.	
3,18	62
20	66
5,2. 5	152
27	57
7,3	89
15	183
9,3	143
4	35
10	45
12,3	216
15,3	49
16,10	154
18,5	133
22,22	54
23—25	194
28,27b	148
37,27	45
40,11	178
48,11	157
49,1	132
15	73
16	66
55,1	33
12	256
58,7	208
61,10	104
63,2	157
65,8	316
Jeremia.	
2,13	215
32	102
3,3	130
4,30	62
7,29	243
9,4. 5	27
17	244
16,6	244
7	247
9	109
18,3	86
25,10	120
34	244
37,21	44
41,8	148
15	145
Klagelieder.	
2,15	256
3,16	244
5,18	154
Heſekiel.	
6,13	219
9,2	80
13,11—14	130
16,4	71
10	59
19,12	133
27,17	184
30	244
34,26	128
47,11	205
Daniel.	
2,4	199
Hoſea.	
2,12	161
6,4	131
13,3	52
15	132
Joel.	
1	136
1,12	161
2	136
2,20	136
3,23	184
Amos.	
1,8	313
9,9	148
9,13. 14	184

Kap.	Seite
Jona.	
4,8	133
Nahum.	
3,19	256
Zephanja.	
1,5	49
9	228
2,9	205
Sacharja.	
3,10	161
Maleachi.	
3,2	89
11	136
Weisheit.	
16,16	130
Tobias.	
11,19	102
20	103
Sirach.	
37,33. 34	209
38,32	86
34	86
50,28	9
1 Makkabäer.	
7,39	317
2 Makkabäer.	
7,28	72
Matthäus.	
3,4	56. 183
12	149
4,25	324
5,14	45
34—37	28
6,2	107
7,14	54
25	48
9,15	109
17	157
22	322
23	245
10,9	55
13	196
11,8	56
12,19	300
13,8	150
25	311
21,33	152
42	42
43	166
22,2—14	109
23	302
23,27	246
24,32	135
41	118
25,1—13	109
6	108
26,23	208
26	208
Markus.	
2,9. 11	52
5,38	245
6,8	55. 66
13	164
7,2 ff	209
4	115
14	54
27	38
9,3	89
11,13	166
12,10	42
14,51	55
Lukas.	
1	70
2,8	177
6,38	195
48	45
7,12	245
32	75
45	197
46	164
50	200
9,51 ff	212
62	140
10,4	198
7	199
27	316
37	207

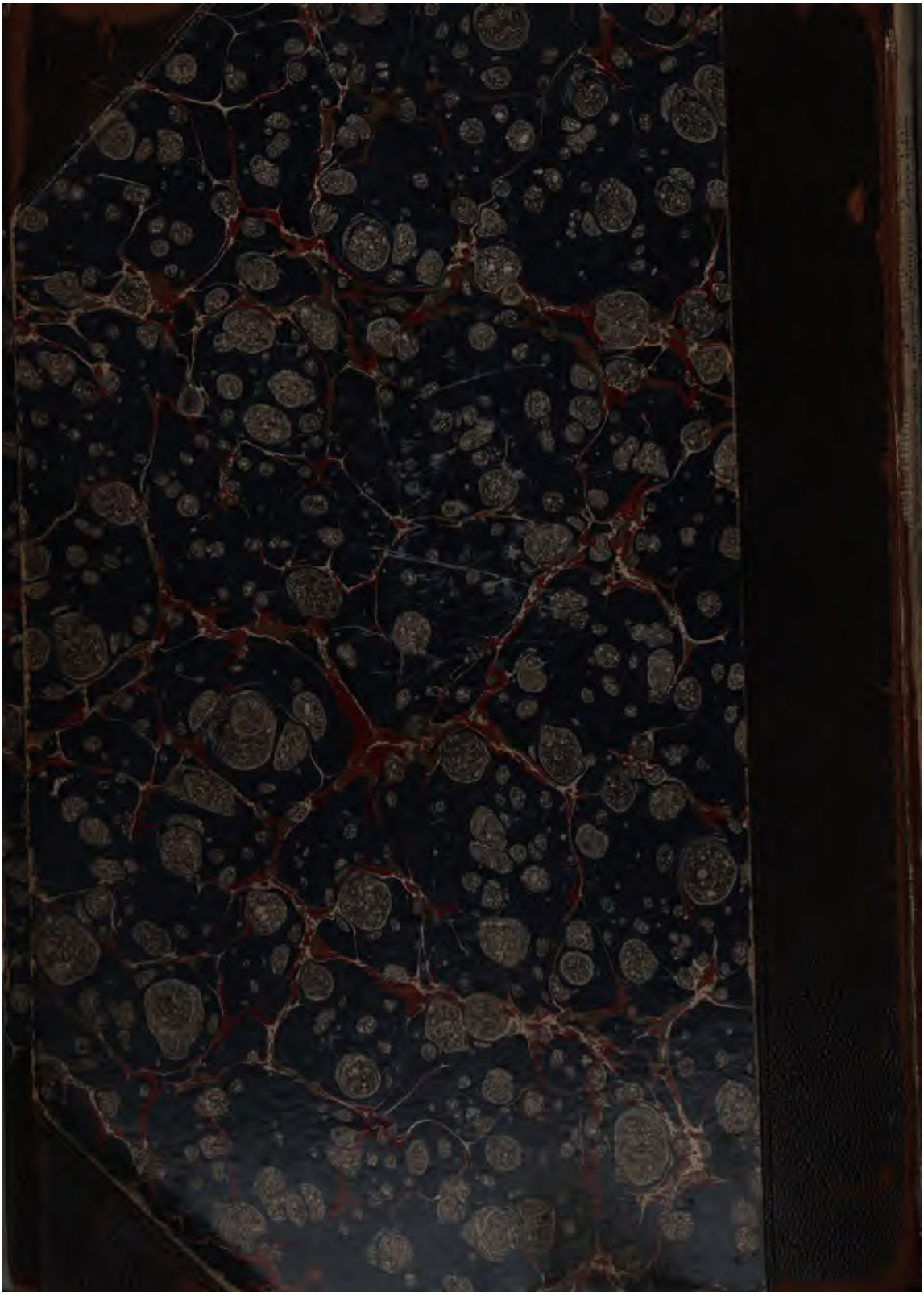
Kap.	Seite
12,37 ff	302
54	128
55	132
13,6	165
14,19	138
15,8	52
17,13	304
20,17	42
22,12	53
31	148
55	48
24,36	196
Johannes.	
1,46	10
48	165
2,4	97
6	322
14	300
3,29	104
30	105
4,9	258
10	216
11	216
5,9. 11	52
9,22	302
10,3—5	177
11,9	310
19	247
13,23	207
15,2	153
16,2	302
18,18	52
20,19	196
Apostelgeschichte.	
2,9—11	305
13	157
8,2	247
9	90
9,37	49
10,9	49
12,8	66
13	53
26,14	140
Römer.	
8,19	36
11,17—24	160
16,16	198
1 Korinther.	
16,20	198
2 Korinther.	
13,12	198
Philipper.	
3,2	38
Kolosser.	
4,6	217
1 Thessalonicher.	
5,26	198
1 Timotheus.	
2,9	60
1 Petrus.	
3,3	60
Offenbarung.	
6,13	164
7	132

Inhalt.

Widmung.
Vorrede.

Kap.		Seite
1.	Bevölkerung. Religion. Religiosität	1
2.	Der Volkscharakter	20
3.	Bau und Einrichtung der Häuser	40
4.	Kleidung und Schmuck	55
5.	Geburt. Name. Kinderspiele und Kinderarbeiten	68
6.	Schulwesen	76
7.	Berufsarten	84
8.	Verlobung und Hochzeit	96
9.	Die Stellung der Frau	110
10.	Arbeiten der Fellachinnen	118
11.	Der Kreislauf des Jahres	127
12.	Ackerbau	135
13.	Weinbau	151
14.	Öl- und Feigenbaum. Gemüsebau	158
	Früchte und Gemüsekalender	171
15.	Rindvieh- und Bienenzucht oder: Das Land, da Milch und Honig fließt"	174
16.	Steuerverhältnisse	186
17.	Kauf und Verkauf	193
18.	Der gesellschaftliche Verkehr	196
19.	Nahrungsmittel und Speisen	201
	Nationalgerichte und Nationalgebäck	206

Kap.		Seite
20.	Mahlzeiten	207
21.	Gaſtfreundſchaft	211
22.	Brunnen	214
23.	Alte Kultusſtätten	219
24.	Synkretismus. Geiſteskranke	224
25.	Abergläubiſches	226
26.	Klima, Krankheiten und Heilmittel	233
27.	Tod, Leichenklage, Grab	243
28.	Geſten	249
29.	Sprichwörter und Rätſel	257
30.	Poeſie und Muſik; Muſikinſtrumente; Volkslieder (Wiegenlieder, Liebeslieder, Hochzeitslieder, Erntelieder, Maurerlieder, Reiſelieder, Lagerfeuergeſänge, Klagelieder) und Melodien	276
31.	Reiſebuchblätter.	
	I. Jaffa. Jeruſalem	298
	II. Hebron. Gaza. Bir Salem	305
	III. Im Lande Gilead	318
32.	Jeruſalem im 19. Jahrhundert	329
	Anhang: Münzen und Gewichte	343
	Verzeichnis der Bibelſtellen	343
	Inhaltsverzeichnis	350

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

3 2044 023 298 508